Deine Geschichte

Transformationserfahrungen aus Ostdeutschland

30 Jahre Deutsche Einheit

Unsere Zukunft

Herausgegeben von Rohnstock Biografien

Die Geschichten aus den Digitalen Erzählsalons wurden aufgeschrieben von den Autobiografikerinnen von Rohnstock Biografien.

Das Projekt „30 Jahre Deutsche Einheit: Deine Geschichte – Unsere Zukunft“ wurde gefördert vom Bundesministerium für Wirtschaft und Energie, dem Beauftragten der Bundesregierung für die neuen Bundesländer.

Gefördert durch:

Bundesministerium
für Wirtschaft
und Energie

Der Beauftragte der Bundesregierung
für die neuen Bundesländer

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

Impressum

© Rohnstock Biografien Berlin, Dezember 2020

info@rohnstock-biografien.de

www.rohnstock-biografien.de

www.deine-geschichte-unsere-zukunft.de

Rohnstock Biografien auf YouTube

Rohnstock Biografien bei Twitter **@RohnstockBio**

Rohnstock Biografien auf Instagram **Rohnstock Biografien**

INHALT

Grußwort Marco Wanderwitz

Vorwort Katrin Rohnstock

Kapitel 1

Wir können etwas verändern

Carla Meierl | *Thierschneck (Thüringen)*
Man muss auch mal den Mund aufmachen

Hannes Rühlmann | *Rochau (Sachsen-Anhalt)*
Die Verlierer der Einheit brauchen unsere Hilfe

Marion Zosel-Mohr | *Stendal (Sachsen-Anhalt)*
Wir können mitgestalten, wir müssen es nur tun

Angela Klier | *Aue-Bad Schlema (Sachsen)*
„Wir gründen einen Verein": Die Anfänge der Selbsthilfebewegung im Erzgebirge

Susanne Borkowski | *Lüderitz (Sachsen-Anhalt)*
Wie eine Kita-Leiterin neue Arbeitsweisen durchsetzte

Udo Mauersberger | *Mildenau (Sachsen)*
„Wir müssen den Wald retten": Ein Forstbetriebsdirektor erzählt

Susanne Gabler | *Wismar (Mecklenburg-Vorpommern)*
Meine Kunst für Ökologie und soziale Gerechtigkeit

Kapitel 2

Wir haben gekämpft und Verantwortung übernommen

Freimut Aurich | *Chemnitz (Sachsen)*
Uwe Friemel | *Augustusburg (Sachsen)*
Lars Müller | *Chemnitz (Sachsen)*
Kampf um Union Chemnitz: Wir Mitarbeiter übernahmen den Betrieb

Sylvia Otto | *Lindig (Thüringen)*
Für die internationale Gartenausstellung: Eine Betriebsratsvorsitzende zieht alle Register

Günther Klüger | *Kahla (Thüringen)*
Beruflicher Aufstieg trotz Arbeitsplatzabbau: Vom Baufacharbeiter zum Technischen Leiter in der Porzellanfabrik Kahla

Detlef Jank | *Berlin-Friedrichsfelde (Berlin)*
Voller Einsatz für den Erfolg: mit TAKRAF unterwegs in der ganzen Welt

Rolf Sukowski | *Berlin-Friedrichshain (Berlin)*
Meine einzige Chance nach der Wende: selbst und ständig (arbeiten)

Matthias Prediger | *Ilmenau (Thüringen)*
Der Tausendsassa im Sportgeschäft

Annette Berger | *Pechau (Sachsen-Anhalt)*
Helfen, wo es nötig ist: ein Arbeitsleben im Zeichen internationaler christlicher Solidarität

Tobias Ittner | *Jena (Thüringen)*
Von der Mathematik in die Altenpflege: ein herausfordernder Beruf

Brigitte Böttcher | *Bannewitz (Sachsen)*
Der Kampf um Anerkennung: Eine Fachphysiotherapeutin erzählt

Kapitel 3

Die soziale Marktwirtschaft brachte uns kein Glück

Ingo Kaufmann | *Meerane (Sachsen)*
Im Sog von Arbeitslosigkeit und Hartz IV

Elisabeth Stauß | *Radeberg (Sachsen)*
Abschied vom Pionierpalast Dresden: ohne Dank und gute Wünsche

Karin Dalhus | *Berlin-Marzahn (Berlin)*
Wenn die Lebensleistung einer Generation von Pädagoginnen nichts mehr wert ist

Monique Herrmann | *Riesa (Sachsen)*
Alles gewagt und doch verloren: vom florierenden Modeladen in die Insolvenz

Alexandra Jelitte | *Berlin-Adlershof (Berlin)*
Mein Weg als Dolmetscherin war vorgezeichnet, mit der Wende kam die Unsicherheit

Otfried Frenzel | *Chemnitz (Sachsen)*
Der Industriegigant VEB Germania: von der Treuhand verscherbelt und verraten

Marlies Ameling | *Wernigerode (Sachsen-Anhalt)*
Beim Design top, im Marketing ein Flop: Eine Glasgestalterin erzählt

Michael Rahnfeld | *Erfurt (Thüringen)*
Hat die einst stolze Schieferstadt Lehesten noch eine Chance?

Kapitel 4

Wir haben uns politisch engagiert: vor und nach der Wende

Barbara Borchardt | *Barnin (Mecklenburg-Vorpommern)*

„Mutti, was habt ihr bloß gemacht?": von der Bürgermeisterin in der DDR zur Landtagsabgeordneten der Linken im vereinten Deutschland

Konrad Barth | *Bad Schlema (Sachsen)*

Abwicklung der Wismut: Wie das „Tal des Todes" zur blühenden Landschaft wurde

Christiane Ziller | *Zühlsdorf (Brandenburg)*

„Wir wollten die DDR reformieren, doch das Volk lief geradewegs nach Westen": Engagement in der Bürgerbewegung und bei den Grünen

Michael Hentschel | *Stendal (Sachsen-Anhalt)*

Von der Pike auf: „Wir mussten Demokratie erst lernen"

Werner Thomas | *Rudolstadt (Thüringen)*

Vom VEB zum CDU-Landrat: Ingenieure bauen die Verwaltung auf

Nadine Julitz | *Waren (Mecklenburg-Vorpommern)*

Eine junge Mutter als SPD-Landtagsabgeordnete: heimatverbunden und engagiert

Leon Schwalbe | *Saalfeld (Thüringen)*

Die DDR ist omnipräsent und doch lernen wir in der Schule zu wenig darüber

Kapitel 5

Wir haben unsere Chancen ergriffen

Mandy Tröger | *München (Bayern)*

Ostdeutsch und weiblich: als Prenzlauer-Berg-Gewächs in die USA und als Wissenschaftlerin nach München

Hans Rinn | *Ilmenau (Thüringen)*

Vom Olympiasieger im Rennrodeln zum Experten für Formen- und Modellbau

Norbert Wagner | *Ilmenau (Thüringen)*

Zukunft aus Tradition: Wie der Zufallsfund eines Rennrodelschlittens zu einer Museumsidee wird

Heidi Heine | *Riesa (Sachsen)*

Wie wir als Handwerksbetrieb um unsere Selbstständigkeit rangen: vor und nach der Wende

Ines Krause | *Cottbus (Brandenburg)*

Wie können wir gut zusammenleben? Eine Friseurin wird zur gesellschaftspolitischen Aktivistin

Bettina Berger | *Herdecke (Nordrhein-Westfalen)*

Mit der Krankheit leben: von der Diabetikerin zur ganzheitlichen Diabetes-Forscherin

Ulla Fischer | *Eisenach (Thüringen)*

Das Engagement einer Musiktherapeutin: Musik ist die beste Therapie

Kapitel 6

Wir haben dem Schicksal ein Schnippchen geschlagen und unseren Weg gefunden

Roland Walter | *Berlin-Lankwitz (Berlin)*
Mit Handicap: Auch ich werde gebraucht

Janet Gellert-Kricheldorf | *Brewitz (Sachsen-Anhalt)*
Nach der Wiedervereinigung hieß es: Bei der Arbeitssuche ist jeder auf sich gestellt

Ramona Gemeiner | *Gallinchen (Brandenburg)*
„Mir reicht's. Ich mache jetzt etwas ganz Anderes": Eine HO-Verkäuferin quittiert den Dienst

Bernd Havenstein | *Berlin-Schöneberg (Berlin)*
Alleinerziehender Vater und arbeitslos: Erst schlägt das Schicksal zu, dann die Wende

Susan Teßner | *Zangenberg (Sachsen-Anhalt)*
„Aufgeben gibt's nicht: Ich stehe immer wieder auf": als Tierwirtin, Schornsteinfegerin und Bürokauffrau

Heinz Birch | *Berlin-Pankow (Berlin)*
Wie man alt wird und trotzdem jung bleibt: Ein neunzigjähriger Diplomat erzählt

Kapitel 7

Heimat ist, wo wir herkommen und uns wohlfühlen

Leonie Türpe | *Naumburg (Sachsen-Anhalt)*
Zurück aus Westdeutschland: Im Osten gehöre ich dazu

Thomas Winkler | *Volksdorf (Mecklenburg-Vorpommern)*
Mecklenburg ist lebenswert: Hier bin ich endlich angekommen

Omar Kassab | *Großräschen (Brandenburg)*

Flucht aus der syrischen Heimat: Wie wir in Deutschland ein Zuhause fanden

Yvonne Scharnagl | *Plauen (Sachsen)*

Abenteuer Wendezeit: mit dem Rucksack auf Zeitreise

Kathrin Grumbach | *Röbel (Mecklenburg-Vorpommern)*

Ich bin stolz auf diese BRD, aber das musste ich erst lernen

Michael Greßler | *Leislau (Sachsen-Anhalt)*

Mein Leben in neun Szenen: Pfarrer, Musiker, Koch

Kapitel 8

Wir bewegen den ländlichen Raum

Udo Große | *Reinstädt (Thüringen)*

Traumberuf Agraringenieur: vom Wandel der Landwirtschaft

Nicole Baumann | *Gablenz (Sachsen)*

Hofleben in dritter Generation: Landwirtin mit Leib und Seele

Marion Thomas | *Wildbach (Sachsen)*

Eine Zukunft für den Konsum in Bad Schlema

Michael Rubin | *Zollbrücke (Brandenburg)*

Vielfalt in der Brandenburger Provinz: Eisenbahner, Bürgermeister, Ziegen-Landwirt

Tobias Morgenstern | *Zollbrücke (Brandenburg)*

Das Theater am Rand: auf dem Land und mittendrin

Kapitel 9

Wir kamen vom Westen in den Osten

Matthias Berg | *Hamburg-Othmarschen (Hamburg)*
(M)eine große Ost-West-Familie oder: Zwischen allen Stühlen

Renate Schürmeyer | *Jeese (Mecklenburg-Vorpommern)*
Der Osten ist spannender: Eine Künstlerin entdeckt gesamtdeutsche Geschichte(n)

Ton Matton | *Wendorf (Mecklenburg-Vorpommern)*
Das einfache Haus: Wie das typische DDR-Eigenheim auf Reisen ging

Hong Wang | *Jena (Thüringen)*
In Ostdeutschland fühle ich mich als Ingenieurin anerkannt: von China über Nordrhein-Westfalen nach Thüringen

Tobias Jacobs | *Droyßig (Sachsen-Anhalt)*
Entscheidend ist, dass wir einander zuhören

Abkürzungsverzeichnis

Alle Erzähler aus den 20 Digitalen Erzählsalons auf einen Blick

Grußwort

Marco Wanderwitz

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

dass die in den digitalen Erzählsalons erzählten Geschichten von einer Jury ausgewählt wurden und hier nun als E-Book vorliegen, freut mich sehr. Damit können Sie einen Einblick in die vielfältigen Erfahrungen gewinnen, die die Menschen aus den neuen Bundesländern im Prozess der deutschen Wiedervereinigung gemacht haben. Dabei wird deutlich: Es gibt nicht die eine Geschichte der Deutschen Einheit, sondern sehr viele individuelle, die sich voneinander unterscheiden. Wir alle können aus diesen Geschichten lernen. Sie sind in ihrer Authentizität sehr wertvoll. Ein wahrer Schatz. Ich habe sie mit großem Gewinn gelesen.

Allen Erzählerinnen und Erzählern spreche ich meinen Dank aus für Ihre Offenheit und für Ihren Mut, Ihre Geschichte beizutragen. Haben Sie auch Dank für Ihr Vertrauen in unsere Demokratie. Ihre Geschichten sind wichtig für das gegenseitige Verständnis und den Dialog in unserer Gesellschaft. Diese Geschichten ermöglichen uns, respektvoller und mit mehr Rücksicht untereinander umzugehen. Mir haben sie viele Bereiche erschlossen. Die Verkäuferin, der Mechaniker, die Schornsteinfegerin, der Versicherungsvertreter – diese Geschichten geben den Menschen, die Sie in den Parlamenten vertreten, die Möglichkeit, Ihre Erfahrungen zu begreifen. Erst wenn man die Erfahrungen der Menschen kennt, kann man auch für sie die richtige Politik machen.

In einer Demokratie ist jeder Mensch wichtig. Deshalb sind alle Erfahrungen von Belang. Keine ist unwichtig. Und jeder wird gebraucht. Wir wollen alle mitnehmen, gleich welch schwierige Erfahrungen sie gemacht haben.

Die Herausforderungen werden nicht kleiner. Sie haben die deutsche Wiedervereinigung gemeistert. Es war, wie die Geschichten eindrücklich zeigen, in vielen Fällen tatsächlich ein Meisterstück. Aber auch Härten, Niederlagen und Umwege gehören dazu. Mit all dem haben Sie eine enorme Leistung vollbracht und eine Kompetenz erworben, die auch künftig für die Gestaltung unserer Gesellschaft gebraucht wird. Sie sollte für Strukturwandel in der Zukunft produktiv gemacht werden.

Ebenfalls danke ich Frau Rohnstock und ihrem Team, dass sie die Corona-Pandemie zum Anlass genommen haben, den Erzählsalon schnell in ein digitales Format zu transformieren. Dass digital genauso offen erzählt wird, ist sicher auch dem Einfühlungsvermögen und der Kompetenz des Teams zu verdanken.

Den Geschichten wünsche ich viele Leser und Leserinnen.

Und Ihnen alles Gute!
Bleiben Sie gesund.

Marco Wanderwitz

Vorwort

Katrin Rohnstock

In diesem E-Book sind Geschichten versammelt, die von Juni bis August 2020 erzählt wurden – in digitalen Erzählsalons. Anlässlich des 30. Jahrestages der Deutschen Einheit wollten wir mit den digitalen Erzählsalons vor allem denen einen Raum geben, die bisher kaum gehört wurden. Es gibt ein großes Bedürfnis danach. Und nicht nur bei den älteren Menschen, die die Umbrüche im vollen Bewusstsein miterlebten. Auch die jungen Leute, deren Kindheit und Jugend von den existentiellen Sorgen und Ängsten ihrer Eltern geprägt waren, erheben ihre Stimme. Jetzt bricht auf, was jahrelang verschwiegen und verleugnet wurde. Der Erzählsalon kann diesem Bedürfnis einen würdevollen Platz bieten.

Wir luden die Menschen ein, ihre Erfahrungen zu teilen und damit das vorherrschende Bild von der Einheit zu ergänzen. Es kamen Erzählerinnen und Erzähler von 16 bis 92 Jahren zusammen: die Verkäuferin, der Mechaniker, die Kindergärtnerin, der Arzt und die Kraftwerks-Ingenieurin.

Ein neues Veranstaltungsformat als Antwort auf den Lockdown

Als am 13. März 2020 der erste Corona-Lockdown begann, dachten wir: Jetzt fallen viele Veranstaltungen aus. Wir müssen die Möglichkeiten des Internets nutzen, um ein Format zu entwickeln, das unabhängig von Corona funktioniert. Wir haben von heut auf morgen das von uns vor zwanzig Jahren entwickelte Format des Erzählsalons digitalisiert, sozusagen ins Internet transferiert. Das war ein Experiment, von dem keiner wusste, ob es gelingen würde. Würden die Leute ihre Geschichte auch in einer Videokonferenz erzählen? Würde in der Videokonferenz die Nähe und Intimität verloren gehen, die in einem analogen Erzählsalon entsteht, wenn Menschen beieinandersitzen und einander ihre Geschichte erzählen? Würden die Geschichten genauso authentisch sein, wie beispielsweise in unserem Projekt „Handwerk erzählt", an dem gestandene Handwerker teilnahmen? Würde das Erzählen überhaupt gelingen, das doch einen unsichtbaren Faden spinnen muss zwischen der Salonnière und dem Erzähler, damit ein Erzählfluss entsteht?

Würden wir den Maßstäben von Perfektion, die das Fernsehen prägt, etwas entgegensetzen können, das anders, aber gleichwertig ist? Würde die Technik funktionieren? Würde unser Erzählformat mit den gängigen Zuschauerwartungen an YouTube kompatibel sein und angenommen?

Fragen und Skepsis auf der einen Seite – auch innerhalb des Teams von Rohnstock Biografien– auf der anderen Seite freuten wir uns, die Chance des Digitalen zu nutzen. Die Potenziale, die im digitalen

Erzählsalon liegen, sind groß: Entfernungen spielen keine Rolle. Das spart Zeit und Geld. So konnten wir nicht nur eine Erzählerin aus Kuala Lumpur zuschalten, sondern auch Erzähler aus kleinen entlegenen Orten oder von unterwegs auf Reisen.

Wie immer bei einem Experiment mussten wir erst einmal Erfahrungen sammeln. Wahrscheinlich sind uns alle technischen Missgeschicke passiert, die hätten passieren können. Doch sie taten dem Format keinen Abbruch.

Woher kommt der Erzählsalon?

Seit 1998 schreiben wir Lebensgeschichten von Menschen wie du und ich. In diesen 22 Jahren haben wir uns das Vertrauen erworben, mit dem lebensgeschichtlichen Stoff eines Menschen achtsam und sorgfältig umzugehen. Wir haben eine Arbeitsmethode entwickelt, die die Intention des Erzählers aus dem Text herausarbeitet, die die unterschiedlichen Erfahrungen und Sichten der Menschen respektiert. Nur so konnte es gelingen, dass wir über vierhundert Lebens-, Familien- und Firmengeschichten nach den mündlichen Erzählungen der Protagonisten verschriftlichen und in Bücher brachten. Doch viele Menschen, die sich bei uns meldeten, um ihre Geschichte zu erzählen und aufschreiben zu lassen, hatten nicht das Geld, uns zu beauftragen. Für sie entwickelten wir den Erzählsalon – den Raum für kollektives, gleichberechtigtes Erzählen. Doch diejenigen, die in abgelegenen Gebieten wohnten, konnten nie an analogen Erzählsalons teilnehmen. Diese Hürde konnten wir mit dem digitalen Erzählsalon überwinden.

Ob der Erzählsalon erfolgreich digitalisiert wurde, davon kann sich jeder selbst – im wahrsten Sinne des Wortes – ein Bild machen: Alle zwanzig Erzählsalons können auf dem YouTube-Kanal von Rohnstock Biografien abgerufen werden.

Wie kamen die Erzähler zu uns in den digitalen Erzählsalon?

Wir riefen in den Regionalzeitungen und in den sozialen Netzwerken auf: „Wer möchte seine Geschichte erzählen“. Doch die Resonanz war nicht so groß, wie wir erwartet hatten. Wir fragten in unseren Netzwerken, ließen uns gute Erzähler und Menschen mit einer interessanten Geschichte empfehlen. Für die regionalen Salons halfen uns die Regionalscouts, geeignete Erzähler zu finden. Deshalb möchte ich ihnen an dieser Stelle herzlich danken.

Nicht alle nutzten die Chance, ihre Geschichte zu teilen. Manche schafften es psychisch nicht, ihre Erlebnisse zu erzählen. Zu tief sitzen die Enttäuschungen und Verletzungen. Einige hatten Vorbehalte gegenüber YouTube. Auch die Angst vor der Kamera spielte eine Rolle. Deshalb war es gut, dass wir Kapazitäten hatten, die Erzähler technisch einzuweisen. Denen, deren technische Ausstattung nicht

ausreichte, konnten wir Tablets zur Verfügung stellen, die wir an die Erzähler verschickten. Waren die Tablets angekommen, wiesen unsere Administratoren die Erzähler mit großer Geduld in die Technik ein. Davon waren viele Erzähler begeistert, weil sie sich diese Fürsorge nicht hatten vorstellen können. So digitalisierten wir viele Menschen, die eher technikfern leben.

Ein kollektives Werk

Nur mit vereinten Kräften gelang es, jeden Erzählsalon mit interessanten Erzählern zu besetzen und diese ungeschminkten Geschichten zu generieren, wie sie nun in diesem E-Book nachzulesen sind. Wir waren immer aufs Neue erstaunt, wie viel Energie die Menschen mobilisierten, wie klug und engagiert sie ihr Schicksal in die Hand genommen haben und wie authentisch sie davon erzählten. Entstanden ist ein kollektives Werk. Wir danken allen, die daran mitgewirkt haben.

Viele Erzähler waren dankbar für die Möglichkeit, die ihnen der digitale Erzählsalon bot: ihre Lebenserfahrungen Revue passieren zu lassen und an einem roten Faden aufzufädeln. Das hilft, die Fülle der Veränderungen und die Ereignisdichte zu strukturieren, es schafft Klarheit im Kopf, es hilft, sich als Gestalter der Lebensgeschichte wahrzunehmen und ein Stück der Würde wiederzugewinnen, die oft durch Arbeitsplatzverlust und Abhängigkeit vom Jobcenter verloren gegangen sind. Das beweist: Deine Geschichte ist wichtig. Wir wollen sie hören.

Wie kamen die Geschichten in das E-Book?

Nicht alle Geschichten aus den digitalen Erzählsalons konnten wir verschriftlichen. Die Entscheidung, welche Geschichte ins Buch kommt und welche nicht, wollten wir nicht (allein) treffen. Deshalb sprachen wir dreißig Vertreter des öffentlichen Lebens aus unterschiedlichen Bereichen an, ob sie in der Jury mitarbeiten würden. Doch im Sommer vor dem 30. Jahrestag hatten die meisten andere Verpflichtungen. Die Jury-Arbeit übernahmen: Dagmar Schipanski, (CDU), ehemalige Landtagspräsidentin und Wissenschaftsministerin im Freistaat Thüringen, Axel Troost, (Die LINKE), Mitglied des Bundesvorstands, 2005 bis 2017 Mitglied des Bundestages, Christian Gesellmann, Journalist bei den Krautreportern und Mitbegründer von „Wir sind der Osten“, Jana Gebauer, Volkswirtin, Vorstandsmitglied am Institut für ökologische Wirtschaftsforschung (IÖW), sowie Franziska Schenk, Journalistin und ehemalige Eisschnellläuferin. Wir danken den Jurorinnen und Juroren herzlich für die Sisyphos-Arbeit. Sie haben ihre Aufgabe verantwortungsbewusst wahrgenommen.

Wir haben die höchst bewerteten Geschichten in dieses E-Book aufgenommen. Die ausgewählten mündlichen Erzählungen, wurden transkribiert und nach der Methode von Rohnstock Biografien verschriftlicht, das heißt, literarisiert. Die Erzählerinnen und Erzähler haben die Geschichten zur Ergänzung, Korrektur und Autorisierung erhalten.

Diese autorisierten Fassungen liegen nun in diesem Buch vor. Entstanden ist ein facettenreiches Bild von den dreißig Jahren Deutscher Einheit: ein Archiv der Wendegeschichte, das inzwischen mit der zweiten Staffel des Projekts weiter ausgebaut wird.

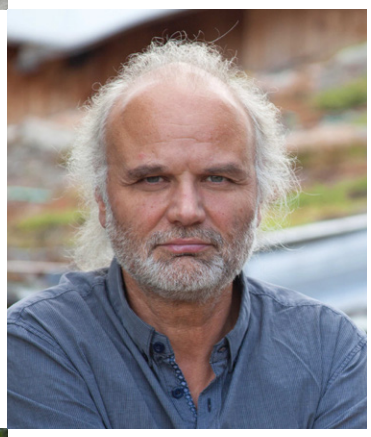
Wir danken allen Erzählern für ihr Vertrauen, uns ihre Geschichte zu erzählen und wünschen nun eine erkenntnisreiche Lektüre.

Jena und Berlin im Dezember 2020

Katrin Rohnstock

30 Jahre Deutsche Einheit

Deine Geschichte



Unsere Zukunft

60

aus-
gewählte
Ge-
schichten

aus den
digitalen
Erzähl-
salons

KAPITEL 1

Wir können etwas verändern

Man muss auch mal den Mund aufmachen

***Carla Meierl** aus Thierschneck im Nordosten des, geboren 1963, lebt bis heute in dem 120-Seelen-Dorf. Seit 1994 ist sie dort ehrenamtliche Bürgermeisterin. Nach der Schule lernte sie Physiklaborantin, machte anschließend ihren Facharbeiter und Meister in der Tierproduktion. In der Wendezeit wurde sie arbeitslos und schulte zunächst zur Tischlerin um, später zur Geflügelzüchterin. Heute arbeitet sie in der Lebensmittelkontrolle.*

Ich bin ein Dorfkind und wohne schon mein ganzes Leben gern in Thierschneck. Die Stadt ist nichts für mich. Nach der Schule wäre ich gern Biologie- oder Chemielaborantin geworden, aber das waren Traumberufe von so vielen. So kam ich über meinen Onkel zu Carl Zeiss in Jena und lernte Physiklaborantin. Ich wurde zwar übernommen, wechselte dann aber in die Landwirtschaft. Denn mein Vater war gestorben und meine Mutter schaffte die Arbeit auf unserem Familienhof nicht allein.

Wir hatten drei Ochsen, drei Schweine, Hühner, Kaninchen und Felder mit Viehfutter, Rüben und Kartoffeln. Meine ältere Schwester ist geistig behindert, die kleinere ging noch zur Schule. Sie waren keine große Unterstützung für meine Mutter. Eine Zeitlang versuchte ich meine Arbeit bei Zeiss mit der Landwirtwirtschaft zu verbinden, aber das war nicht zu bewältigen. Also kündigte ich und begann im Nachbarort in der LPG, der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, zu arbeiten. So war ich nah an Zuhause und konnte meine Mutter unterstützen.

In der LPG begann ich eine Meisterausbildung in der Tierproduktion. Es stellte sich schnell heraus, dass ich den Meister nur mit einem Facharbeiterabschluss in der Landwirtschaft machen konnte. Also absolvierte ich parallel die Facharbeiterausbildung in der Rinderproduktion und schloss beides ab. 1985 bekam ich einen Sohn, der tagsüber in der Krippe versorgt wurde, sodass ich weiter in der LPG arbeiten konnte.

Die Wende: In der Landwirtschaft brauchte man mich nicht mehr

Nach der Wende brach die Landwirtschaft zusammen. Die volkseigenen Betriebe und Pflanzenproduktionen wurden zum Teil aufgelöst, verkleinert oder so umstrukturiert, dass massenhaft Arbeitskräfte entlassen, in eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme (ABM) oder in die Rente geschickt wurden. Innerhalb von zwei Jahren mussten viele Ställe, die sich auf privatem Gelände befanden und von der LPG zur Tieraufzucht ausgebaut und genutzt worden waren, zurückgebaut und in den Urzustand der alten Gehöfte versetzt werden. Das war auch meine Aufgabe als ABM-Kraft. Als ich die ABM-Stelle bekam, hatte man mir versprochen, mich später wieder einzustellen. Doch das geschah nicht, in der Zwischenzeit

hatte man gelernt, ohne mich auszukommen.

Was sollte ich nun machen? Eine zweite ABM kam nicht infrage – ich wollte einen richtigen Arbeitsplatz und nicht von einer Maßnahme in die nächste transferiert werden. Das Arbeitsamt bot mir eine Umschulung zum Tischler an. Ich guckte erst einmal ein bisschen irritiert. Wenn es nichts anderes gibt, lerne ich eben Tischler, sagte ich zu mir selbst und begann im Januar 1994 mit der zweijährigen Umschulung in Eisenberg.

Mein dritter Beruf: Tischlerin

Wider Erwarten machte mir der Beruf viel Spaß, auch wenn ich schnell lernte, dass Ausbildung und Realität weit auseinanderlagen. Spanplatten sind auch Holz, und Möbel werden nicht nur als Einzelstück, sondern auch in Fließbandarbeit hergestellt.

Während der Umschulung absolvierte ich ein Praktikum in einer Tischlerei, die mir später eine Stelle anbot. Als alleinstehende Frau mit einem schulpflichtigen Kind war es nicht einfach, einen Job zu finden, also sagte ich sofort zu. Begeistert war ich zwar nicht, hatte ich doch im Praktikum erlebt, wie hart die Arbeit in der Tischlerei war. Aber ich war froh, eine feste Stelle zu bekommen.

Es war ein schöner Beruf: Ich baute Schränke, Schlafzimmer, Küchen – alles was an Möbeln für eine Inneneinrichtung gebraucht wurde. Ich war stolz auf meine Arbeit. Meinen Mann, den ich durch gemeinsame Freunde kennengelernt hatte und mit dem ich 1993 zusammenkam, heiratete ich 1996. Drei Jahre später bauten wir unser gemeinsames Haus, im Februar 2001 wurde mein zweiter Sohn geboren. Auch wenn er im OP-Saal per Kaiserschnitt zur Welt kam, war es eine tolle Erfahrung. Bei meinem ersten Kind hatte ich in einem Kreißsaal gelegen, von den anderen acht „werfenden" Müttern nur durch spanische Wände oder Vorhänge getrennt. Nun – 16 Jahre später – konnte ich mir aussuchen, ob mein Kind in einem runden oder eckigen Bett, in der Badewanne oder einer Schaukel zur Welt kommen sollte.

Es war nicht einfach, als Frau mit Kleinkind in einem Männerberuf zu bestehen, zumal mein Mann seit der Wende als Fernfahrer arbeitete und nur am Wochenende nach Hause kam. Wenn ich auf einer Baustelle arbeitete und Möbel anpasste, fuhr ich morgens nach Leipzig oder Dresden und kam erst spät abends zurück. Zum Glück hatte mein Ältester schon den Führerschein und holte ein ums andere Mal seinen kleinen Bruder aus der Kindertagesstätte ab. Oder es half jemand aus dem Dorf und brachte den Kleinen abends ins Bett.

Nach sieben Jahren rief mich mein Chef eines Tages ins Büro. Er hatte für neue Aufträge teure Maschinen angeschafft, allerdings blieben die Aufträge aus und er musste Mitarbeiter entlassen. „Du bist zwar nicht an der Reihe, weil nach dir noch andere dazugekommen sind, aber wir schicken dich zum Arbeitsamt. Als Frau mit kleinem Kind in einem Männerberuf werden sie dir sicher keine neue Stelle

vermitteln. Wenn wir dann Zeitaufträge bekommen, rufen wir dich an." Drei Tage und Nächte schimpfte ich darüber, wie unfair das mir gegenüber war.

Doch er behielt recht. Nach drei Monaten klingelte das Telefon: Er hatte einen Auftrag für mich. Immer wieder bekam ich in den nächsten drei Jahren Aufträge, mal im Betrieb meines alten Chefs, mal in einem Ein-Mann-Betrieb. Es handelte sich stets um befristete Arbeitsverträge, einer nach dem anderen, meist von Betriebsurlaub zu Betriebsurlaub. Das hieß im Sommer, wenn der Betrieb drei Wochen zu war, und im Winter, über Weihnachten und Neujahr, musste ich zum Arbeitsamt. Was sollte ich machen: Mein Mann und ich hatten ein Haus gebaut und brauchten das Geld.

Ich muss zum Arbeitsamt

Drei Jahre machte ich diesen Zirkus mit. Dann hatte ich eine Unterleibsoperation und fiel länger aus. Ich durfte nicht mehr schwer heben. Zwei Meter hohe Schränke aus Massivholz konnte und wollte ich nicht mehr mit dem Lehrling in den dritten Stock tragen. Wieder stellte sich die Frage: Was tun? Ich musste zum Arbeitsamt.

Wie viele andere fand auch ich es schrecklich und demütigend: Wenn man unverschuldet seine Arbeit verliert und zum Amt muss, hat man nichts falsch gemacht. Und doch schämt man sich und hofft, niemanden dort zu treffen, der einen kennt. Die erniedrigende Behandlung begann schon bei der Anmeldung. Ein Beispiel: Ich stand in der Reihe der Wartenden, vor mir ein Mann, etwas ungepflegt, nach kaltem Qualm riechend, aber ein Mensch. Er war unsicher, verängstigt und hilflos, hielt einen Brief vom Amt in der Hand. Er legte dieses Schreiben der Dame am Anmeldeschalter vor: „Ich sollte mich hier melden", sagte er. Doch die Dame wimmelte ihn mit schnippischer Stimme ab: „Der Zettel ist ja gar nicht ausgefüllt. Kommen Sie wieder, wenn sie alles eingetragen haben!" Eingeschüchtert versuchte er, ihr zu erklären, dass er nicht wisse, wie er den Zettel ausfüllen soll, aber sie ließ sich auf keine Diskussion ein. Mit hängendem Kopf, den Brief in der Hand, ging er davon.

Dann war ich dran und trug mein Anliegen ruhig vor. Doch die Dame versuchte auch mich abzuwimmeln: „Da ist heute keiner im Haus…" Ich wies sie darauf hin, dass Donnerstag sei, ein langer Behördentag, und dass ich nicht gehen würde, bevor ich nicht meinen Sachbearbeiter gesprochen hätte. Noch am Vormittag hatte ich mit ihm telefoniert, und er hatte mich gebeten, vorbeizukommen. Schließlich wurde ich zu ihm gelassen, doch er war nicht viel besser. Ich hatte mich wegen einer Umschulung zum Feinoptiker kundig gemacht, mich informiert, wo solche Ausbildungen stattfinden, ob die Ausbildungszeiten mit der Kundenbetreuung vereinbar sind, ob es in der Umschulung Plätze gibt und ob auf dem Arbeitsmarkt Bedarf für diesen Beruf besteht. Alles passte, ich brauchte aber grünes Licht vom Arbeitsamt. Doch mein Bearbeiter machte mir klar: „Das sieht zwar nicht schlecht aus, aber eine Umschulung kann ich ihnen erst geben, wenn wir in der Region nicht nur fünfzig arbeitssuchende Tischler haben, sondern fünfhundert."

Ich war so enttäuscht über seine arrogante und wenig hilfreiche Art, dass ich ihn daran erinnerte, dass er auf seinem Stuhl nur deshalb saß, weil es so viele Arbeitslose gab. „Sie werden von dem, was andere über ihren Lohn einzahlen, bezahlt. Ich wünsche mir, dass Sie ein bisschen fairer mit den Leuten hier umgehen." Ich konnte einfach meinen Mund nicht halten. Es war mir egal, ob das für mich Konsequenzen nach sich ziehen würde. Ich fand es richtig, ihm meine Meinung zu sagen. Einer musste es machen.

Mein vierter Beruf: Farmleiterin

Ich schaute mich um, wo Arbeitskräfte gesucht wurden und besann mich auf meine landwirtschaftliche Ausbildung. Ich fand Arbeit auf einem Hühnerhof: sehr schlecht bezahlt und mit miserablen Arbeitsbedingungen. Wir wurden nur nach Sollstunden bezahlt, die sich nach den Arbeitstagen des jeweiligen Monats berechneten: So gab es im Februar mit nur 19 Arbeitstagen 152 Sollstunden, in den Monaten mit 22 Arbeitstagen 176 Stunden. Doch wir arbeiteten immer deutlich mehr: Mein Überstundenkonto wuchs und wuchs – aber es gab kein Geld dafür. Unterm Strich bekam ich in manchen Monaten gerade mal 750 Euro. Das reichte nicht einmal, um die Raten für das Haus abzubezahlen.

Hinzu kamen die Arbeitsbedingungen: Ich war mit einem Pieperalarm ausgestattet. Wenn er klingelte, war irgendetwas im Stall nicht in Ordnung. Ob Tag oder Nacht musste ich dort erscheinen. Mancher Hartz-4-Empfänger lachte mich aus: „Wie blöde bist denn du, dass du für die paar Kröten sogar bei Nacht und Nebel losfährst." Wenn ich das Fahrgeld abzog, hatte ich manchmal weniger als sie.

Aber ich wollte nicht aufgeben. Innerhalb von sechs Wochen stieg ich auf der Hühnerfarm zum Farmleiter auf – doch meine finanzielle Situation verbesserte sich nicht. Ich kam mit den Tierärzten vom Veterinäramt ins Gespräch, die bei uns die Tierbeschau durchführten. Sie empfahlen mir: „Bewerben Sie sich doch bei uns als Fleischkontrolleur. Wir suchen Leute".

Ich bewarb mich und wurde mit 17 weiteren Bewerbern zum Vorstellungsgespräch eingeladen. Am Nachmittag nach dem Gespräch erhielt ich einen Anruf: „Herzlichen Glückwunsch, Sie haben den Job. Allerdings müssen Sie ab nächsten Dienstag für ein halbes Jahr nach Düsseldorf."

Ich rief sofort meinen Mann an. Wir organisierten unser Familienleben von heute auf morgen neu. Der Große arbeitete im Schichtdienst in der Landwirtschaft, er konnte sich nicht um den kleinen Bruder kümmern. Mein Mann war die Woche über unterwegs. Freunde nahmen unseren jüngsten Sohn auf. Ein halbes Jahr lang zogen wir jeden Sonntag jeder mit einer Tasche in der Hand zur Arbeit los.

Beruf Nummer fünf: Fleischkontrolleurin

Düsseldorf war mit deutlich zu groß. Ich war einfach nicht für die Stadt geschaffen. Trotz des mageren Ausbildungsgehalts und der Fahrtkosten, standen wir das halbe Jahr durch.

Inzwischen arbeite ich seit zehn Jahren als Fleischkontrolleurin. Es ist eine anspruchsvolle Arbeit. Ich finde es wichtig, dass von unabhängiger Stelle kontrolliert wird, was auf dem Teller landen soll. Wir Kontrolleure sind in den Schlachthöfen geduldete Gäste, deren Aufgabe es ist, die Endverbraucher vor krankem Fleisch zu schützen. Meine Erfahrung in diesem Beruf zeigt, dass es immer wieder Zustände gibt, die nicht hinnehmbar sind. So gibt es in fast jeder Herde ein paar Tiere mit Verletzungen oder Entzündungen verschiedener Art. In der Regel sind es wenige, doch manchmal liegt die Prozentzahl bei bis zu zwölf. Die kranken Tiere werden aus der Herde entfernt und nicht für die Nahrungsmittelindustrie verwertet. Für den Mäster, der die Tiere aufgezogen hat, ist das mit finanziellen Verlusten verbunden. Wir Kontrolleure gelten dann als die Bösen, doch wir erledigen einen wichtigen Job. Fleisch mit bestimmten inneren Entzündungen gehört nicht auf den Teller!

Ich arbeite zwar im Öffentlichen Dienst – doch auch hier ist nicht alles Gold, was glänzt. Unser Verdienst ist nicht üppig und der Tarifvertrag längst nicht mehr zeitgemäß. Wir Kollegen müssen immer abrufbereit sein. Wir werden nach Bedarf beschäftigt, die Arbeitsstunden werden unter uns aufgeteilt, je nachdem, wann und wie viele Tiere geschlachtet werden. Sind Kollegen krank oder im Urlaub, müssen wir anderen mehr Stunden leisten, sind wir alle da, haben wir jeweils weniger Stunden. So schwanken unsere monatlichen Stunden zwischen neunzig und 140. Die Betäubungsanlage, in der ich zur Zeit arbeite, soll umgebaut werden. Mein Chef hat mich nun vor die Alternative gestellt: entweder nehme ich zwei Monate Urlaub und suche mir für diese Zeit einen Zweitjob oder ich werde auf einem anderen Schlachthof eingesetzt. Ersteres ist ein Glücksspiel, der zweite Vorschlag ist für mich nicht machbar. Ich müsste unter der Woche auswärts schlafen, was mit meinen Haustieren nicht möglich ist. Schließlich beantragte unser Chef Kurzarbeitergeld für mich und meine Kollegen, das auch genehmigt wurde. Damit überstanden wir die Bauzeit. Ohne das Kurzarbeitergeld hätten viele von uns große finanzielle Probleme bekommen.

Ehrenamtliche Bürgermeisterin seit 25 Jahren

Durch mein großes Mundwerk wurde ich mit 31 Jahren Bürgermeisterin in unserem Dorf: Ich sage, wenn mir etwas nicht passt und übernehme dann Verantwortung. So kam ich an das Ehrenamt und übe es bis heute gern aus. Anfangs bot ich feste Sprechzeiten für die Dorfbewohner an, samstags nach dem Mittagessen, wenn bei den meisten Ruhe einkehrt und die Kleinen Mittagsschlaf halten. Doch die meisten kommen mit ihren Sorgen oder Wünschen zu mir, wann es ihnen am besten passt. Deshalb schaffte ich die festen Zeiten wieder ab.

In unserem kleinen Dorf steht uns nicht sehr viel Geld zur Verfügung. Als kleine Gemeinde haben wir keinen großen Einnahmen, und die Zuschüsse vom Land Thüringen wurden in den letzten Jahren immer weniger. Das Landratsamt möchte von uns immer mehr Geld. So ist es nicht einfach, im Dorf etwas auf die Beine zu stellen. Doch wir machen das Beste daraus. Wir nehmen als Dorf mit großer Begeisterung am Karnevalsumzug in Camburg teil. Unser Lindenverein organisiert einmal im Jahr das große Lindenfest. Alle engagieren sich dabei, egal ob sie im Verein sind oder nicht. Im vergangenen Jahr gewannen wir die MDR-JUMP-Weihnachtstour und setzten uns gegen Städte wie Bernburg und Reichenbach durch. Wir schafften es tatsächlich, ein Fest für 4.500 Besucher zu organisieren. Darauf sind wir stolz. Wir haben es bisher immer geschafft, unsere Probleme zu lösen. Aufgeben gibt es bei uns nicht.

Die Verlierer der Einheit brauchen unsere Hilfe

Hannes Rühlmann *aus Rochau, geboren 1956, lernte Hochseefischer, fuhr zur See und studierte Verkehrstechnologie. Kurz vor der Wende wechselte er zur Deutschen Reichsbahn. Er verließ den Job nach 25 Jahren, um als Geschäftsführer der Gesellschaft für Arbeitsförderung des Landkreises Stendal Menschen über Arbeit die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen.*

Ich wurde 1956 in Magdeburg geboren, doch mein Herz hängt an der Altmark. Meine Verwandtschaft lebt hier und ich verbrachte, wenn es möglich war, meine Zeit bei ihnen. Ich verlebte eine wunderbare Kindheit in dieser Region. Mit Magdeburg war es überhaupt nicht zu vergleichen. Mein Onkel brachte mir das Kutschieren auf dem Kutschbock bei. Ich lernte mit Tieren umzugehen und war immer draußen in der Natur. Wenn ich nach Hause zurückkam, berichtete ich stolz von meinen Erlebnissen.

Meine Eltern hatten mir zu 33 Prozent Magdeburger Blut, zu 33 Prozent Altmärker Blut und zu 34 Prozent Salzwasser mitgegeben. Anders ist es nicht zu erklären, warum ich Kapitän werden wollte. Das war mein großer Traum. Ich wollte Schiffe und Menschen führen. Darauf arbeitete ich hin.

Nach der Schulzeit lernte ich in Saßnitz Hochseefischer und fuhr zur See. Nun standen mir alle Türen offen. Doch ich verlor das Vertrauen in meine Loyalität zur DDR. So wechselte ich nach meinem Wehrdienst in die Binnenschifffahrt und arbeitete in Magdeburg im Flottenbereich 5. Während dieser Zeit schloss ich mein Studium als Verkehrsingenieur ab.-

Meine erste Führungsaufgabe erhielt ich im VEB Milchhof Magdeburg als Abteilungsleiter Transport. Nun hatte ich als 29-Jähriger Verantwortung für einhundert Mitarbeiter – eine große Herausforderung. Im übertragenen Sinn stand ich dabei nun doch auf einer Brücke, wenn sie auch nicht übers große Meer ging.

Eine neue Herausforderung

Nach einigen Jahren in diesem Beruf kam mir die Idee, bedingt auch durch die Menschen in meinem Umfeld, eine neue Herausforderung zu suchen. Ich bewarb mich bei der Deutschen Reichsbahn. Dort bekam ich zwar nicht die Stelle, auf die ich mich beworben hatte, aber einen anderen interessanten Job als Bezirksdispatcher in der Oberdispatcherleitung der Reichsbahndirektion Magdeburg. Am 1. Januar 1989 begann ich in einem für mich ganz neuen Berufsfeld.

Was für ein Glück, dass ich kurz vor der Wende den Arbeitsplatz gewechselt hatte. Alle anderen Jobs, die ich ausgeübt hatte – vom Hochseefischer über die Binnenschifffahrt bis zum Abteilungsleiter im Milchhof – fielen der Umstrukturierung zum Opfer. Eisenbahner hingegen wurden gebraucht. So schlug ich eine ganz normale Berufskarriere ein und arbeitete noch 25 Jahre bei der Bahn.

Die Wendezeit erlebte ich wie eine Achterbahnfahrt. Alles ging rasend schnell. Im November fiel die Mauer, Mitte des nächsten Jahres war die Währungsunion, dann kam die Vereinigung – selbst für mich als Jung-Eisenbahner war das zu schnell. Ich hätte mir gewünscht, der Umbruch wäre etwas überlegter abgelaufen. Mit mehr Zeit hätte man manches anders und besser machen können.

Bei der Bahn arbeitete ich in vielen Funktionen: Neben der Disposition qualifizierte ich mich zum Fahrdienstleiter und war als Schicht- und später als Teamleiter tätig. Dem folgte Projektarbeit in der Zentrale des Güterverkehrs der Bahn, bis ich schließlich den Standort Magdeburg-Rothensee von DB Cargo als Leiter übernahm. Nun stand ich wieder als Kapitän auf der Brücke.

2010 dachte ich noch einmal darüber nach, wo mein Lebensmittelpunkt sein sollte. Mittlerweile lebte meine gesamte Familie, meine Eltern und meine Schwestern, in der Altmark. Wir wollten die Familienbande noch enger stricken.

Ich entschied, dass Stendal der Ort sein sollte, an dem ich zukünftig leben wollte. Beruflich war das kein Problem. Ich konnte von Stendal nach Magdeburg pendeln. Und dann fand ich im Jahr 2010 in der Altmark die Frau meines Lebens. Wir verliebten uns und heirateten zwei Jahre später. 2014 erfüllte ich mir einen weiteren Traum und wurde Ensemble-Mitglied der Bürgerbühne des Theaters der Altmark. Mir ging es wirklich gut.

Langzeitarbeitslosen eine Perspektive geben

Noch einmal wechselte ich den Berufsweg. Ich war bei der Bahn nicht mehr glücklich. Mein Vorgesetzter und ich hatten grundsätzlich unterschiedliche Auffassungen, welchen Stellenwert Menschlichkeit für eine Führungskraft haben sollte. So trennten sich unsere Wege. Das Vertrauensverhältnis zwischen uns war zerrüttet.

Wieder stand mir das Glück zur Seite: Im Landkreis Stendal war die Stelle des Geschäftsführers der Gesellschaft für Arbeitsförderung ausgeschrieben. Ich bewarb mich und konnte mich gegen die Mitbewerber durchsetzen.

Sechseinhalb Jahre durfte ich diese Tätigkeit ausführen, die mich nachhaltig prägte. Als ich anfing, erklärte man mir, mit welcher „Klientel" ich arbeiten würde. „Klientel"! Was für ein Wort? Ich arbeite mit Menschen, das wollte ich in meiner neuen Position vermitteln.

Ich wuchs langsam in die Aufgabe hinein. Die Gesellschaft für Arbeitsförderung ist auf dem zweiten Arbeitsmarkt tätig. Die Menschen, mit denen wir zusammenarbeiten, sind tatsächlich die Verlierer der Wende, teilweise schon in dritter Generation. Wir versuchen Langzeitarbeitslosen eine Perspektive zu geben. Das ist in unserer strukturarmen Region immens wichtig.

Wie bedeutsam eine Zukunftsperspektive für jeden einzelnen Menschen ist, erfuhr ich, als das Projekt „Bürgerarbeit" des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales in Havelberg auslief. In diesem Projekt wurden über einen Zeitraum von fünf Jahren Menschen sozialversicherungspflichtig auf dem zweiten Arbeitsmarkt beschäftigt. Damit waren sie wieder in Strukturen eingebunden. Als das Projekt endete, fragte ich eine Teilnehmerin, was ihr am besten gefallen hatte. Sie schaute mich traurig an und sagte: „Ach wissen Sie, Herr Rühlmann, bis jetzt konnte ich meinem Kind immer sagen: ‚Mutti geht arbeiten.' Das war das Beste! Dass die Bürgerarbeit nun zu Ende ist, ist für mich das Schlimmste, was es gibt." Ich begriff, was es bedeutet, wenn Menschen sagen: „Ich habe Arbeit und kann aus eigener Kraft meinen Lebensunterhalt bestreiten."

In diesem Moment erkannte ich, wie wichtig *meine* Arbeit ist. Bis dahin hatte ich, gedacht, Arbeit zu bekommen, sei kein Problem, man müsse sich nur anstrengen. Ich begriff, dass die Lebensgeschichten der Arbeitslosen manchmal tragisch sind. Ich begriff, wie sehr sie unsere Hilfe benötigen. So wurde es in den nächsten Jahren, gemeinsam mit einem tollen Team, meine Aufgabe, Menschen wieder einen Halt im Leben zu geben.

Wir müssen weiter mit den Menschen arbeiten

Seit Kurzem bin ich im Ruhestand, das Unternehmen habe ich an meinen Nachfolger übergeben. Ich hoffe, dass es in meinem Sinne weitergeführt wird. Wir müssen mit den Menschen arbeiten und ihnen eine Perspektive geben, um damit die Altmark als Heimat liebenswert zu machen. Damit alle die Möglichkeiten nutzen können, die es hier gibt: Kultur, Theater und vieles mehr. Diese Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ist unheimlich wichtig. Wo wir es geschafft haben, den Menschen Hoffnung zu geben, sie auf den Weg zu bringen, ihr Leben in die eigenen Hände zu nehmen, dort sehen wir tolle Erfolge. Das macht mich ein bisschen stolz.

Heute wird weiter nach Möglichkeiten gesucht, Menschen in Arbeit zu bringen, so beispielsweise mit sogenannten Ein-Euro-Jobs im Projekt „Stabilisierung und Teilhabe am Arbeitsleben", das 2018 durch die Landesregierung Sachsen-Anhalts initiiert wurde. Wir haben in Schulen Arbeitsgelegenheiten zur Unterstützung für Schulsozialarbeiter geschaffen. Einerseits helfen die Ein-Euro-Jobber den Sozialarbeitern und andererseits wird ihnen geholfen, indem sie eine sinnvolle Arbeit ausüben. Das Zusammenspiel funktioniert gut. Auch in Museen oder in der Gemeindearbeit gibt es solche Stellen. Wenn einer dann den Weg von solch einem Job in den ersten Arbeitsmarkt schafft, ist das ein ganz großer Erfolg. Ich bin dem Europäischen Sozialfonds, dem Bund und dem Land dankbar, dass sie solche Projekte auf dem Land tragen. Das muss weitergeführt werden.

Wir können mitgestalten, wir müssen es nur tun

Marion Zosel-Mohr *aus Stendal, geboren 1956, ist ausgebildete Maschinistin für Kernkraftwerke. Sie machte ihren Meister und arbeitete bis zur Wende als Berufsberaterin. Danach war sie in der Beratung und Schulung von jungen Arbeitslosen in einer Betriebsakademie in Stendal tätig. Ab 2004 qualifizierte sie sich zur Versicherungsfachfrau und war damit von 2009 bis 2012 selbstständig. 2004 gründete sie die Bürgerinitiative Stendal e.V., in der sie bis heute ehrenamtliche Vorstandsvorsitzende ist. Sie ist Mitbegründerin der Freiwilligen-Agentur in Stendal, in der sie u. a. als Prozessmanagerin für das Netzwerkprogramm „Engagierte Stadt Stendal" arbeitet.*

Beruflich wusste ich anfangs nicht, in welche Richtung ich mich orientieren sollte. Einerseits bin ich technisch interessiert, andererseits wollte ich mit Menschen arbeiten. Schließlich entschied ich mich für den Beruf des Maschinisten für Kernkraftwerke, den ich über eine Werbeveranstaltung in meiner Schule in meinem Heimatort Beendorf kennenlernte.

Die Ausbildung begann im Braunkohlekraftwerk Thierbach; im zweiten Lehrjahr wechselte ich zur praktischen Ausbildung ins Kernkraftwerk (KKW) Rheinsberg; die theoretische Ausbildung erfolgte in der Betriebsberufsschule des VEB Nachrichtenelektronik Greifswald. Von 1975 bis September 1977 arbeitete ich im KKW „Bruno Leuschner" in Lubmin bei Greifswald im konventionellen Teil im Kraftwerksblock I und II. Im Oktober 1977 zogen wir nach Stendal. Weil das KKW Stendal immer noch im Bau war, konnte ich dort nicht in meinem Beruf als Maschinistin anfangen. Ich begann als Sachbearbeiterin in der Materialwirtschaft. Da ich gern in der Berufsausbildung tätig werden wollte, machte ich meinen Industriemeister Metall an der Kreislandwirtschaftsschule in Stendal. Anschließend arbeitete ich von 1982 bis zur Wende im Berufsberatungskabinett des KKW Stendal. Als Berufsberaterin warb ich junge Menschen für den Betrieb.

Mein erstes Schlüsselerlebnis

Mein erstes Schlüsselerlebnis mit den zu erwartenden gravierenden Veränderungen hatte ich im Frühjahr 1990. Die Betriebsgewerkschaftsleitung des Kernkraftwerks, der ich angehörte, besuchte das westdeutsche Kraftwerk in Grohnde. Ich sah sofort, dass im Westen ganz anders gearbeitet wurde als bei uns. Von da an wusste ich, dass wir uns neu orientieren mussten. Dabei hatte ich Glück: Mein Chef und Leiter der Betriebsakademie des KKW hatte im August 1990 eine Berufsbildungsakademie gegründet. Er fragte mich: „Frau Mohr, hätten Sie Lust, Erwachsene zu unterrichten?" Das hatte ich. Ich schulte Arbeitslose, führte Bewerbungstrainings durch, half ihnen, die neuen Gesetze zu verstehen und ihre Rechte einzufordern.

Nach drei Jahren bekam ich ein Angebot aus der Versicherungsbranche. Eigentlich sollte ich nur für die Organisation verantwortlich sein und beispielsweise nebenberufliche Vertreter beim Verkauf unterstützen. Das lief in der Realität jedoch anders. Erst einmal musste ich selbst die verschiedenen Versicherungsprodukte kennenlernen. Mein Traumberuf war es nicht, zumal die Branche im Allgemeinen in der Beliebtheitsskala nicht sehr weit oben steht. Doch ich hatte mir in den Kopf gesetzt, eine „soziale Versicherungsvertreterin" zu sein. Das heißt für mich: gut beraten und fair verkaufen. Schließlich arrangierte ich mich mit der Arbeit und machte mich 1999 selbstständig. Bis 2012 blieb ich in der Branche tätig. Aber der Beruf füllte mich nicht aus.

Mein zweites Schlüsselerlebnis

2002 hatte ich ein weiteres Schlüsselerlebnis – durch einen Artikel im Focus über die Seniorengenossenschaft Riedlingen. Ihr Motto war, das Potenzial älterer Menschen zu nutzen, um für Hilfsbedürftige Unterstützung zu organisieren: Nachbarschaftshilfe, Essen auf Rädern, Pflege. Ich fand die Idee so toll, dass ich 2004 mit sieben weiteren Menschen die Bürgerinitiative Stendal gründete, bei der ich bis heute die ehrenamtliche Vorsitzende bin.

Wir begannen mit Nachbarschaftshilfe, dann kamen ein Generationscafé und eine Demenzbetreuung hinzu, etwas später die Tagespflege. Das Thema Demenz war gesellschaftlich kaum präsent, vom demografischen Wandel sprach noch niemand. Wir stellten uns der Herausforderung. Mittlerweile funktioniert der Verein wunderbar. Wir haben zehn Mitarbeiter und 250 Mitglieder. Wir achten auf Qualität und liefern den Beweis, dass man in der Pflege gute Arbeit leisten kann, bei fairer Bezahlung und zu guten Arbeitsbedingungen. Seit ich mich in unserer Bürgerinitiative engagiere, weiß ich, dass Pflege nicht in die private Wirtschaft gehört. Wir sind diejenigen, die etwas gestalten können – wir müssen es nur tun.

Die „engagierte Stadt"

2012 gab es erneut einen Bruch in meiner Berufsbiografie. Inzwischen waren meine Söhne ökonomisch unabhängig, nun konnte ich beruflich etwas Sinnvolleres machen, als Versicherungen zu verkaufen. Ich hatte mich im Laufe der Jahre über einige Projekte informiert und war dabei auf die Arbeit von Freiwilligenagenturen gestoßen. Die Idee, bürgerschaftliches Engagement zu unterstützen, fand ich prima.

In Stendal wollten wir Demografie-Projekte initiieren und gemeinsam die Gesellschaft gestalten. So arbeite ich nun seit 2015 im genialsten bundesweiten Netzwerk-Projekt meiner gesamten Berufslaufbahn: „Engagierte Stadt". Die Gesellschaft kann nur funktionieren , wenn wir einen guten, handlungsfähigen Staat, eine Wirtschaft, die sich für die Menschen einsetzt, und eine starke Zivilgesellschaft haben. Dann kann sich die Gesellschaft entwickeln.

Mit dieser Mission bin ich heute unterwegs und holte schon viele Menschen und Kommunen mit ins Boot. Gerade sind wir dabei, das Netzwerkprogramm „Engagierte Stadt" bundesweit auszubauen. Mittlerweile engagieren sich 73 Städte in dem Projekt. 2018 wurde ich zur Sprecherin gewählt, gemeinsam mit meinem Kollegen Jochen Beuckers. Er leitet die Freiwilligenagentur in Königswinter. Als in Ostdeutschland sozialisierte Frau bewarb ich mich bewusst für diese Position, weil es in unserem Netzwerk bisher mehr west- als ostdeutsche Städte gibt.

Für den Westen interessiere ich mich sehr. Nur wenn wir uns füreinander interessieren und uns austauschen, können wir uns weiterentwickeln. Wir sollten neugierig sein auf die Menschen und auf das, was kommt.

Gerade jetzt, in Zeiten von Corona, bietet sich uns eine große Chance, die Gesellschaft neu zu gestalten. Die Enttäuschungen, die es nach 1989 gab, nahm ich in den vier Erzählcafés über die Wendezeit, die in Stendal stattfanden, so richtig wahr. Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend förderte unser Projekt „Aufruhr-Aufbruch-Alltag" anlässlich des dreißigsten Jahrestags der friedlichen Revolution im Herbst letzten Jahres. Die Theaterdramaturgin Aud Merkel und die Diplom-Journalistin Edda Gehrmann organisierten dieses geniale Projekt. Es tat gut zu hören, wie die Menschen den Mauerfall und die Wendezeit erlebt hatten und heute sagen: „Hier läuft etwas verkehrt. Hier ist etwas nicht in Ordnung. Wir brauchen wieder runde Tische. Wir müssen Gesellschaft anders gestalten." Auch im digitalen Erzählsalon vernehme ich, dass wir die Chancen, die sich bieten, nutzen sollten. So zeigt der sehr spannende Beitrag von Union Chemnitz, dass man nicht nur Opfer sein muss. Wenn viele mitziehen und man etwas unbedingt will, kann man es selbst gestalten. Auch wenn es letztlich nicht gelang, Union zu retten – was auch am Neoliberalismus liegt, in dem wir leben – so war es doch eine tolle gemeinschaftliche Erfahrung, die die Menschen machten.

Wir sollten die Chancen nutzen, die sich uns bieten und mit Zivilcourage und Engagement etwas auf den Weg bringen, um unsere Wünsche und Träume zu realisieren. Ihr in Chemnitz habt mit eurer Union gezeigt: Wenn die Menschen beteiligt werden, dann sind sie ganz anders motiviert, sich zu engagieren. Wir sind diejenigen, die etwas gestalten können. Wir müssen es nur tun.

„Wir gründen einen Verein“: Die Anfänge der Selbsthilfebewegung im Erzgebirge

***Angela Klier**, geboren 1961, wohnt seit 2007 in Aue-Bad Schlema und ist Sprecherin der Landesarbeitsgemeinschaft »Vielfalt«, die sich als Zusammenschluss verschiedener lokaler Initiativen, Beratungsnetzwerke und Modellprojekte unterschiedlicher Bundesprogramme zur Demokratieförderung versteht. Angela Klier ist zudem geschäftsführende Vorständin im Kompetenzzentrum für Gemeinwesenarbeit und Engagement (KGE) e.V. und hat in ihrer Heimat, dem Erzgebirge, ein Netzwerk von Selbsthilfegruppen aufgebaut.*

Ich bin im Erzgebirge geboren und aufgewachsen. Seit meiner Geburt leide ich an Asthma Bronchiale. In der DDR gab es nur wenige Medikamente, um die Krankheit zu behandeln. Allerdings wurden Kuraufenthalte zur Linderung der Beschwerden angeboten. Bereits als Kind, aber auch als Jugendliche und Erwachsene fuhr ich regelmäßig zur Kur, was mir guttat. Bei den Aufenthalten traf ich andere Patienten, mit denen ich mich austauschte. Wir unterstützten uns gegenseitig. Das war für alle hilfreich. Allerdings gab es keine Vereine, Selbsthilfegruppen oder Organisationen für chronisch Kranke. Diese traf man nur auf Kur oder im Krankenhaus.

Wir gründen einen Selbsthilfeverein

Zur Wendezeit kam ich auf die Idee, etwas anzuschieben, damit sich Patienten mit Atemwegserkrankungen besser organisieren konnten. So etwas wie Selbsthilfe wäre in der DDR nicht möglich gewesen. Eigeninitiative war nicht gern gesehen. Das Vereinsleben wurde zwar unterstützt, beispielsweise in Sport und Kultur, es wurde aber auch unter Kontrolle gehalten. Ein freier Ideen- und Gedankenaustausch wurde unterbunden.

Ich besprach mich mit anderen Betroffenen und holte deren Erfahrungen und Ideen ein. Zu fünfzehnt gründeten wir in Aue schließlich einen Verein für Allergiker und Asthmatiker. Später nahmen wir Kontakt zum Deutschen Allergie- und Asthmabund (DAAB) auf, der bereits seit über hundert Jahren bestand und über das Know-how für die Selbsthilfe verfügte, das wir nicht besaßen.

Der DAAB e.V. mit Sitz in Mönchengladbach bot uns an, überzutreten. Das taten wir gern. So hatten wir bessere Rahmenbedingungen, die Selbsthilfearbeit auch im Osten aufzubauen und voranzubringen. Es wurde der Landesverband des Deutschen Allergie- und Asthmabundes gegründet, der sich in Leipzig niederließ. Ich arbeitete in dessen Vorstand mit. Das Wichtigste aber war das Engagement hier in der Region: Wir berieten und unterstützten die Menschen vor Ort und leisteten Hilfe zur Selbsthilfe.

In den ersten Jahren organisierten wir Vorträge, um über Diagnostik und Behandlung aufzuklären, mit ansässigen Fachärzten schulten wir die Patienten und führten regelmäßig Gesprächskreise durch. Einmal wöchentlich boten wir eine offene Beratung an, die vor allem von Eltern betroffener Kinder genutzt wurde. Da gab es Anfragen nach Fachärzten in der Region, Mutter-Kind-Kuren oder einfach nur Gesprächsbedarf. Eine Asthmasportgruppe gründete sich bereits 1989 und besteht bis heute.

Durch unsere Arbeit entdeckten wir weitere Selbsthilfeorganisationen in anderen Bereichen – die Bewegung im Osten wuchs. Es gab inzwischen auch finanzielle Unterstützung für Selbsthilfegruppen und -organisationen von der Landkreisverwaltung und vom Land. Doch es fehlte an Menschen, die die Gruppen ganz konkret unterstützten: wie man einen Antrag auf finanzielle Unterstützung stellt oder wie man Selbsthilfe ganz praktisch organisiert.

Aufgrund der Größe des Gebiets gründeten 2009 mit Unterstützung des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes im Erzgebirgskreis zwei Träger sozialer Arbeit eine Kontakt- und Informationsstelle für Selbsthilfe (KISS) mit zwei Geschäftsstellen: eine in Aue und eine in Marienberg. Bis heute unterstützen der Förderverein Jugend-, Kultur- und Sozialzentrum Aue e.V. und der Allgemeine Behindertenverband Deutschland Freistaat Sachsen e.V. die KISS im Erzgebirgskreis.

Zweihundert Gruppen in Sachsen: Die Selbsthilfebewegung wächst und wächst

Die Geschäftsstellen unterstützen alle Menschen bei der Suche nach einer für sie passenden Selbsthilfegruppe. Dabei helfen wir nicht nur chronisch Kranken, sondern allen, die Bedarf haben, sich mit anderen zu einem Thema auszutauschen. Es gibt Selbsthilfegruppen in ganz unterschiedlichen Bereichen, zum Beispiel verwaiste Eltern, Alleinerziehende, Menschen mit Adipositas, Menschen mit Krebserkrankungen. Im Erzgebirgskreis gibt es mittlerweile rund zweihundert Selbsthilfegruppen. Unsere Arbeit hat sich herumgesprochen und wird gut angenommen. Darüber hinaus gibt es in Sachsen sowie in allen anderen neuen Bundesländern ein Netzwerk dieser Kontakt- und Informationsstellen, die inzwischen in jedem Landkreis zu finden sind.

Wir sind mit allen gut vernetzt und arbeiten mit Unterstützung der Wohlfahrtsträger in Sachsen sowie mit den Krankenkassen zusammen. Ein solches Netzwerk hätten wir in der DDR nie aufbauen können.

Wie eine Kita-Leiterin neue Arbeitsweisen durchsetzte

***Susanne Borkowski**, geboren 1972 und aufgewachsen in Groß Schwarzlosen bei Tangerhütte/Sachsen-Anhalt, war nach ihrer Ausbildung zur Kinderdiakonin viele Jahre als Kita-Leiterin tätig. Parallel studierte sie Kindheitswissenschaften und später Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession in Berlin. Heute lehrt und forscht sie als Professorin für Kindheitswissenschaften an der Hochschule Magdeburg-Stendal und lebt in Lüderitz (Tangerhütte).*

Ich komme aus einem christlichen Elternhaus und war weder bei den Pionieren noch in der Freien Deutschen Jugend. Deshalb blieb es mir verwehrt – selbst als eine der Klassenbesten –, die Erweiterte Oberschule zu besuchen. Damit war die Auswahl an Berufen deutlich eingeschränkt. Ich entschied mich allerdings gern, eine Ausbildung zur Kinderdiakonin bei der Kirche in Berlin zu absolvieren. Das entsprach ohnehin meinen Interessen.

Zur Wendezeit hatte ich gerade erst mit der Ausbildung begonnen, die von der Reformpädagogik und einer Idee der Kindbegleitung geprägt war, anders als die staatliche Ausbildung der DDR, die Fachkräfte als Wegbereiter für die Kinder qualifizierte. Da ich bereits während der Ausbildung ergänzend Kurse in Westberlin besucht hatte, erlangte ich einen staatlich anerkannten Abschluss, mit dem ich an jeder Einrichtung hätte arbeiten können. Ich entschied mich für eine evangelische Kindertagesstätte. In der Praxis merkte ich schnell, wie schwierig es war, die reformpädagogischen Ideen, die ich aus meiner Ausbildung mitbrachte, umzusetzen. Manchmal war es frustrierend, als Mitarbeiterin nichts durchsetzen zu können.

Endlich etwas durchsetzen können

Als die Leitungsstelle der Kita neu ausgeschrieben wurde, bewarb ich mich und bekam – obwohl ich beim Jobantritt erst 23 Jahre alt war – den Zuschlag. Ich sah es als Chance, in dieser Funktion mehr bewirken zu können. In der ersten Zeit meiner Leitungstätigkeit baute ich die Einrichtung komplett um. Damit einhergehend wurde es notwendig, dass wir uns konzeptionell neu aufstellten und neue Kolleginnen für das Team gewannen. Das ermöglichte mir, mit den Kolleginnen bisherige Arbeitsansätze kritisch zu betrachten und nach und nach kindorientierte Ansätze zu etablieren.

Nach einigen Jahren und nach der Geburt unseres zweiten Kindes, wollte ich mich beruflich weiterentwickeln. Eher zufällig und vom Träger entsandt, um mögliche Praktikanten und Praktikantinnen zu sondieren, war ich dabei, als der Studiengang Kindheitswissenschaften vorgestellt wurde. Das war genau

das, was ich lernen wollte. Also reduzierte ich meinen Job als Kitaleiterin auf zwanzig Wochenstunden – und absolvierte ein Vollzeitstudium an der Hochschule in Stendal.

Nach dem Bachelorstudium blieb ich in Teilzeit Kita-Leiterin, da ich möglichst zeitnah ein Masterstudium anschließen wollte. Ich nahm aber das Angebot an, parallel zu meiner Arbeit in der Kita den Aufbau eines An-Institutes an der Hochschule Magdeburg-Stendal zu begleiten. Während ich studierte, führten ein Beschluss der Kultusministerkonferenz und damit einhergehende Bildungsprogramme in den Ländern im Kitabereich zu einem Umschwung, der von den Fachkräften eine völlig andere Arbeitsweise erforderte. Kinder waren nicht länger die passiven Empfänger und Empfängerinnen von Bildungsinhalten, sondern sollten als aktiv Mitgestaltende wahrgenommen und einbezogen werden.

Ich hatte dies bereits in der Ausbildung in Ansätzen kennengelernt und Inhalte im Studium verinnerlicht. Ich war voller Enthusiasmus, sie bei uns umzusetzen. Kinder beobachten, um zu erfahren, welche Themen sie beschäftigen, wo sie Unterstützungsbedarf haben, mit ihnen zu planen und sie bei der Gestaltung des Alltags einzubeziehen, es erschien mir so logisch. Ich ging davon aus, dass alle Mitarbeitenden das genauso sahen, auch weil wir einiges schon probierten. Bis ich merkte, dass es im Team Widerstände gab.

Vom Wegbereiter zum Wegbegleiter

Anfangs konnte ich mir nicht erklären, warum nicht alle mitzogen. Ich hatte nicht bedacht, dass viele unserer Fachkräfte ihre Ausbildung noch in der DDR absolviert und eine ganz andere Berufssozialisation als ich hatten. Wir sprachen über die Probleme. Manche hatten das Gefühl, ihnen wird der Boden unter den Füßen weggezogen. Plötzlich war die Herangehensweise, *Wegbereiter* für die Kinder zu sein, nicht mehr richtig, sondern sie sollten nun *Wegbegleiter* sein. Dieser pädagogische Ansatz definierte die Rolle des Erziehers neu. Manche bekamen Verlustängste, andere fühlten ihre Berufserfahrungen nicht wertgeschätzt. Wir setzten uns also zusammen und besprachen die mit der veränderten Rolle einhergehenden Ängste und Sorgen der Fachkräfte. Wir thematisierten alltagspraktische Probleme und räumten uns für alle Veränderungen Probezeiten ein, um nachsteuern zu können. Danach konnte sich das Team auf die neuen pädagogischen Ansätze einlassen, und wir daran arbeiten, sie gemeinsam umzusetzen.

Bis 2010 arbeitete ich sowohl in der Kita als auch im Institut. Dann entschied ich, mich auf das Institut zu konzentrieren, berufsbegleitend in Berlin „Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession" zu studieren und anschließend zu promovieren. Es war mir seit meiner Ausbildung wichtig, mich weiterzuentwickeln, neue Herausforderungen zu suchen und dennoch meine Leidenschaft für meinen Beruf zu leben. Nur wenn man mit dem Herzen dabei ist, wird man langfristig zufrieden sein und durchhalten, wenn Rückschläge oder Kritik kommen.

Theorie und Praxis verbinden

Heute arbeite ich als Vertretungsprofessorin an der Hochschule Magdeburg-Stendal und lehre im Studiengang Angewandte Kindheitswissenschaft. Im Grunde bin ich wieder dort, wo meine akademische Karriere begann. Mein Herzensanliegen ist die Verbindung von Theorie und Praxis. Dabei kommt mir meine Berufsbiografie zugute, in der ich viel Erfahrung in der Praxis gewonnen habe. Für mich war es kein Nachteil, dass ich die Erweiterte Oberschule nicht besuchen und anschließend ein Studium absolvieren durfte. Ich hätte nicht den gleichen Weg eingeschlagen und wäre vielleicht Lehrerin für Mathematik und Chemie geworden. Jetzt bin ich Sozialwissenschaftlerin und habe meine Profession gefunden.

Das Fazit aus meiner Erfahrung möchte ich der jungen Generation mitgeben: Das Lernen hört nie auf. Nicht nach der Schule, nicht nach der Berufsausbildung. Man hat immer die Möglichkeit, sich zu verändern. Man sollte allerdings im Blick behalten, was man wirklich will. Der Weg ist anstrengend und manchmal schmerzhaft, doch man entwickelt sich währenddessen persönlich weiter – und wenn man durchhält, ist er am Ende von Erfolg gekrönt.

„Wir müssen den Wald retten“: Ein Forstbetriebsdirektor erzählt

Udo Mauersberger *aus Mildenau, geboren 1951, ist in Annaberg-Buchholz zur Schule gegangen und hat an der Arbeiter- und Bauernfakultät in Freiberg sein Abitur abgelegt. Nach dem Studium der Forstwirtschaft arbeitete er im staatlichen Forstwesen der DDR. Anfang 1989 wurde er Betriebsdirektor des Staatlichen Forstbetriebs Marienberg, um durch Umweltschutzmaßnahmen den Wald zu retten. Der Betrieb wurde abgewickelt, und er gründete seine eigene private Firma, die für die Forst- und Holzindustrie tätig ist – weiterhin unter dem Motto: Wir müssen den Wald retten!*

Ich komme aus einer christlichen Familie, war in der Gemeindejugend der Landeskirche aktiv und nahm aus Trotz nicht an der Jugendweihe teil. Deshalb kam ich nicht auf die Erweiterte Oberschule (EOS), sondern lernte nach der Schule Forstfacharbeiter. Das war eine schwere Arbeit. Nach der Ausbildung bewarb ich mich an der Arbeiter-und Bauernfakultät (ABF) in Freiberg. An die ABF kamen junge Menschen, die eine Berufsausbildung hatten und das Abitur erwerben wollten. Es war ein zweiter Bildungsweg.

Überraschenderweise bekam ich die Zulassung für einen Ein-Jahres-Kurs, um das Abitur zu absolvieren. Anschließend erhielt ich einen Studienplatz an der Technischen Universität in Dresden, Sektion Forstwirtschaft Tharandt. Nach vier Jahren, 1975, schloss ich mein Studium mit dem Diplom ab und bekam eine Stelle als Ingenieur-Praktikant im Staatlichen Forstwirtschaftsbetrieb Finsterwalde in der Niederlausitz. Als kurz darauf ein Nutzungsingenieur verunglückte, übernahm ich dessen Stelle und trug somit Verantwortung für die Rohholzbereitstellung aus zwei Oberförstereien: Golßen und Walddrehna. Jede dieser Oberförstereien hatte jeweils sieben, acht oder zehn Reviere. Knapp zwei Jahre später übernahm ich die Oberförsterei Babben. Damit hatte ich nun auch Verantwortung für die zugehörigen Revierförster. Es gab Reviere, die unbesetzt waren und für die kein Förster da war. Dessen Aufgaben erledigten wir gemeinsam, sozusagen vertretungsweise, recht und schlecht mit. Schon damals wurden Fachkräfte gesucht.

Zurück ins Erzgebirge

Ich liebte diese Arbeit. Sie war überaus spannend und anspruchsvoll, doch aus familiären Gründen suchte ich eine Stelle im Erzgebirge und wurde im Staatlichen Forstwirtschaftsbetrieb (StFB) Marienberg fündig. 1980 kehrte ich als Arbeitsökonom ins Erzgebirge zurück. Nach einiger Zeit fragte mich der stellvertretende Vorsitzende des Rates des Bezirkes Karl-Marx-Stadt für Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft, was ich von unserer übergeordneten Leitungsebene, der Abteilung Forstwirtschaft beim

Rat des Bezirkes, hielte. Ich antwortete ehrlich: „Von denen merkt man hier nicht viel." Ich hatte keine Ahnung, sollte aber später die Arbeit der dortigen Kollegen sehr schätzen lernen.

Es dauerte nicht lange, und ich wurde zum Kaderleiter der Abteilung zitiert. Er fragte zwar: „Willst du Stellvertreter des Chefs der Abteilung Forstwirtschaft werden?", doch das war weniger eine Frage als die Klarstellung, dass ich diesen Job zu übernehmen hatte. Das war die Antwort auf meine Kritik. So wurde ich Sektorenleiter Produktion der Abteilung Forstwirtschaft des Rates des Bezirkes Karl-Marx-Stadt. Das beinhaltete auch die Verantwortung für den Naturschutz in der Region.

Kampf gegen das Waldsterben

Als mein früherer Chef, der Direktor des StFB Marienberg, 1989 in Rente ging, wechselte ich von Karl-Marx-Stadt wieder nach Marienberg, übernahm seine Funktion und war nun Leiter des Staatlichen Forstwirtschaftsbetriebs. Eine ähnliche Stelle im Forstbetrieb in Flöha hatte ich schon einmal abgelehnt, das war nun nicht möglich.

Im StFB Marienberg war die Wiederaufforstung des Waldes eine wichtige Aufgabe. In den Jahren 1960 bis 1990 wurden annähernd dreitausend Hektar Fläche aufgeforstet. Wir pflanzten Blaufichte, Omorikafichte, Sitkafichte, Europäische Lärche, Japanische Lärche, Wiener Waldlärche, Murraykiefer, Rotbuche, Bergkiefer, Moorbirke, Sandbirke, Roterle, Bergahorn und Weißtanne. Wir waren Konsultationsbetrieb für die Rauchschadbewirtschaftung. Zu uns kamen Fachkollegen aus allen europäischen Ländern mit Ausnahme von Albanien und Portugal, um sich zu informieren. Auch die Kollegen aus der Volksrepublik China kamen zu uns, um Informationen einzuholen.

Meine Aufgabe als Direktor in Marienberg war riesig: Die Waldschäden waren immens, es war dringend nötig, etwas zu unternehmen. Eine Tageszeitung schrieb: „Diagnose: Toter Wald. Über ein Drittel des Waldbestandes im oberen Erzgebirge ist tot, der Erzgebirgskamm ein Geisterwald, die restlichen Bäume ringen in einem aussichtlosen Kampf um das Überleben. Schnelle Maßnahmen tun not. Das Gebiet entlang der sächsisch-tschechoslowakischen Grenze gilt als das katastrophalste Waldsterbensgebiet Deutschlands."

Wir hatten in Marienberg eineinhalbmal größere Schäden als ein Normalbetrieb zu verzeichnen, in der Hauptsache durch die Nähe zu den Tschechen. Im Böhmischen Becken standen sechs oder sieben Kraftwerke. Deren Abluft war so schwefeldioxidhaltig, dass der Säuregrad des Niederschlags im Traufbereich der Bäume etwa dem von Haushaltsessig gleichkam. Die schlechte Luft gelangte durch die Windströmung über den Kamm und sorgte dafür, dass bei uns im Erzgebirge ganze Wälder starben. Die Spaltöffnungen der Blätter kristallisierten durch die Abgase, die Bäume konnten nicht mehr atmen und trockneten regelrecht aus. Manchmal wunderte ich mich, dass überhaupt noch ein grünes Pflänzchen wuchs.

In Marienberg hatten wir 33.000 Hektar Wald, zehn Prozent hatten bereits die höchste Schadstoffstufe 1 erreicht. Als Leiter des StFB versuchte ich, die Schäden zu minimieren, indem wir das Schadholz aus den Wäldern herausholten und die Flächen neu aufforsteten. Wir bauten die Pflanzenanzucht in unseren beiden staatlichen Forstbaumschulen aus und modernisierten sie, sodass wir sie das ganze Jahr über nutzen konnten.

Wir kämpften – jeden Tag über unsere Arbeitszeit hinaus –, doch es war eine Sisyphos-Arbeit. Wir gingen nur gegen die Auswirkungen vor, aber nicht gegen die Ursachen. Der älteste Revierförster im Betrieb, Helmut Kluge, der sein Revier bei Seifen Deutscheinsiedel hatte, kämpfte schon seit vielen Jahren gegen das Waldsterben, auch als er schon lange in Rente war. Sein Motto: „Wir müssen den Wald erhalten!" Auch unser Nachbarrevierförster sagte: „Wir können nicht einfach aufgeben." Dem schloss ich mich an.

Während heute der Borkenkäfer aufgrund der Klimaerwärmung die Wälder auffrisst, waren es damals die sauren Niederschläge, verursacht durch die Kraftwerke. Man fing damit an, sie mit einem Kalkstein-Additivverfahren auszurüsten, um den Schwefel zu binden und die Abgase weniger schädlich zu machen. Dennoch war die Situation dramatisch.

Am 29. November 1989 wandten wir uns an die Volkskammer, an den Ministerrat und andere staatliche Funktionsorgane der DDR sowie an die Presse mit dem Inhalt, umfassende Maßnahmen zur Walderhaltung einzuleiten, aber auch die Forstbetriebe stärker zu unterstützen. Eine unmittelbare Reaktion blieb aus. In Marienberg bildete sich sogar eine Bürgerinitiative zum Schutz der Wälder, deren Anliegen wir unterstützten und deren Petition wir als Betrieb mitunterzeichneten. Am 5. Februar 1990 stellten wir Forstleute zusammen mit der Bürgerinitiative Marienberg den Antrag beim Präsidenten der Volkskammer der DDR, Dr. Günther Maleuda, den Artikel 15 der DDR-Verfassung zu ändern. Wir forderten, das Wohl des Waldes dort neben dem allgemeinen Naturschutz zu verankern.

Gründung eines Berufsverbandes zum Schutz der Wälder

Uns war klar: Wir brauchen Unterstützung, also suchten wir Verbündete. Es war fünf vor zwölf für den Wald. Im Juni 1990 gründeten wir – eine Initiativgruppe von verschiedenen Forstleuten aus dem Freistaat Sachsen – einen Berufsverband. Dazu schrieben wir alle forstlichen Einrichtungen Sachsens an und gründeten schließlich eine kleine Fachgewerkschaft, den Bund Sächsischer Forstleute, aus dem später der Landesverband vom Bund Deutscher Forstleute Sachsen hervorging.

Die Rettung der Wälder war und ist unser vorrangiges Ziel. Viele Leitlinien aus der Anfangszeit sind weiterhin aktuell. Wir kämpfen noch immer, und heute wieder, um den Erhalt des Waldes. Eine Erfolgsmeldung: Die Luftqualität des Erzgebirges ist heute wieder so gut wie vor Beginn der Bergbau- und Industriegeschichte. Doch noch heute ist der Mangel an Forstpersonal ein großes Thema. Dieses wurde in den Jahren von 1993 bis 2010 um sechzig Prozent reduziert. Wertschätzung sieht anders aus!

Um den Wald besser schützen zu können, sollte es von Gesetzeswegen eine einheitliche Forstverwaltung geben, das würde die Arbeit wesentlich erleichtern. Kontinuität gehört zur Forstwirtschaft, sie ist schlicht die Voraussetzung für gute Arbeit im Wald, nicht politische Opportunität des jeweiligen Tages. Die sächsische Regierung hat bislang keine Rücksicht auf die Nachhaltigkeit der Waldbewirtschaftung genommen, sondern diese mit ihrer „Reformitis" stark negativ beeinflusst. Hatten wir früher manchmal nicht genügend Förster für die Flächen, gibt es heute auf den viel größeren Flächen mehrere Förster verschiedener Behörden mit unterschiedlichen Zuständigkeiten, die mit dem Auto von Termin zu Termin hetzen. Die Bevölkerung und private Waldbesitzer blicken da kaum durch. Es war nicht vorauszusehen, wie beratungsresistent die politischen Kräfte in den Nachwendejahren und -jahrzehnten gegenüber fachlichem Urteil sein würden.

Den Wald kann man nicht wie ein Beet bewirtschaften. Will man etwas ändern, muss man langfristig planen. Doch mit den derzeitigen Strukturen geht das leider nicht so konsequent, wie es notwendig wäre. Es fehlen schlichtweg die Leute. Pro Jahr lässt sich etwa ein Prozent der Waldfläche durch Aufforstung verändern, zum Beispiel durch Renaturierung der entwässerten Hochmoore. Es dauert sehr lange – pro Waldgeneration gut hundert bis 150 Jahre –, bis eine komplette Fläche erneuert ist. Doch wir werden uns weiter dafür einsetzen. Ich bin auch deshalb optimistisch, weil wir in Sachsen jetzt einen grünen Minister haben. Er muss nur noch auf den Boden der Realität ankommen, aber das wird schon werden.

Den Wald zu schützen, ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Der Wald ist für alle da. Er ist für unser Leben von immenser Bedeutung. Er speichert Wasser und stellt es uns zur Verfügung, er schützt den Boden vor Erosion und Austrocknung, und wir können das Holz im Kreislauf nutzen. Der Wald muss geschützt werden! Nichts zu tun, ist keine Strategie.

Meine Kunst für Ökologie und soziale Gerechtigkeit

Susanne Gabler *aus Wismar, geboren 1978, erlebte die Wende mit zwölf Jahren. Lange wusste sie nicht, was sie werden wollte. Sie studierte schließlich Innenarchitektur und kam zur Kunst – ihrer eigentlichen Berufung. Als Künstlerin thematisiert sie ökologische und soziale Ungleichheiten.*

Als Zwölfjährige erlebte ich die Wende als eine unsichere Zeit. Die Erwachsenen hatten Existenzängste und waren orientierungslos: Wie viele andere waren meine Eltern auf Jobsuche; unsere Lehrer waren völlig überfordert. Es gab noch keinen neuen Lehrplan und dementsprechend kaum Unterricht, in dem wir etwas lernten. Trotzdem mussten wir jeden Tag anwesend sein. Das war für mich und andere kein schöner Start nach der Wende.

Zwei Dinge prägten uns: Einerseits fragten uns die Lehrer ab der siebenten Klasse nach unseren Berufswünschen, andererseits bekamen wir zu hören, dass es nicht genügend Lehrstellen gäbe und wir unsere Wünsche an die Gegebenheiten anpassen müssten. Ich fand das sehr verwirrend und konnte nicht sagen, was ich werden wollte. Ich fühlte mich hilflos, Unterstützung gab es nicht. Woran sollte ich mich orientieren? Mir war durchaus klar, dass ich mich selbst um meine Zukunft kümmern musste, was das Richtige ist, konnte ich jedoch nicht wissen.

Veränderungen bemerkten wir auch beim Einkaufen. Der Konsum wurde geschlossen, und es eröffnete eine der Supermarktketten aus dem Westen. Anfangs fand ich das super: Ich konnte alles kaufen, was ich wollte und jeden Tag aufs Neue. Den gesamten Einkauf erledigten wir nun im Supermarkt. Dort kauften wir auch Kartoffeln, doch ich war maßlos enttäuscht. Die neuen Kartoffeln schmeckten nicht so, wie ich es gewohnt war. Ich trieb meine Familie fast in den Wahnsinn: Keiner konnte mir sagen, warum die Kartoffeln aus diesem Supermarkt so anders schmeckten. Ich fragte, wann es wieder unsere alten leckeren Kartoffeln geben würde, ob es an der Jahreszeit liegen könnte, dass sie nicht so lecker waren oder am Supermarkt. Irgendwann gab ich auf und fand mich damit ab, dass Kartoffeln seit der Wende nicht mehr schmecken.

1994 schloss ich die Realschule ab und wusste immer noch nicht, was ich werden wollte. Um Aufschub zu bekommen, ging ich weiter zur Schule und machte Abitur. Doch es änderte sich nichts. Welchen Beruf sollte ich nur lernen? Ich ging zum Jobben nach Berlin. Das Berufsinformationszentrum rückte mir auf die Pelle. Um das System zu bedienen und um Geld zu verdienen, begann ich eine Ausbildung als Raumausstatterin. Die Ausbildung beendete ich jedoch nach einem Jahr, weil ich einen Studienplatz an der Hochschule Wismar bekam.

Als eine Freundin meines Bruders begonnen hatte, Innenarchitektur zu studieren, hatte ich überlegte, ob das nicht auch etwas für mich wäre. Mit dem Fühlen und Begreifen von Räumen konnte ich intuitiv etwas anfangen. Innenarchitektin konnte ich mir als Beruf vorstellen. Schließlich half mir die Freundin, eine Mappe vorzubereiten und unterstützte mich bei der Vorbereitung auf den Eignungstest.

Endlich ein Beruf: Innenarchitektin

Ich bestand die Aufnahmeprüfung und erhielt einen Studienplatz für Innenarchitektur an der Hochschule Wismar. Für Wismar entschied ich mich bewusst, denn hier konnte ich einen Diplom-Ingenieur-Abschluss machen, mit dem ich beste Berufschancen zu haben hoffte. Im Studium erhielt ich eine starke gestalterische Grundausbildung. Bildnerisches Gestalten gefiel und lag mir.

Nach dem Studium wollte ich nicht aus Wismar wegziehen. Allerdings wurden in Mecklenburg-Vorpommern kaum Stellen angeboten. Also machte ich mich selbstständig und erhielt erste Aufträge. Ich sammelte Berufserfahrung. Mit meiner Arbeit konnte ich mich selbst versorgen, zumal ich als Honorarkraft Projektleitungen übernahm. Es war nicht leicht, doch ich arbeitete in meinem erlernten Beruf – und das war mir lieber, als in einem artfremden Job zu landen, was zu der Zeit recht üblich war.

Ich konzentrierte mich in meiner Tätigkeit auf ökologische Themen und erhielt immer mehr honorarbasierte Arbeit in Projekten mit temporären Projektfinanzierungen in den Bereichen der regenerativen Energiegewinnung und Energieeffizienz. Damit beschäftigte ich mich in den nächsten Jahren. Parallel dazu begann ich, mich künstlerisch zu interessieren. Ich lernte in Wismar Künstlerinnen und Künstler kennen. Wir gestalteten mehre Projekte zusammen, unter anderem einen Stadtgarten am Marienkirchturmplatz. Ich entwickelte einen Workshop für Kinder und Jugendliche zum Thema Upcycling. Dabei möchte ich, dass die Kinder und Jugendlichen den gesamten Gestaltungsprozess erleben. Denn bei dieser Ersterfahrung lernen sie, aus einer unlösbaren Situation eine lösbare zu machen. Damit gebe ich ihnen eine Kompetenz fürs Leben an die Hand.

Die Workshops und weitere gestalterische und künstlerische Projekte bildeten den Anfang, selbst Kunstwerke zu gestalten und auszustellen. Inzwischen bin ich in der freien Kunst angekommen. Hier kann ich grenzenloser arbeiten als bei meinen früheren Projekten. Ich komme den Menschen nahe, sie reagieren weniger empört.

Von der Architektur zur Kunst

Ich möchte bei der Arbeit meine Themen transportieren aber auch ergründen, erforschen und verstehen, warum Menschen handeln, wie sie handeln, selbst wenn es schlecht für uns alle ist. Das erscheint mir

oft unlogisch. Ich gehe an meine Arbeit analytisch heran und will verstehen, was passiert. Nur so kann ich Kunst machen.

Ich begann mit Installationen, dann kamen andere Kunstprojekte hinzu. Bei meinen Kunstprojekten kommuniziere ich mit den Menschen, so kann ich mein Thema vermitteln und erfahre unmittelbar ihre Reaktionen darauf. Das ist für mich das Wertvollste an der freien Kunst.

Zwei Beispiele: Als ich durch ein Landesstipendium eine *Artist in Residence* auf Island bekam, informierte ich mich über Bewohner, Umgebung und Natur. Ich schaute mir vieles vor Ort an und kam mit den Menschen ins Gespräch. An den Stränden lagen überall angespülte kleine orangene Bojen von Fischernetzen. Manche waren noch heil, andere kaputt. Zeitgleich erfuhr ich von einer sehr alten traditionellen Technik, die die Menschen dort benutzen, um ihr Porzellangeschirr zu reparieren. Sie vernähen fein gebohrtes Porzellan und kochen es anschließend in Milch. So werden die Risse wieder verschlossen. Ich sammelte die Bojen am Strand, zerschlug sie und nähte sie mit Schafwolle wieder zusammen. Ich nähte meine Bojen während einer Stricknacht mit isländischen Frauen und wir sprachen über diese traditionelle Technik. So bekam ich die Möglichkeit, mit den IsländerInnen in Kommunikation zu treten. Das war mir wichtig, um mich mit diesem Ort zu verbinden.

In meinem Projekt in Island wollte ich auf den Plastikmüll im Meer aufmerksam machen. Ein anderes ökologisches Kunst-Projekt, mit dem ich mit den Menschen über Nanoplastik ins Gespräch kommen will, ist meine Arbeit ADDITIVE. Nanoplastik gibt es überall auf der Welt, sogar in der Antarktis. Wir atmen diese kleinsten Partikel ein. Sie sind im Staub und somit in unserem Essen und Trinken. Für ADDITIVE filtere ich mit feinen Sieben Mikroplastik aus Kosmetika heraus und trockne es. Dann sortiere ich es nach Farben, fülle es in Kristallstreuer – und koche daraus, zusammen mit regionalen Zutaten, Marmelade. Mit dieser Arbeit möchte ich vermitteln, dass wir der durch Abrieb entstandenen Nanoplastik nicht mehr ausweichen können, sie ist überall, in jedem Körper, egal wie wir leben und wie gut wir uns ernähren. Deshalb schütte ich es proaktiv ins Essen und biete es als Marmelade an. Durch diese Provokation komme ich mit den Menschen ins Gespräch.

In dieser Art gestaltete ich viele meiner künstlerischen Arbeiten. Meine Kunst ist oft gesellschaftskritisch, denn die ökologischen Thematiken meiner Arbeiten sind im Grunde soziale Thematiken.

KAPITEL 2

Wir haben gekämpft und Verantwortung übernommen

Kampf um Union Chemnitz: Wir Mitarbeiter übernahmen den Betrieb

***Freimut Aurich**, geboren 1953, begann 1969 seine Berufslaufbahn bei der Union Werkzeugmaschinen GmbH in Chemnitz mit der Lehre zum Werkzeugmacher, danach wurde er als Maschinenbauer beschäftigt. Neben der Arbeit absolvierte er ein fünfjähriges Abendstudium zum Ingenieur. Nach dem Studienabschluss war er als Montagetechnologe angestellt, nach der Wende wurde er zum Betriebsratsvorsitzenden gewählt. Von 1996 bis 2011 war Freimut Aurich Mitgesellschafter des seit 1996 mitarbeitergeführten Werks, dass 2011 an die Herkules Gruppe verkauft wurde. Seit 2018 ist er im Ruhestand.*

***Uwe Friemel**, geboren 1984, arbeitete seit 2011 bei Union im Bereich Entwicklung Elektrokonstruktionen. 2018 wurde er als Nachfolger von Freimut Aurich zum Betriebsratsvorsitzenden gewählt.*

***Lars Müller**, geboren 1999, begann 2017 eine Ausbildung zum Mechatroniker, seinem Traumberuf, bei Union Chemnitz.*

FREIMUT AURICH:

Mein gesamtes Berufsleben – 49 Jahre! – ist nur mit einer einzigen Firma verbunden, der Union Werkzeugmaschinen GmbH Chemnitz. Das ist heute für viele unvorstellbar. Für mich passte es gut, zumal ich ganz unterschiedliche Stationen durchlief: vom Werkzeugmacherlehrling bis zum Ingenieur in der Montagetechnologie.

Zur Zeit der Wende und des politischen Umbruchs war die bisherige Betriebsgewerkschaftsleitung, die BGL, für uns Beschäftigte nicht mehr vertrauenswürdig. Wir fanden es aber wichtig, eine Interessenvertretung zu haben, die mit einer Stimme für uns Werktätige sprach. Uns war klar, dass sich einiges im Werk verändern würde, und wir wollten mitreden, wenn es um unsere Zukunft ging.

Einige von uns Kollegen fanden sich zusammen und organisierten eine „Wahl zur Interessensvertretung der Werktätigen" im Sinne der westdeutschen Betriebsratswahlen, auch wenn das Betriebsverfassungsgesetz im Osten noch keine Gültigkeit hatte. Ich wurde zum Vorsitzenden gewählt. Und es gab gleich viel zu tun.

Privatisierung eines Staatsbetriebs: Auf Freude folgt Ernüchterung

Die Treuhandanstalt hatte die Aufgabe, die Ostbetriebe zu privatisieren oder abzuwickeln. Die Union Chemnitz war der erste Maschinenbaubetrieb, der privatisiert wurde. Darauf waren wir richtig stolz, denn das bedeutete, dass wir etwas geleistet hatten, dass wir wertvoll waren. Wir dachten, wir hätten es geschafft.

Nun gehörten wir zu jeweils fünfzig Prozent zur Glöckner AG aus Duisburg und zur Hoffmann AG aus Düsseldorf. Auf die erste Freude kam prompt die Ernüchterung in Form eines massiven Personalabbaus über mehrere Stufen. Wir wussten, dass wir die alte Belegschaftsstärke nicht würden halten können. Doch mit dem folgenden Ausmaß hatten wir nicht gerechnet: Allein in Chemnitz wurde die Belegschaft von 1.200 auf 230 Mitarbeiter reduziert. Der Standort Gera erfuhr eine etwa gleichstarke Reduzierung. Ich setzte mich in dieser Zeit dafür eine, dass jeder zu seinem Recht kam. Dennoch war mit jeder Kündigung auch ein persönliches Schicksal verbunden.

Manche Stellen wurde nicht mehr benötigt, weil die Tätigkeiten aus der Firma ausgelagert wurden, wie die Küche oder der Wachschutz. Immerhin konnten wir unsere Mitarbeiter an die Firmen, die diese Aufgaben übernahmen, vermitteln. In anderen Bereichen wurden gut qualifizierte Mitarbeiter entlassen, weil sie nicht mehr in das neue Personal-Portfolio passten. Das war sehr bitter. Viele der älteren Mitarbeiter wurden mit 57 Jahren in den vorzeitigen Ruhestand geschickt. Auch wenn sie einen gewissen finanziellen Ausgleich erhielten, fühlten sich die meisten aufs Abstellgleis geschoben und ihrer Lebensleistung beraubt. Sie wurden nicht mehr gebraucht.

Trotz des massiven Stellenabbaus kam keine Ruhe in die Firma. In den folgenden Jahren gab es mehrere Eigentümerwechsel. 1996 waren unsere Eigentümer zu je fünfzig Prozent die Mikron AG aus Biel in der Schweiz und die Scharmann AG aus Düsseldorf, die zur Bremer Vulkan Verbund AG gehörte, welche im selben Jahr Konkurs anmeldete. Dies hatte zur Folge, dass wir als „Enkelfirma" nun ebenfalls als kreditunwürdig eingestuft wurden und es auch für uns nicht weiterging.

Der Geschäftsführer suchte den Kontakt zum Betriebsrat und sprach mit uns: „Leute, auch wenn es bitter ist, ich schlage vor, eine Gesamtvollstreckung zu beantragen. Dadurch besteht immerhin die Möglichkeit, danach etwas Neues aufzubauen. Das ist besser, als noch tiefer in die Schulden zu rutschen." Wir sahen keine andere Chance für uns, und der Betriebsrat stimmte der Geschäftsführung zu.

Wir geben nicht auf!

Ende Februar wurde die Gesamtvollstreckung angemeldet. Noch am gleichen Tag besetzten wir unser Unternehmen. Die Besetzung wurde initiiert vom Betriebsrat, der nach Diskussion einen Betriebsratsbeschluss fasste und sofort anschließend Gleichgesonnene mit ins Boot holte. Die Besetzung fand

in der Belegschaft breite Zustimmung. Es gab keine einzige Gegenstimme zur Handlungsweise des Betriebsrats. Die Organisation der konkreten „Schichtpläne" zur Besetzung der Betriebstore übernahm der Betriebsrat, die gesamte Belegschaft beteiligte sich. Wir bekamen in dieser Zeit sehr viel Solidaritätsbekundungen von Belegschaften Chemnitzer Unternehmen, von Anwohnern des Wohngebiets und von sächsischen Politikern.

Das war deshalb notwendig, weil wir vorhatten, die Firma weiterzuentwickeln. Wir wussten noch nicht genau, was wir machen wollten, aber wir waren sicher, dass es das noch nicht gewesen sein konnte. Kampflos wollten wir nicht aufgeben.

Da die Geschäftsführer nach wie vor Zutritt zur Firma hatten, wollten wir verhindern, dass Kundendateien, Konstruktionsunterlagen und anderes Wertvolles aus dem Betrieb verschwanden. Zum Glück gab es noch keine Clouds oder die Möglichkeit, große Datenmengen einfach zu versenden.

Die folgenden Monate waren kompliziert für die Mitarbeiter. Sechs Monate dauerte die Besetzung – 24 Stunden täglich. Das mussten wir organisieren. Teile der Belegschaft wurden weiter vom Konkursverwalter bezahlt, um vorhandene Aufträge abzuarbeiten, andere waren in Kurzarbeit Null und wieder andere beim Arbeitsamt arbeitslos gemeldet.

Hinzu kam, dass Kollegen, die bisher beispielsweise als Dreher gearbeitet hatten, nun die Taschen der Geschäftsführer beim Verlassen des Gebäudes kontrollieren mussten, damit wir sicher gehen konnten, dass sie nichts beiseiteschafften. Das war manchen von uns erst einmal unangenehm und kostete Überwindung. Es musste auch verhindert werden, dass einige das Gefühl bekamen, dass sie es denen jetzt mal zeigen konnten, weil sie vorher selbst von ihnen gegängelt worden waren. Doch die allermeisten Mitarbeiter verhielten sich hervorragend.

Wir steckten zunächst mit dem Verwalter der Gesamtvollstreckung, einem Rechtsanwalt aus Düsseldorf, die Rahmenbedingungen ab. Wir wollten verhindern, dass er in dem Prozess der Gesamtvollstreckung Teile des Unternehmens verkaufte, da wir den gesamten Komplex erhalten wollten. Einige der entlassenen Mitarbeiter hatten die Arbeitsgruppe „Konzept zur Entwicklung, Produktion und Vertrieb von Horizontalbohrwerken am Standort Chemnitz" gebildet. Über zwei Monate wurde daran gearbeitet. Wir wollten beweisen, dass es, wenn alle mitziehen, gut möglich ist, die erfolgreiche Geschichte der Union in Chemnitz weiterzuführen. Die IG Metall vor Ort unterstützte uns dabei ganz hervorragend, insbesondere durch den ersten Bevollmächtigten Sieghard Bender. Das Konzept stellten wir den Medien vor, um es bekannt zu machen. Gleichzeitig kontaktierten wir mögliche Investoren, sprachen mit Politikern und mit den Banken, um Unterstützung zu erhalten.

Wir benötigten Kapital – eine neue Firma musste schließlich auch finanziert werden. Das Ergebnis unserer Bemühungen war ernüchternd: Wir erhielten viel Schulterklopfen und Lob für das Konzept, aber im Endeffekt standen wir immer noch mit leeren Händen da. Niemand wollte mit uns das Risiko eingehen, eine neue Firma aufzubauen. Eines Abends saß ich mit dem IG-Metall-Bevollmächtigten

Bender zusammen bei einer Flasche Rotwein. Einerseits waren wir frustriert, dass uns alle für unsere Konzept lobten, aber niemand den Mut hatte, mit uns etwas aufzubauen. Andererseits waren wir auch kampfeslustig und stolz auf unser Konzept. Aufgeben konnten wir immer noch. Bender zitierte einen alten IG-Metall-Wahlspruch: „Wer kämpft, kann verlieren, wer nicht kämpft, hat schon verloren". Daraus entstand die Idee, es selbst zu wagen.

Wer, wenn nicht wir …

Warum sollten wir Kollegen nicht versuchen, den Betrieb selbst zu stemmen? Natürlich hatten wir auch Zweifel, ob das funktionieren könnte. Unterstützung erhielten wir vom sächsischen Wirtschaftsminister, den wir mehrfach persönlich getroffen hatten und der uns Kontakte zu Wirtschaftsberatern vermittelte.

Ich war Ingenieur und kein Betriebswirtschaftler. Einen Gründungsvertrag konnten wir nicht ohne Anwalt und Fachkenntnis aufsetzen. Das Wirtschaftsministerium half, die richtigen Kontakte zu finden und übernahm einige Honorare. Gleichzeitig fragten wir unsere ehemaligen Beschäftigten, ob sie als Gesellschafter mit in die Firma einsteigen wollten. Von 138 übriggeblieben Kollegen zu Zeiten des Konkurses wollten genau einhundert mitmachen.

Als nächstes galt es, ein Kreditinstitut für die Finanzierung zu finden. Unser Vorteil war, dass die Bank, die das Ende der Union mit eingeläutet hatte, ein schlechtes Gewissen bekam, nachdem wir einige Tage mit Transparenten vor ihrem Sitz in der Innenstadt von Chemnitz standen. Wir bekamen einen Termin und konnten die Bank mit unserem Konzept überzeugen, als Hausbank bei uns einzusteigen. Allerdings war dies an die Bedingung geknüpft, dass die Beschäftigten, die nun Gesellschafter werden sollten, eine Million Mark aufbrachten. Dann wäre die Bank bereit gewesen, die Finanzierung zu übernehmen. Das bedeutete im Klartext: Jeder von uns musste zehntausend Mark in die Firma einbringen.

Das war für die meisten kompliziert. Es gab keine Sicherheit, ob die Idee aufgehen und wir am Markt erfolgreich sein würden. Viele von uns waren arbeitslos und hatten schon vorher nur ein relativ geringes Einkommen gehabt. Mit anderen Worten: Zehntausend Mark hatte fast keiner auf der Kante. Die Kollegen pumpten also ihre Oma an, nahmen einen Kredit aufs Haus auf, verkauften ihr Auto oder machten sonst was, um das Geld irgendwie zusammenzubekommen. Am Ende blieben zwei Kollegen übrig, die die Summe nicht aufbringen konnten. Um auch den beiden die Möglichkeit zu bieten, sich an der Gesellschaft zu beteiligen, sammelten wir anderen für sie.

In dieser Zeit zitierten wir immer wieder Brecht: „Nach den Mühen der Berge, kommen die Mühen der Ebene". Und die Ebene stellte uns wirklich vor große Mühen.

Union Chemnitz: unsere eigene Firma

Im September 1996 gründeten wir unsere Firma. Zuerst mussten wir einen Geschäftsführer finden. Wir gewannen den langjährigen Union-Betriebsdirektor Wolfgang Becker – ein absoluter Fachmann. Er war zwar mittlerweile im Ruhestand, aber glücklicherweise bereit, mit uns dieses Risiko einzugehen.

Im ersten Monat stellten wir sechs Beschäftigte im Vertrieb ein. Ich selbst wurde erst im Januar des Folgejahres im Betrieb eingestellt, unsere Aufgabe: gemeinsam mit einem Kollegen die EDV-Struktur aufzubauen. Mehr war zunächst nicht möglich. Unsere Finanzausstattung sah so aus, dass wir nur die Posten besetzen konnten, die auch wirklich gebraucht wurden und uns Ertrag einbrachten. Wir konnten einfach nicht alle sofort wieder an Bord holen, dann wären wir im nächsten Monat in Konkurs gegangen.

Es dauerte neun Monate, bis alle beteiligten Gesellschafter einen Anstellungsvertrag erhielten. Das war keine einfache Zeit. Ich hatte einen riesigen Respekt vor den Kollegen, die mühsam zehntausend Mark zusammenbekommen und auf den Tisch gelegt hatten und nun zum Teil neun Monate die Füße stillhielten und warteten, dass sie endlich auch in der Union wieder ihr Geld verdienen konnten. Es gab fast keine Beschwerden. Es nötigt mir bis heute einen Heidenrespekt ab, was sie teilweise auch in ihren Familien aushalten mussten. „Jetzt hast du uns unser ganzes Geld hier angelegt, wann kommt da endlich ein Nutzen heraus?“, solche Fragen wurden zuhause natürlich gestellt.

Doch die Konjunktur verlief zu unseren Gunsten und so konnte die Geschäftsleitung schnell neben den Gesellschaftern weitere 53 Mitarbeiter einstellen. Sie waren Angestellte, keine Gesellschafter, und verdienten ähnliche Löhne wie in anderen Firmen. Weil sie keine Gesellschafter waren, hatten sie kein Mitspracherecht bei Entscheidungen. Wir stellten uns deshalb die Frage, ob sich daraus Konflikte entwickeln würden. Die Gesellschafter arbeiteten mit einer ganz anderen Haltung und Engagement in der Firma, als die „einfachen“ Angestellten. Es war ihre Firma, auch wenn jeder nur mit einem Hundertstel beteiligt war. Aber Betriebsrat, Geschäftsführung und Beirat hatten das im Blick und versuchten, alles immer so zu regeln, dass Konflikte gar nicht erst aufkamen oder schon im Ansatz gelöst wurden.

Um weiter auf dem Markt bestehen zu können, mussten wir investieren. Wir benötigten eine höhere Halle, um größere Horizontalbohrwerke fertigen zu können. Das hätte für alle Gesellschafter eine Kapitalerhöhung bedeutet und war ihnen nur schwer zu vermitteln. Jeder Gesellschafter hätte noch einmal investieren müssen: vierzigtausend Mark pro Person. Das war nicht möglich. Also machten wir uns auf die Suche nach einem Investor, den wir mit der Firma Nimbus aus den Niederlanden, fanden. Es war ein reiner Finanzinvestor, der das Projekt Union, insbesondere die Mitarbeiterbeteiligung, interessant fand und sich deshalb für uns entschied. Die Zusammenarbeit funktionierte gut, es wurde mit offenen Karten gespielt: So wussten wir von Anfang an, dass der Finanzinvestor über kurz oder lang jemanden sucht, an den er wieder verkaufen konnte. So sind die Grundlagen eines reinen Finanzinvestments. Vertraglich vereinbarten wir mit Nimbus, dass ein neuer Investor die gesamte Firma bekommen und wir als Gesellschafter ausbezahlt werden würden.

Innerhalb von drei Jahren hatte unsere Firma eine Wertsteigerung um das Mehrfache erfahren. Da war es für Nimbus nicht schwer, einen Interessenten zu finden. Nach relativ kurzer Zeit, im Jahre 2011, wurde unsere Union also an die Herkules Maschinenfabrik aus Siegen verkauft. Alle Gesellschafter wurden ausbezahlt. Einerseits endete damit unsere Ära eines mitarbeiterbeteiligten Unternehmens, andererseits wurde jeder Gesellschafter immerhin mit 350 Prozent der eingezahlten Summe entschädigt.

Das Fazit dieser Ära: Wir hatten es aus eigener Kraft geschafft, nicht arbeitslos zu bleiben und jeden Monat pünktlich unser Gehalt auf dem Konto zu erhalten, hatten zusätzliche Arbeitsplätze geschaffen und am Ende unsere Einlage mit 350 Prozent Gewinn zurückerhalten. Das Risiko hatte sich gelohnt. Wir waren stolz auf das, was wir erreicht hatten.

Ein neuer Eigentümer

2011 übernahm die Hercules Group unsere Firma. Natürlich hatten wir uns über das Unternehmen informiert und waren optimistisch. Hercules hatte eine lange Tradition im Maschinenbau und die finanziellen Konditionen waren gut.

Wir wussten auch, dass sich einiges ändern würde. Ein neuer Eigentümer hatte dazu alle Rechte. So kam es nicht unerwartet, dass die Buchhaltung in die Zentrale verlegt wurde. Die Entscheidungsträger kamen aus Siegen zu uns eingeflogen. Womit wir allerdings nicht gerechnet hatten war, dass in lockerer Folge die Geschäftsführer wechselten. Es kam uns so vor, als sei die einzige Bedingung für diese Position, dass man nicht sächsisch sprach und aus dem Mutterunternehmen kam. Fachliche Kompetenz war offensichtlich nicht entscheidend.

Keiner, der den Posten übernahm, füllte die Geschäftsführung auch nur ansatzweise so aus, wie wir uns das gewünscht hätten. Zudem waren die Entscheidungsträger ziemlich hochnäsig. Der Belegschaft gegenüber konnten sie sich so ein Verhalten leisten, wir hatten ja nur noch normale Arbeitsverträge und mussten uns das bieten lassen. Doch dieses Gebaren praktizierten sie auch unseren Kunden gegenüber, die sich das nicht bieten ließen. Einer nach dem anderen sprang ab, damit gingen die Umsätze zurück. Unsere schwarzen Zahlen, die wir all die Jahre geschrieben hatten und auf die wir stolz waren, wurden zunächst rosa und dann dunkelrot.

Die Entscheidungsträger saßen in Siegen und sahen zu, wie das Unternehmen an die Wand fuhr. Am schlimmsten war, dass die Arbeitsmoral drastisch sank. Man bekam immer nur zu hören: „Egal was du leistest, wir entscheiden jetzt, wie es hier läuft." Das hatte keine guten Auswirkungen.

2018 verließ ich altersbedingt die Firma. Wir hatten die Arbeitsverträge von Anfang an so angelegt, dass man mit Erreichen der Regelaltersgrenze aus der Firma ausscheiden musste. Damit wollten wir verhindern, dass die Alten weiter auf ihren Posten glucken und Geld beziehen, die Jungen nichts zu

sagen bekämen und ihnen keine Verantwortung übertragen werden würde. Ein halbes Jahr vor meinem Ausscheiden hatte ich schon nicht mehr bei der Betriebsratswahl kandidiert. Uwe Friemel wurde 2018 zum Vorsitzenden gewählt und hatte nun die ganzen Probleme an der Backe.

Das Ende eines Traditionsunternehmens

UWE FRIEMEL:

Bevor ich 2011 in der Union anfing, war ich schon lange in der IG Metall aktiv und kannte deshalb den Betrieb. Union Chemnitz war in der Region schon immer etwas gewesen. Doch dann schlug sie eine Entwicklung ein, die die Mitarbeiter weder gewollt hatten, noch gut fanden. Die Zukunft sah düster aus.

Schon einige Zeit bevor ich 2018 zum Betriebsratsvorsitzenden gewählt wurde, war abzusehen, dass im Betrieb etwas gewaltig schief lief – und dass das anscheinend gewollt war. Notwendige neue Entwicklungen wurden nicht auf den Weg gebracht, das machte uns bereits seit geraumer Zeit Sorgen. Wie es in der Hercules-Gruppe anscheinend jedes Jahr üblich war, wechselte auch 2018 wieder der Geschäftsführer.

Spätestens Ende 2018, Anfang 2019 merkten wir deutlich, dass die Hercules-Gruppe etwas im Schilde führte. Produktionsaufträge oder Neuentwicklungen sollten nicht mehr in Chemnitz gefertigt werden, sondern an anderen Standorten. Zudem spürten wir, dass wir als Betriebsrat und als IG Metall im Unternehmen nicht gern gesehen waren. Natürlich versuchten wir immer wieder, Gespräche mit der Geschäftsleitung zu führen. Wir wussten dass man außerhalb des Konzerns vernünftige Ansätze finden konnte, um kostengünstiger zu produzieren. Dem wollten wir uns nicht verschließen. Im Gegenteil. Doch wir stießen nur auf Ablehnung.

Auf einer Betriebsversammlung im April 2019 kochte die Situation dann richtig hoch. Die Stimmung in der Belegschaft war aufgeheizt, sie wussten, dass etwas im Busch war. Aber die Geschäftsleitung wollte zu dem Zeitpunkt noch immer nicht mit der Sprache herausrücken. Bis sich der Personalleiter verquatschte. Sie ließen erkennen, dass Mitte des Jahres vermutlich eine Entscheidung zu Ungunsten der Union und der damit verbundenen Arbeitsplätze fallen würde.

Der Betrieb hatte schon nach der Wende turbulente Zeiten erlebt und vielen Kollegen waren die Erfahrungen noch präsent, viele besaßen auch noch Kontakte aus dieser Ära. Kampflos wollten wir nicht aufgeben. Wir aktivierten unsere Kontakte zu Presse und Politikern. Als wir dann am 21. Juni 2019 offiziell mitgeteilt bekamen, dass das Werk in Chemnitz geschlossen werden soll, waren wir vorbereitet und relativ gut aufgestellt. Es gelang uns in den folgenden Wochen und Monaten, die Öffentlichkeit zu informieren und die Politik zu sensibilisieren. Allerdings gelang es uns nicht, mit der Geschäftsleitung über eine Umstrukturierung, Fortführung oder einen Verkauf ins Gespräch zu kommen. Das war von ihrer

Seite nicht gewünscht. Die Hercules-Gruppe wollte das Werk auf Teufel komm raus schließen. Da war nichts zu machen.

Im Rahmen der Interessenausgleichs- und Sozialplanverhandlungen wurde uns immer deutlicher, dass die Schließung von langer Hand geplant gewesen war. Sie wurde wahrscheinlich bereits 2015 eingeleitet. Seitdem waren immer mehr Fertigungsaufträge aus unserem Werk abgezogen worden und an den Mutterkonzern oder die Schwesterunternehmen übertragen. So wurde auch das Betriebsvermögen zunehmend minimiert. Wir sind überzeugt, dass dies in der Absicht geschah, am Ende geringere Abfindungen zahlen zu müssen und sich auf der anderen Seite das Vermögen zu sichern.

Die Hercules-Gruppe hatte zudem nie das Interesse, die Union zu verkaufen. Ich weiß von mehreren Interessenten, die man alle hat abblitzen lassen. Mit der Entscheidung, Union zu schließen, traf das Unternehmen zugleich eine Entscheidung gegen die Mitarbeiter und die Menschen der Region. Der Betriebsrat ließ natürlich prüfen, ob dieses Vorgehen rechtlich in Ordnung war. Allerdings mussten auch wir lernen, dass es die alleinige Entscheidung des Unternehmens als Eigentümer ist, den Betrieb zu schließen, auch zum Nachteil der Beschäftigten. Immerhin gelang es uns, 1,2 Millionen Euro als Abfindungssumme für die verbliebenen 130 Kollegen auszuhandeln, auch wenn das umgerechnet auf den Einzelnen keine großen Summen waren.

Hinter jedem Mitarbeiter stehen Einzelschicksale: Sie waren froh, dass sie aufgrund der Vermögenslage zum Schluss überhaupt etwas bekommen haben. Einige der Kollegen sind nach wie vor arbeitslos, so gut wie alle mussten dadurch entscheidende Nachteile beim Einkommen hinnehmen..

Wir versuchten auch, das Betriebsvermögen zu sichern. Aber die Möglichkeiten oder die Mittel, die die Mitarbeiter 1993 hatten, gab es zu diesem Zeitpunkt nicht mehr. Den Betrieb zu besetzen, hätte zudem bedeutet, ohne Lohn auskommen zu müssen. Diesen brauchten die Kollegen aber natürlich. Mit verschiedenen Aktionen gelang es trotzdem, Aufmerksamkeit zu erzeugen. So versammelten wir uns zur Feier des 167. Geburtstags von Union am 14. September 2019 vor dem Werkstor und verhinderten, dass Betriebsmittel abtransportiert wurden. Auch am 1. Oktober wollten wir den Abtransport blockieren, leider ohne Erfolg.

Für unserer Auszubildenden hatte die Betriebsschließung noch einmal andere Konsequenzen.

Kurz vor der Prüfung ohne Ausbildungsbetrieb

LARS MÜLLER:

Ich wusste schon sehr früh, dass ich Mechatroniker werden wollte, und entsprechend freute ich mich über die Zusage für den Ausbildungsplatz bei Union. Ich hatte zwar noch eine andere Stelle in Aussicht, entschied mich aber für Union, weil sie mich bei erfolgreichem Abschluss übernehmen wollten.

Das erste Lehrjahr verlief ganz normal, wie es so üblich ist mit Feilen, Schleifen, Lernen, Lernen und Lernen. Danach kam ich in die Werkstatt. Dort arbeitete ein weiterer Azubi, der bereits kurz vor dem Abschluss stand. Eigentlich sollte er übernommen werden. Doch plötzlich hieß es, er hätte zu viele Fehlstunden und sei zu oft krank gewesen, weshalb man ihn nicht einstellte. Das war, meiner Ansicht nach, kompletter Blödsinn, aber so wurde entschieden. Zu der Zeit waren erste Gerüchte im Umlauf, dass die Union zugemacht werden könnte. Es hieß scherzhaft: Der Kapitän verlässt das sinkende Schiff, denn unseren Azubi nannten wir alle Käpt'n, weil er in seiner Freizeit Bootsführer war.

2019 kam ich dann ins dritte Lehrjahr. Da gab es bereits weniger Aufträge und es ließ sich immer deutlicher erahnen, dass es zu Ende ging. Die Stimmung war gedrückt und man spekulierte, dass der Betrieb am 30. November schließen würde. Dann kam der 30. und wir hatten noch nicht dicht gemacht. Da keimte in uns ein wenig Hoffnung auf, dass es doch noch weiter gehen würde.

Wir waren noch drei Azubis, hatten aber nichts mehr zu tun. Wir saßen unsere vierzig Wochenstunden auf dem Stuhl ab und warteten auf das Ausstempeln. Es klingt vielleicht ganz entspannt, nicht arbeiten zu müssen, aber in Wirklichkeit ist es deprimierend. Es ist niederschmetternd, wenn man einfach nur auf den Feierabend wartet.

Dann kam der Dezember und es stand fest, dass Union zumachen würden. Für die Dauer unserer Ausbildung waren wir Azubis unkündbar, wir hatten noch drei Monate bis zu unserer letzten Prüfung. Doch wie sollte es bis dahin weitergehen? Der Betrieb konnte uns nicht kündigen, er konnte uns auch keine andere Ausbildungsstätte vermitteln, um die letzten Monate zu absolvieren. Plötzlich wurde uns ein Ultimatum gestellt: Entweder wir wechseln zur Bildungswerkstatt Chemnitz (BWC) und machen dort vielleicht ein paar Praktika oder wir werden gekündigt, und hätten dann – kurz vor der letzten Prüfung – einen Rechtsstreit am Hals.

Wir entschieden uns, zu BWC zu gehen. Dort lernen Auszubildende verschiedener Firmen gemeinsam. Wir standen ziemlich unter Druck, denn wir wussten, wir müssen die Prüfung bestehen. Wir standen vor einem Ultimatum: Entweder ich schaffe die Prüfung, hab meinen Facharbeiterbrief in der Tasche, sitze danach aber ohne Job auf der Straße oder ich bestehe die Prüfung *nicht* und habe dann, wie in jedem Ausbildungsvertrag festgeschrieben, noch ein halbes Jahr Zeit, sie zu wiederholen. Letzteres bedeutete, weiterhin etwas zu tun zu haben und Geld zu verdienen.

Die Aussicht war niederschmetternd. Ich fragte mich, ob sich die Jahre, in denen ich meinen Beruf erlernt hatte, überhaupt gelohnt hatten. Doch es ging schließlich gut für mich aus: Ich bestand die Prüfung, war danach zwar eine Zeit lang arbeitslos – auch wegen Corona –, habe jetzt aber wieder einen Job, bei der Axxelon Energy Systems Germany GmbH.

Für die internationale Gartenausstellung: Eine Betriebsratsvorsitzende zieht alle Register

***Sylvia Otto**, geboren 1949, wuchs auf einem Bauernhof im thüringischen Lindig auf. Nach dem Abitur studierte sie an der Fachhochschule Ilmenau Feingerätetechnik und arbeitete danach als Entwicklungsingenieurin im Funkwerk Erfurt. Die Diplom-Ingenieurin wurde 1987 zur Betriebsratsvorsitzenden der Internationalen Gartenbauausstellung (iga) gewählt, ab 1991 Erfurter Garten- und Ausstellung GmbH (EGA). Heute führt Sylvia Otto den Lehmhof, ihr Elternhaus, und betreibt dort unter anderem ein Hof-Café.*

Nach meinem Studium zog ich 1972 meinem Mann zuliebe nach Erfurt und bekam dort sofort einen Arbeitsplatz als Programmiererin für Schaltkreise im Funkwerk. In der DDR war nicht nur die Ausbildung sehr gut, man musste auch keine Angst haben, anschließend ohne Arbeit dazustehen.

Zufrieden war ich mit der Arbeit jedoch nicht. Ich bekam drei Kinder und musste immer wieder eine Zeitlang zu Hause bleiben, sodass ich auf meinem Fachgebiet etwas den Anschluss verlor. 1985 forderte mich die Betriebsleitung der Internationalen Gartenbauausstellung (iga) auf, bei ihnen die Steuerung der Klimatisierung für Gewächshäuser zu übernehmen. Das entsprach meiner Ausbildung und machte mir großen Spaß. Endlich konnte ich Technik mit Natur verbinden.

Schon 14 Tage nach Dienstantritt bekam ich den Auftrag, Willy Stoph, den Vorsitzenden des Ministerrates der DDR, durch die Anlagen zu führen. Daran schlossen sich viele weitere Führungen an. Jährlich gab es bei uns öffentliche Ausstellungen von Technik und landwirtschaftlichen Produkten unter anderem aus Polen, der ČSSR, Ungarn, Bulgarien. Die iga war Vorzeigegarten für den Ostblock, und entsprechend viele internationale Gäste besuchten uns: Vertreter der koreanischen Botschaft, russische Delegationen, später auch holländische Interessenten. Es war spannend zu sehen, wer sich alles für Gewächshaussteuerung interessierte.

Einschnitt Wende

Direkt nach der Wende wurde ich 1990 zur Betriebsratsvorsitzenden gewählt. Die iga Erfurt hatte dreihundert Mitarbeiter und war bis dahin direkt dem Ministerium für Land- und Forstwirtschaft unterstellt. Im November 1991 gründete dann das Land Thüringen die Erfurter Garten- und Ausstellung GmbH (EGA). Als Betriebsratsvorsitzende wurde ich zum Aufsichtsratsvorsitzenden, dem Staatssekretär im Thüringer Landwirtschaftsministerium Jürgen Hartmann, einbestellt. Man teilte mir mit: „Frau Otto, arbeiten Sie mit uns zusammen. Wir wollen den Park verkaufen. Von den dreihundert Mitarbeitern benötigen wir nur noch zehn für die Rasenpflege."

Ziel war es, den Park in den kommenden zwei Jahren abzuwickeln. „Daran werden auch Sie als Betriebsrat nichts ändern", teilte mir der Aufsichtsratsvorsitzende mit. Ich war geschockt. Dieser herrliche Park, der international Anerkennung erhalten hatte, sollte genauso wie das Funkwerk, das Optima Büromaschinenwerk Erfurt und die Schuhfabrik „Paul Schäfer" einfach vom Tisch gewischt werden.

Wir sollten also bei unserem landeseigenen Garten nichts zu sagen haben? Im Aufsichtsrat saßen ausschließlich Beamte aus dem Westen, kein einziger Erfurter oder Thüringer. Wir riefen eine Betriebsversammlung ein und forderten die Geschäftsführung auf, ein Konzept zum Erhalt der EGA zu erarbeiten. Das war nicht erwünscht und wurde nicht umgesetzt.

Wir nehmen das Heft selbst in die Hand

Nach Feierabend traf sich der Betriebsrat mit vielen kompetenten Mitarbeitern. Gemeinsam entwickelten wir ein Zukunftskonzept und gingen damit an die Öffentlichkeit. Wir forderten den Ministerpräsidenten Bernhard Vogel und den Oberbürgermeister Manfred Ruge zu einer Stellungnahme auf. Doch wir stießen auf taube Ohren. Sie waren fest gewillt, den Park abzuwickeln. Das wollten wir uns nicht gefallen lassen.

Im März und April 1992 demonstrierten wir jeden Dienstag auf dem Gothaer Platz. Unterstützt wurden wir von der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr (ÖTV) und vielen Erfurter Bürgern. Einmal kamen sogar fünfzig Betriebsräte aus Thüringen zur Demonstration. Plötzlich hörte ich eine Sirene. Ich dachte, es sei ein Krankenwagen und bat darum, die Straßensperre für einen Moment zu öffnen. Doch wer kam? Die Polizei. Sie wollten mich verhaften. Unser jetziger Ministerpräsident Bodo Ramelow, damals Landesvorsitzender der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen (HBV), war vor Ort. Innerhalb weniger Minuten klärte er die Situation. Die Beamten zogen ab. Anscheinend hatte man verhindern wollen, dass ich abends im Stadtrat eine Rede für den Erhalt der EGA halte. Ich hatte die Rede zuvor angemeldet. Der Stadtrat wollte mir kein Rederecht zugestehen, man drohte sogar, den Saal zu verlassen. Schließlich klärte der Rechtsberater des Bürgermeisters die Situation, sie konnten meine Rede nicht verhindern. Dennoch stimmten im Anschluss 65 Prozent der Mitglieder des Rates für die Schließung.

Um die EGA zu retten, brachte ich unser Anliegen auch auf der Insel Mainau vor. Dort fand alle zwei Jahre ein großes Treffen aller Geschäftsführer solcher Parkanlagen statt. Ich hatte vor, unsere Notsituation darzulegen und die Parkgeschäftsführer zu bitten, unsere Resolution an den Oberbürgermeister und den Ministerpräsidenten zu unterschreiben. Sonja Gräfin Bernadotte, die Geschäftsführerin der Insel Mainau, versuchte meinen Beitrag mit dem Argument der Mittagspause zu streichen. Ich stand auf und bat um 15 Minuten Redezeit, da es um unsere Existenz als Park ging. Keiner verließ den Saal, als ich meine Rede hielt. Anschließend unterschrieben alle Anwesenden die Resolution.

Kurz darauf beschloss jedoch auch der Thüringer Landtag mehrheitlich den Verkauf der EGA. Unsere Gespräche im Vorfeld der Abstimmung mit vielen Abgeordneten hatten nichts genutzt. Wir hatten alles probiert und selbst die ÖTV riet uns, einen Sozialplan auszuarbeiten und zu besprechen.

Ende 1992 kam uns eine letzte Idee: Wir stellen einen Antrag auf Denkmalschutz. Das teilte ich unserem Geschäftsführer mit. Bereits nach sechs Wochen war der Antrag genehmigt und der Park unter Denkmalschutz gestellt. Inzwischen wusste ich inoffiziell von einem Bekannten aus dem Archiv in Gotha, dass eine Schenkungsurkunde vom Land Preußen an die Stadt Erfurt existiert, aus der hervorgeht, dass der Park immer öffentlich nutzbar sein muss.

Die Stadt hätte das Verkaufsanliegen sofort stoppen müssen. Dennoch wollte der Stadtrat Erfurt eine andere Nutzung des Parks durchsetzen.

Wir geben nicht auf

Trotz allem schien der Kampf um den Park verloren. Doch ich wollte nicht aufgeben: Ich kontaktierte den Rechtsanwalt Dr. Hauck-Scholz, ein Experte für Arbeitsrecht aus Marburg. Er brachte mich auf die Idee, ein Bürgerbegehren zu initiieren. Innerhalb von vier Wochen mussten 15 Prozent der stimmberechtigten Bürger von Erfurt das Begehren unterschreiben, um den Ratsbeschluss zu kippen. Wir legten sofort los: Wir verteilten Unterschriftenlisten unter den noch verbliebenen Mitarbeitern und baten sie, in ihren Wohngebieten Unterschriften zu sammeln. Innerhalb von vier Wochen kamen 23.000 zusammen.

Wir übergaben dem Rat unsere Listen und er nahm den Beschluss zurück. Endlich waren Verkauf und Abwicklung vom Tisch. Wir hatten gewonnen. Heute, dreißig Jahre später, gibt es den Park immer noch, und im nächsten Jahr findet dort die Bundesgartenschau statt.

Mein neues Leben: zurück in die Heimat

Nachdem wir den EGA-Park gerettet hatten, folgte ich dem Notruf meiner Eltern. Sie besaßen einen mittelständischen Bauernbetrieb, der zu DDR-Zeiten zur LPG gehört hatte. Den Hof gab es seit fast dreihundert Jahren. Er umfasste ein Areal von vier Hektar sowie acht Hektar Feld, Wald und Wiesen. Diese konnten meine Eltern nicht mehr bewältigen. „Kinder, wir gehen ins Altersheim und verkaufen alles“, teilten sie uns mit. Das tat mir in der Seele weh: Meine Eltern hatten ihre drei Kinder studieren lassen und waren immer für uns da gewesen. Nun sollten sie ins Altersheim? Nein, das kam für mich nicht infrage. Ich verließ Erfurt und zog nach Lindig zurück, mein Heimatdorf bei Kahla.

Doch als landwirtschaftlichen Betrieb konnte und wollte ich den Hof nicht betreiben. Es musste eine neue Idee her. So entstand das Konzept vom Lehmhof, zu dem später ein Hofcafé, drei Ferienwohnungen und eine Erfinderwerkstatt hinzukamen. Mit unserem tragfähigen Konzept beantragte ich bereits 2001 die ersten Fördermittel zur Restaurierung. Von 2002 bis 2004 konnte die Notsicherung und Instandsetzung der früher landwirtschaftlich genutzten Bausubstanz im Rahmen der Dorferneuerung realisiert werden. Die Außenhülle der ehemaligen Scheunen und Stallbereiche wurde durch Laubengänge ergänzt und in Lehmbauweise wiedererrichtet. Holzsprossenfenster, eine großzügige Verglasung der Tore sowie kunsthandwerklicher Gefacheputz werteten die Gebäude funktional und gestalterisch für die zukünftige Nutzung auf. Um das alles umsetzen zu können, studierte ich im Alter von 56 Jahren noch einmal: Lehmbau an der Bauhaus-Universität Weimar.

Bis 2006 wurde das Hofcafé mit großzügigem Garderoben- und Toilettenbereich fertiggestellt. Im August eröffneten wir. Außerdem errichteten wir einen Lehmspielplatz, eine Sitz- und Liegeterrasse und Kräuterbeete. Bereits bei dieser Außensanierung setzten wir alte Handwerkstechniken und ökologische Materialien ein, sowie auch moderne Lehmbautechnologien, die in Zusammenarbeit mit der Bauhaus-Universität experimentell erprobt und wissenschaftlich dokumentiert wurden.

Nach den Außenarbeiten starteten wir den Innenausbau der historischen Gebäude. Zwei der geplanten drei Bauabschnitte haben wir bereits umgesetzt. Dazu gehören eine Kräuterterrasse, eine Hochbeet-Anlage, ein Swimming-Pool, eine Lehm-Sauna und ein „Riesenlindwurm" mit siebzig Sitzplätzen in der Sommergastronomie.

Meine Eltern konnten den Lehmhof zwölf Jahre mit mir gemeinsam genießen. Es war mir eine tiefe Befriedigung, ihnen etwas von ihrer Fürsorge für uns Kinder zurückzugeben. Dies war der richtige Weg.

Ausblick

Ich bin stolz, dass die EGA eine Zukunft bekam und ich daran Anteil hatte. Wir haben eine gute Geschäftsführerin gefunden, die nun auch die BUGA 2021 leitet. Der Kampf um den Park hat sich gelohnt, auch wenn wir alle Register ziehen mussten, die die Demokratie zulässt, und uns gerade am Anfang viel Wind entgegen blies. Die EGA gegen den Willen von Stadtrat und Landtag durchzusetzen, kostete sehr viel Kraft. Unser Erfolg hat uns entschädigt und zeigt, dass man nicht aufgeben soll

Beruflicher Aufstieg trotz Arbeitsplatzabbau: Vom Baufacharbeiter zum Technischen Leiter in der Porzellanfabrik Kahla

***Günther Klüger** aus Kahla, geboren 1953, ist gelernter Baufacharbeiter und Diplomingenieur für Brandschutz. Ab 1983 arbeitete er in der Porzellanfabrik Kahla unter anderem als technischer Leiter. Der heimatverbundene Vater von zwei erwachsenen Kindern ging 2016, nach 29 Jahren Firmenzugehörigkeit, in Rente.*

Nach Abschluss der Schule besuchte ich die Betriebsberufsschule des BMK Erfurt und beendete sie 1972 als Baufacharbeiter mit Abitur. Im selben Jahr heiratete ich. Ich war 19 Jahre alt und überlegte, was ich beruflich tun sollte. Bei der Berufsfeuerwehr in Jena suchten sie Mitarbeiter, also bewarb ich mich.

Ich erhielt einen Ausbildungs- und Studienplatz als Diplomingenieur für Brandschutz, allerdings nicht an der Technischen Hochschule Magdeburg, sondern an der Feuerwehrtechnischen Hochschule in Moskau. Nach fünf Jahren kam ich von dort zurück und fing 1979 bei der Bezirksbehörde Gera in der Abteilung Feuerwehr an.

Vier Jahre später kündigte ich. Das war in der DDR nicht vorgesehen. Doch ich tat es. Die tägliche Fahrerei von Kahla nach Gera kostete viel Zeit. Zudem hatte ich kein besonders gutes Verhältnis zum stellvertretenden Abteilungsleiter. Mit dem Abteilungsleiter kam ich hingegen sehr gut klar, Günter Sievert gab mir das Rüstzeug für die kommenden Jahre.

Ich hatte Glück: Im VEB Kombinat Feinkeramik Kahla war der Sicherheitsinspektor gerade in Rente gegangen und man suchte einen Nachfolger. Das passte genau. Der Generaldirektor Klaus-Dieter Schubert kannte meine Arbeit und stellte mich sozusagen auf Zuruf ein, ohne das übliche Einstellungsgespräch. Ich blieb bis zur Auflösung des Kombinats Leiter der Sicherheitsinspektion.

Das Kombinat Feinkeramik Kahla war ein Glücksfall für unsere kleine Stadt. Es war erst Ende der 1970er-Jahre in Kahla angesiedelt worden und bei meiner Einstellung 1983 gut aufgestellt. Wir betrieben nur keinen eigenen Außenhandel, der war in der DDR bei Alexander Schalck-Golodkowski angesiedelt, dem Leiter des „geheimen" Bereichs für Kommerzielle Koordinierung im Ministerium für Außenhandel. Jeder wusste das.

Unser Werk gehörte zum VEB Feinkeramik. Das Kombinat-Konglomerat bestand aus 18 Werken mit 18.000 Beschäftigten, wobei Kahla wiederum eine Vereinigung mit etwa 4.500 Beschäftigten war. Neben dem Stammbetrieb und dem Hauptsitz mit insgesamt 2.200 Mitarbeitern, gab es weitere sechs Satellitenbetriebe. Wie alle Betriebe gewährleisteten wir neben dem Arbeits- und Brandschutz auch

den Gesundheitsschutz vertreten durch zwei Betriebsärzte und mehrere Betriebssanitäter. Es gab einen Feriendienst, der den Werktätigen Urlaubsreisen im Inland und in einige sozialistische Länder vermittelte. Wir hatten sogar eigene Feriendörfer, eines in Alt-Töblitz mit 32 Bungalows. Im Betrieb gab es einen Kindergarten, ein eigenes Kulturhaus und 66 Werkswohnungen. Dann kam die Wende.

Die Wendezeit – die große Ungewissheit

In der Woche der Grenzöffnung war ich mit einer Gruppe der Sicherheitsinspektoren und der Brandschutzinspektoren des Kombinats in Tabarz zu einer Schulung. Als wir am 9. November die Nachricht der Grenzöffnung hörten, konnten wir es nicht glauben. Die Schulung fand ein abruptes Ende, am nächsten Tag fuhren wir nach Hause.

In der Folgezeit wurde alles infrage gestellt. Keiner wusste, wie es weitergehen würde. Jeder der 18 Porzellan-Betriebe des riesigen Kombinats war nun für sich selbst verantwortlich. Die Firmenleitung versuchte, den Betrieb über ein Management-Buy-out zu übernehmen und verhandelte mit der Treuhand. Doch das klappte nicht. Der Vorschlag wurde abgelehnt, das Werk privatisiert und verkauft.

Von den 2.200 in Kahla Beschäftigten wurden 670 übernommen – ohne Betriebsübergang, das bedeutete, die vergangenen Arbeitsjahre wurden nicht anerkannt. Alle Mitarbeiter begannen bei „Null". Kindergarten, Gesundheitsdienst, Kulturhaus, Ferienobjekte – alles wurde sofort geschlossen.

Ich blieb weiter für den Sicherheitsbereich zuständig. Anfangs war uns unklar, ob und welche Veränderungen es geben würde. Die Berufsgenossenschaft Glas und Keramik unterstützte uns bei der Anpassung der Sicherheitsrichtlinien an die neue Gesetzgebung und die Vorschriften. Viele Mitarbeiter der Berufsgenossenschaft stammten aus dem Osten und wir kamen gut miteinander aus. Unter ihnen waren ehemalige Mitarbeiter der Arbeitsschutzinspektion aus Saalfeld und Dresden. Sie kannten die technischen Normen, Gütevorschriften und Lieferbedingungen aus DDR-Zeiten. Die meisten Vorgaben aus dem DDR-Regelwerk zum Gesundheits-, Arbeits- und Brandschutz hatten letztlich Bestand, vieles war in den Vorschriften des Westens wiederzufinden.

Zwei Jahre nach der Privatisierung sind wir pleite

Obwohl sich unser Betrieb deutlich verkleinerte und die Produktion weiterlief, mussten wir unter dem neuen Besitzer nach zwei Jahren Konkurs anmelden.

Die Gesamtvollstreckung vollzog Rechtsanwalt Schneider aus Düsseldorf. Herr Schneider berief mich 1993 im Rahmen der Gesamtvollstreckungsverordnung zur Mitarbeit. Ich versuchte, das Chaos zu lich-

ten, das durch die Wende entstanden war: Ich musste Immobilien, Grundstücke, Firmenwohnungen sichten und auflisten. Es musste geklärt werden, wem was gehörte. Eine große Herausforderung: Ich eignete mir zuerst einmal bundesdeutsche Rechtskenntnisse an. Um die Abwicklung zu begleiten war Rechtsanwalt Schneider zwar viel im Osten unterwegs, doch er ließ mir freie Hand bei meiner Arbeit. So bereitete ich im Wesentlichen die Notarverträge vor und lernte dabei viel über das bundesdeutsche Recht. Ich war zudem für die Vorbereitung des Verkaufs der 66 Betriebswohnungen verantwortlich. Jede einzelne Immobilie musste vermessen, jede einzelne Wohnung in Prozent zur Immobilie gesetzt und Preise ermittelt werden. Alles nicht „betriebsnotwendige Kapital" wurde veräußert und der Erlös in die Konkursmasse eingebracht. Daraus wurden dann die Gläubiger bedient.

Mich persönlich traf die politische Wende nicht so hart wie viele andere, die ihre Arbeit verloren und ums Überleben kämpften. Ich behielt nicht nur meine Arbeit, sondern bekam immer mehr Verantwortung übertragen. 1997 bauten wir sogar ein eigenes Haus. Das hätte ich in der DDR als Angestellter nicht genehmigt bekommen und auch nicht finanzieren können.

Ein neuer Besitzer mit Fachkenntnissen

Während der Gesamtvollstreckung lief die Produktion weiter. Rechtsanwalt Schneider gelang es, einen Käufer zu finden: Günther Raithel, ein ehemaliger Vorstand der Rosenthal AG, kam aus Bayern nach Jena und war bereit, die Firma mit allen Risiken ab 1993 zu übernehmen. Wir produzierten und verkauften zwar, aber der Markt im ehemaligen Ostblock war komplett weggebrochen. Von den 670 Mitarbeitern mussten noch einmal über dreihundert das Unternehmen verlassen.

Günther Raithel war dennoch ein Glücksfall für uns und für die Stadt, auch wenn das zu Beginn nicht jeder so sah und viele skeptisch waren. Raithel war Kaufmann, besaß Keramik- und Branchenkenntnisse und brachte eine Strategie mit: Er wollte weg vom herkömmlichen Porzellan, das alle herstellten, wie er sagte, und innovative Produkte entwickeln – hochwertig und einzigartig. Vor allem aber investierte er in großem Umfang, unter anderem in hochmoderne Brennöfen und effektive Technologien.

Es wurden zwar wieder Mitarbeiter entlassen, doch es ging weiter. Ich war „Mädchen für alles": leitete die technische Verwaltung, war für die Firmenversicherungen zuständig, den Kfz-Park, Anlagenreparatur, Mietwagenflotte, Energiesicherung, Strom- und Gaseinkauf. Die Porzellanherstellung benötigt einen großen Energiebedarf, den wir über Gas abdeckten. Wir hatten sogar eine eigene Trinkwasserversorgung. All das organisierte ich und war dafür verantwortlich.

2004 übernahm ich den Posten des Technischen Leiters. Vieles war neu, aber ich arbeitete mich ein. Mein Job war nicht beneidenswert: Zu mir kamen die Leute nur, wenn sie Probleme hatten, und die sollte ich möglichst schnell lösen. Im Vergleich zur Zeit vor der Wende hatten wir nun größere finanzielle Mittel. Trotzdem war Sparsamkeit angesagt.

Die erste Zeit war für alle hart und eine große Umstellung, aber bereits nach zwei Jahren schrieben wir schwarze Zahlen. Es ging aufwärts.

Eine Berufslaufbahn geprägt von drei Männern

Seit 2016 bin ich Rentner. Drei Menschen prägten mich in meiner Berufslaufbahn besonders: In der Feuerwehrzeit war es Günter Sievert, mein Abteilungsleiter. Er war ein guter Stratege für den Brandschutz im Bezirk Gera. Von ihm lernte ich viel. Die zweite „Revolution" in meiner Entwicklung war die Zusammenarbeit mit Klaus-Dieter Schubert, dem Generaldirektor des Porzellan-Kombinats. Ich war ihm als Leiter der Sicherheitsinspektion direkt unterstellt. Er war ein Mensch, der in solch einer Position seinesgleichen sucht: ruhig in seiner Art, die Übersicht behaltend bei allem ökonomischen Druck und dabei menschlich. Mit ihm konnte ich über alles sprechen, vor allem über die Probleme. Er ließ mir bei der Lösung viel Freiraum. Die dritte Inspirationsquelle war Rechtsanwalt Joachim Schneider aus Düsseldorf, der ab 1993 das Gesamtvollstreckungsverfahren über das Vermögen der Kahla Porzellan GmbH leitete. Herr Schneider war ein durch und durch souverän agierender „Rechtsgelehrter" mit Übersicht, hatte dem Ziel dienende Kompromissbereitschaft, jedoch unter strikter Achtung des Rechtssystems. Ich erlebte ihn als „Wessi" – wobei ich diesen Begriff nicht negativ verstanden haben will! –, der sich mit ungeduldiger und lauter Stimme, immer auf sachlicher Faktenlage durchsetzte. Er war und ist für mich eine Respektsperson!

Voller Einsatz für den Erfolg: mit TAKRAF unterwegs in der ganzen Welt

***Detlef Jank**, geboren 1938 in Görlitz, machte eine Ausbildung zum Maschinenschlosser und wurde danach von seinem Ausbildungsbetrieb zur Ingenieurschule delegiert. Als Diplom-Ingenieur und Diplom-Betriebswirt arbeitete er unter anderem von 1966 bis 1971 als Leiter der Industrievertretung des Kombinats TAKRAF (Tagebau-Ausrüstungen, Krane und Förderanlagen) in Kairo. Danach stieg er vom Betriebsdirektor und Stellvertretenden Generaldirektor bei TAKRAF auf zum Generaldirektor des VEB Kombinat Schienenfahrzeugbau Berlin. Nach der Wende arbeitete er als Unternehmensberater und lebt heute in Berlin.*

Als Siebzehnjähriger kam ich 1956 auf die Ingenieursschule für Werkstofftechnik Karl-Marx-Stadt, der ein Internat angegliedert war. Hier wohnte ich mit vier Schülern in einem 19 Quadratmeter großen, spärlich möblierten Zimmer. Für den Internatsplatz zahlten wir im Monat acht DDR-Mark und für die Vollverpflegung sechzig Mark. Im Gegensatz zur Einrichtung des Internats war die Ausstattung der Labore und Prüfwerkstätten exzellent. Alles war neu, die Ausbildung und unsere Dozenten hervorragend.

Nach Abschluss der Ausbildung bekamen wir alle eine Stelle zugewiesen. Ich kam 1960 ins Kirow-Werk Leipzig, einem Schwermaschinenbaubetrieb mit rund dreitausend Beschäftigten. Als Ingenieur verdiente ich sechshundert Mark brutto beziehungsweise 480 Mark netto.

Drei Monate nach dem Mauerbau 1961 heiratete ich. Wir hatten Glück, denn wir bekamen sofort anderthalb Zimmer in einer Dreizimmerwohnung in Leipzig: Wohnzimmer und Küche mit einem halben Flur mit Waschbecken und Toilette „auf halber Treppe". Die Wohnung teilten wir uns mit einer älteren Dame, die mit ihrer Tochter in der anderen Hälfte wohnte.

Neben meiner Arbeit absolvierte ich ein kombiniertes Abend- und Fernstudium zum Diplom-Ingenieur an der Technischen Universität Dresden. Sie galt in der DDR als der beste Ausbildungsplatz für Ingenieure. Viele meiner Kollegen schlugen diesen Weg ein. Wir waren ehrgeizig. Wir wollten in unserem Beruf etwas erreichen und unser Land nach vorn bringen. Im Bereich Konstruktion, Produktion und Montage waren wir erfolgreich, beim Bau von Eisenbahndrehkranen sogar Weltmarktführer. 1964 baute das Kirow-Werk den weltgrößten Eisenbahndrehkran EDK 1000 für 125 Tonnen Traglast. Zwei Jahre später einen Eisenbahndrehkran für 250 Tonnen Last. Ich war stolz, daran beteiligt zu sein. Die Firma Krupp im Westen war unser größter Konkurrent. Sie bauten aber nur kleine Stückzahlen, etwa sechzig pro Jahr, während wir 1.800 Stück im Jahr herstellten.

Export-Ingenieur in Ägypten

1966 wurde ich mit sieben anderen jungen Ingenieuren ausgewählt, im Export zu arbeiten. Wir sollten unsere Erzeugnisse im Ausland verkaufen. Ich arbeitete für die Industrievertretung vom VEB Schwermaschinenbaukombinat TAKRAF, kurz für Tagebauausrüstung, Krane und Förderanlagen. 33 Betriebe gehörten zum Kombinat mit 56.000 Beschäftigten. Als Vertreter von TAKRAF schickte man mich für fünfeinhalb Jahre nach Kairo. Ich sprach Englisch und beherrschte ein brauchbares Arabisch.

Mit meinen 27 Jahren kam ich aus der eingemauerten DDR in die glitzernde Welt Ägyptens, dem führenden Land der sogenannten Dritten Welt. Für mich war das eine große Auszeichnung, ich war mir der Verantwortung bewusst.

Ich arbeitete Tag und Nacht: Nachts schrieb ich Konzeptionen und Angebote, tagsüber besuchte ich ägyptische Unternehmen. Ich verhandelte mit Generaldirektoren von Zementfabriken und Petroleum-Raffinerien, von Stahlbau- und Maschinenbaubetrieben und mit dem Präsidenten des Hafens von Alexandria, General Hassan Sandid. Er war einer der zwölf Revolutionsgeneräle an der Seite von Gamal Abdel Nasser, die König Faruk gestürzt hatten. Während meiner Arbeit in Ägypten traf ich den Staatschef Nasser, ein brillanter Mann. Ich war beeindruckt, mit welcher Würde, Cleverness und Ausstrahlung er arbeitete. In den Verhandlungen verkaufte ich über zweihundert Gabelstapler, fast einhundert Auto- und Mobildrehkrane, zwölf Raupendrehkrane und Universalbagger, 180 Brückenkrane sowie einen neuen Kohlenkai für den Hafen von Alexandria.

Einmal wollte ich unseren Universalbagger mit Zwei-Kubikmeter-Löffel verkaufen, doch der Generaldirektor der vier Zementfabriken erklärte, er habe schon zwei Krupp-Bagger. Ich bot meinem Verhandlungspartner eine Wette an: „Ich bringe dir auf meine Kosten unseren Bagger zu dem Gesteinsbergwerk südlich von Assuan und du kommst mit dem Krupp-Bagger dorthin. Dann führen wir einen Leistungswettbewerb durch. Wenn mein Bagger gleichwertig oder besser ist, kaufst du mir drei Bagger ab." Er schlug in die Wette ein. Nun bereiteten wir unseren ägyptischen Bagger-Fahrer vor und trainierten eine Woche lang mit ihm. Am Tag des Wettbewerbs fuhr ich persönlich hin. Es war fast fünfzig Grad heiß. Der Wettbewerb ging über 48 Stunden. Unser Bagger, der UB 162 von TAKRAF, erbrachte gegenüber dem Krupp-Bagger BL 312 rund 140 Prozent Leistung. Sofort nach dem Test unterschrieb der Generaldirektor der Zementfabriken einen Vertrag über drei neue Universalbagger von TAKRAF.

Meine Arbeit machte mir großen Spaß. Manchmal ging es auch abenteuerlich zu. 1969, zu Zeiten des israelisch-arabischen Kriegs, saß ich eines Tages mit dem technischen Direktor von Suez Oil Processing zusammen. Wir hatten dem Unternehmen einige Mobildrehkrane geliefert und verhandelten über weitere. Plötzlich schlug eine Rakete in die Raffinerie ein. Tanks gingen in Flammen auf. Ich unterbrach die Verhandlung, lief nach draußen und setzte mich in einen unserer Drehkrane. Schnell räumte ich damit das brennende Material aus den Tanks weg, um zu retten, was zu retten war. Seit dem Tag war ich ein Held in Ägypten. Die Aktion sprach sich herum wie ein Lauffeuer. Während die meisten Westdeutschen wegen der Aggression zwischen den beiden Ländern längst wieder in der Bundesrepublik waren,

hatte ich eine heldenhafte Tat vollbracht. Ich fand allerdings nichts Heldenhaftes daran, ich hatte das Normalste getan, was man in so einer Situation tun konnte. Mein Einsatz öffnete mir zugleich weitere Türen in ägyptischen Ministerien.

Eine Karriere wie im Bilderbuch

Nach fünfeinhalb Jahren endete meine wunderbare Zeit in Ägypten, und ich musste nach Hause. Ich wurde mit 34 Jahren Betriebsdirektor des dreieinhalbtausend-Mann-Betriebs TAKRAF-Förderanlagen Magdeburg. Drei Jahre später beförderte man mich zum Betriebsdirektor des Stammbetriebes von TAKRAF, Verlade- und Transportanlagen Leipzig mit etwas mehr als fünftausend Beschäftigten. Wieder drei Jahre später wurde ich Stellvertretender Generaldirektor und Direktor für Wissenschaft und Technik für den gesamten Industriezweig TAKRAF.

TAKRAF war in der Fördertechnik eine Wirtschaftsmacht. Wir waren mit Abstand der weltweit größte Produzent. Wir lieferten 2.400 Hafenkrane in die Sowjetunion, 294 Hafenkrane in siebzehn verschiedene Häfen Brasiliens, vierzig Hafenkrane nach Argentinien. Wir pflegten unsere Geräte auch vor Ort und kümmerten uns um die Baggerfahrer, das Bedienpersonal, die Hauptmechaniker und um das Instandhaltungspersonal. Mit dem Ergebnis, dass unsere Geräte weit länger zuverlässig und mit höheren Umschlagzahlen arbeiteten, als die Geräte unserer Konkurrenten Krupp und DEMAG.

1978 wurde mir der Posten als Stellvertreter des Ministers für Schwermaschinen- und Anlagenbau in Berlin angeboten. Ich war mit meinem Job und der Aussicht, Generaldirektor zu werden, sehr zufrieden und fühlte mich wohl. Unser Betrieb war ein gesellschaftliches Zentrum mit fünfeinhalbtausend Menschen, zu dem eine Betriebspoliklinik mit 13 Ärzten und 32 medizinischen Fachkräften gehörte. Wir hatten ein eigenes Sportstadion und ein eigenes Schwimmstadion. Stellvertretender Minister wollte ich nicht werden. Also versuchte ich, das Angebot abzulehnen.

Das traf bei der Partei- und Staatsführung auf Unverständnis. Ich wurde zum Abteilungsleiter des Zentralkomitees zitiert. Er lobte mich und meine Arbeit über den Klee. Als ich allerdings immer noch nicht einlenkte, den neuen Posten zu übernehmen, drohte er mir mit einem Gespräch bei Günter Mittag, dem ZK-Sekretär der SED für Wirtschaftsfragen und „Allmächtigen" für Wirtschaft bei der Partei- und Staatsführung. Ich setzte alles auf eine Karte und sagte: „Ich bin Erster, ich bin nicht Zweiter!" Es war gefährlich, der Partei- und Staatsführung einen Korb zu geben, es fehlte auch nicht viel, und sie hätten mich zum letzten Technologen irgendwo im Tagebau gemacht. Aber es ging gut, mein Minister verteidigte mich. Ich wurde Kaderreserve für den Posten des Ministers für Schwermaschinen- und Anlagenbau. Ich hatte Glück gehabt.

1982 wurde ich zum Generaldirektor des Schienenfahrzeugbaus ernannt. Der VEB Kombinat Schienenfahrzeugbau war ein Weltunternehmen. Wir lieferten von 1950 bis 1990 140.000 Waggons, davon al-

leine 32.000 Reisezugwagen und 42.000 Kühlfahrzeuge in die Sowjetunion. Wir lieferten zudem über viertausend Reisezugwagen und Kühlfahrzeuge nach China.

Generaldirektoren werden nicht mehr gebraucht – ich aber noch

Mit der Wende wurden die Kombinate zerschlagen und die Generaldirektoren abgeschafft. Ich machte mich als Wirtschaftsberater selbstständig. Für das Landwirtschaftsministerium von Brandenburg erarbeitete ich das Entwicklungskonzept für den Spreewald, für die neue Leitung der Volkswerft Stralsund das Umweltkonzept, ich betreute Existenzgründer, hielt Vorträge und Lehrgänge über Management und Umweltschutz. Die Ausbildung in der DDR half mir, auch die Wende mit Bravour zu überstehen.

Unter Kollegen sagte ich manchmal zum Spaß: Vor der Wende hatte ich die Verantwortung über 56.000 Menschen, aber kein Geld. Nach der Wende war ich Einzelkämpfer mit ein, zwei, drei Mitarbeitern, aber wir verdienten gutes Geld.

Meine einzige Chance nach der Wende: selbst und ständig (arbeiten)

***Rolf Sukowski**, aus Berlin, geboren 1948, studierte von 1967 bis 1973 an der Hochschule für Ökonomie Berlin. Er arbeitete im VEB Elektro-Apparate-Werke Berlin-Treptow, anschließend wechselte er zur Staatlichen Plankommission der DDR. Seit 1991 ist er als Unternehmensberater und Dozent tätig. Er ist Mitbegründer des Offenen Wirtschaftsverbandes von kleinen und mittelständischen Unternehmen, Freiberuflern und Selbständigen (OWUS), in dem sich vor allem ostdeutsche Unternehmer vernetzen. Er hält bis heute Vorlesungen in Betriebswirtschaftslehre im Gesundheitswesen und leitet eine Beratungsstelle für Lohnsteuerhilfe.*

Ich wuchs in einem Dorf in der Magdeburger Börde auf. Mein Vater war Kraftfahrer, meine Mutter Konsum-Verkäuferin. 1967 machte ich Abitur. Parallel hatte ich eine Facharbeiterausbildung zum Einzelhandelskaufmann absolviert – nicht ahnend, dass ich diese Ausbildung später noch einmal dringend benötigen würde.

Ich studierte an der Hochschule für Ökonomie im Fachbereich Volkswirtschaftsplanung. Nach sechs Jahren schloss ich meine Studien mit einer Promotion in Ökonomie ab. Da ich ins Ausland wollte, vereinbarte ich während eines Vermittlungsgesprächs mit der Staatlichen Plankommission (SPK), zunächst Praxiserfahrungen zu sammeln und Betriebsluft zu schnuppern. Als zentrales Organ der Wirtschaft konnte sich die SPK unter uns Ökonomie-Absolventen die passenden Leute aussuchen, mit denen sie solche Dreiecksverträge abschloss. Ich arbeitete drei Jahre in den Elektro-Apparate-Werken Treptow im Bereich der internationalen Zusammenarbeit. Danach sollte es ins Ausland gehen, zur Botschaft nach Havanna oder nach Bukarest. Ich lernte also zunächst in der Praxis die realen wirtschaftlichen Probleme kennen, bei denen Anspruch und Realität nicht immer zueinanderpassten.

1976 wechselte ich in die Plankommission. Aus familiären, vor allem gesundheitlichen, Gründen war ein längerer Auslandsaufenthalt unmöglich geworden. Ich blieb in der Abteilung und durchlief verschiedene Arbeitsbereiche, sogenannte Länderfachgebiete. Ich wurde für Rumänien und für die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Vietnam, Laos und Kambodscha verantwortlich. Der Höhepunkt meiner Tätigkeit war 1984, als der Wirtschaftsausschuss DDR – China gegründet wurde. Ich übernahm die Funktion des Sekretärs der DDR-Sektion. Es folgten interessante Jahre. Die Koordinierung der wieder zum Leben erweckten Wirtschaftsbeziehungen lag weitestgehend bei mir. Nach der wirtschaftlichen Eiszeit, die lange zwischen den beiden Ländern geherrscht hatte, gab es einen Neustart der Beziehungen. Es war viel Kreativität notwendig. Gemeinsam mit den Industrieministerien wurden Kooperationsprojekte beispielsweise im Schienenfahrzeug- und Landmaschinenbau entwickelt und mit den chinesischen Partnern vereinbart.

Der Anfang vom Ende der DDR

1987 endete für mich diese spannende Zeit: Auf Grund einer Entscheidung der Abteilungsleitung – mein Vorgänger wurde aus disziplinarischen Gründen abgelöst – musste ich den Sektor RGW übernehmen. Hier ging es um die multilaterale Zusammenarbeit innerhalb der sozialistischen Länder im RGW, dem Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe. Es begann eine schwierige Zeit: In der Sowjetunion und anderen sozialistischen Ländern setzten die Reformbestrebungen ein. Die DDR war neben Rumänien der große Bremser. Das Wort „Perestroika" durfte in unseren Dokumenten nicht einmal genannt werden. Es war ein Tabu.

In Vorbereitung auf die Plankoordinierung für den Fünfjahrplan 1991 – 1995, in die ich eingebunden war, zeigte sich, dass der Koloss Volkswirtschaft auf keinem guten Kurs war. So war bis zum Schluss nicht klar, mit welchen Rohstofflieferungen vor allem aus der Sowjetunion gerechnet werden konnte. Doch ohne diese Basis war ein belastbarer Planansatz, der Grundlage für eine internationale Koordinierung sein musste, kaum möglich.

Mit den Wahlen im März 1990 wurde klar, wohin die Reise politisch ging. Dennoch nahmen wir als DDR bis Mai 1990 an Reformverhandlungen zum RGW teil. Die anderen Länder fragten spöttisch, was wir noch am Verhandlungstisch wollten, wo es bei uns demnächst die Deutsche Mark und die Marktwirtschaft geben würde, als deren Gegner wir immer aufgetreten waren. Plötzlich mussten wir eifrige Verfechter marktwirtschaftlicher Mechanismen werden. Das war paradox.

Kurze Zeit arbeitete ich im neu geschaffenen Ministerium für Wirtschaft. Ich hatte ein Fünkchen Hoffnung auf langfristige Weiterbeschäftigung, denn irgendjemand musste die Verträge mit dem RGW aushandeln und abwickeln. Doch das war eine fatale Fehleinschätzung. Daran hatte niemand mehr Interesse. Am 2. Oktober 1990 um 16 Uhr erhielt ich die Kündigung mit halbjähriger Warteschleife, der Vorstufe von Arbeitslosigkeit. Eine weitere mögliche Verwendung sollte „geprüft" werden. Ich nutzte dieses halbe Jahr für eine Qualifikation unter anderem als „Fachmann für Marketing".

Startschuss in mein zweites Leben

Das Jahr hatte bereits schlecht begonnen. Im Mai war ich geschieden worden, was auch den Verlust der Wohnung in unserem Eigenheim bedeutet hatte. Nun die Kündigung. Nach 17 Jahren durchgeplanter Berufstätigkeit begann am 4. Oktober 1990 mein zweites Leben. Das verlief keinesfalls planmäßig, sondern war von Zufällen geprägt. Ich traf auf der Straße einen ehemaligen Kollegen. Er hatte mit Partnern aus München ein Weiterbildungsinstitut eröffnet und suchte Dozenten aus dem Osten.

Mit real existierender Marktwirtschaft hatte ich bis dahin nichts zu tun gehabt. Wir hatten zwar an der Hochschule Politische Ökonomie des Kapitalismus, Geschichte der Politischen Ökonomie und auch Wirt-

schaftsgeschichte behandelt, theoretisch kannte ich das System, aber wie es in der Praxis funktionierte, davon hatte ich keine Ahnung. Den ersten Crashkurs für Lohnabrechnung besuchte ich als Teilnehmer, für den zweiten war ich schon als Dozent vorgesehen. Ein Jahr lang war ich vormittags Kursteilnehmer in der Marketingumschulung, abends arbeitete ich als Dozent beim gleichen Bildungsträger. Für die Münchener Partner war es unvorstellbar, dass ich tagsüber bei ihnen studierte und abends Kurse gab. Ein „Student" als Dozent passte anscheinend nicht in das Bild vom unterentwickelten Osten.

Viel Arbeit – wenig Ertrag

Ich hatte die Umschulung im Oktober 1991 beendet und stand vor der endgültigen Arbeitslosigkeit. Wieder traf ich zufällig einen ehemaligen Kollegen. Er hatte zusammen mit Schweizern ein Institut eröffnet und suchte Dozenten für Volkswirtschaftslehre. Da das Arbeitsamt keinen Job für mich hatte, gestattete man mir großzügig, mich als Wirtschaftsdozent selbstständig zu machen. Man verzichtete sogar auf die bei Selbständigkeit vorgesehene Regressforderungen auf die Lehrgangsgebühren.

Anschließend arbeitete ich als „Neu-Lehrer". Ich hoffte jedes Mal, dass der von mir vorbereitete Lehrstoff für die nächsten acht Stunden reichen würde. Das war manchmal kein schönes Gefühl. Zum Glück konnte ich bei manchen Themen an das Studium der PolÖkKap, vor allem aber an meine kaufmännische Ausbildung anknüpfen. Sie war zwar schon ewig her, doch Buchführung ist zeitlos. Nach Jahren in der Erwachsenenqualifizierung konnte ich ab Ende der Neunzigerjahre Lehraufträge für Volks- und Betriebswirtschaftslehre, Rechnungswesen sowie Steuerlehre an mehreren Hochschulen übernehmen.

Aber mir fehlte die praktische Arbeit. Ich wollte nicht nur Theorie vermitteln. Deshalb übernahm ich 1992 eine Beratungsstelle für Lohnsteuerhilfe und arbeite seit einigen Jahren als Autor für Steuertipps im Ratgeber des Neuen Deutschlands. Zudem führte ich Beratungen für Existenzgründer durch. Fast dreißig Jahre schlug ich mich als Selbstständiger durch. Unzureichende Honorare, fehlende soziale Absicherung, Ungewissheit über Folgeaufträge im nächsten Semester prägten diese Zeit. Manchmal konnte ich nur durch „Massenproduktion" ausreichend Geld verdienen: Ich unterrichtete phasenweise fünfzig Stunden pro Woche. Das würde man keinem verbeamteten Lehrer auch nur im Entferntesten zumuten. Aber nur so konnte ich meinen Lebensunterhalt und den Unterhalt für drei Kinder erwirtschaften. Trotzdem reichte es nicht für die Beitragszahlung zur Rentenversicherung. Die musste ich einstellen. Die als Altersvorsorge gedachte Eigentumswohnung wurde zwangsversteigert, ich rutschte knapp an der Privatinsolvenz vorbei. Keine schöne Zeit.

Wir gründen einen eigenen Wirtschaftsverbund: OWUS

1994 war ich in einer Tageszeitung auf die Information gestoßen, dass sich Selbständige mit DDR-Hintergrund in Strausberg treffen wollten, um über die Gründung eines Unternehmerverbandes zu beraten. Initiatorin war Christa Luft, die ehemalige Wirtschaftsministerin der Modrow-Regierung. Ich nahm an dem Treffen teil. Dort gründeten wir im Oktober 1994 den Offenen Wirtschaftsverband von kleinen und mittelständischen Unternehmen, Freiberuflern und Selbständigen, kurz OWUS genannt. 2007 übernahm ich den Vorsitz des Landesverbandes Berlin-Brandenburg und 2009 auch des bundesweiten Dachverbandes. Wir gaben uns 1994 ein Motto, das bis heute unser Leitbild geblieben ist und unsere DDR-Sozialisierung ausdrücken soll: „Aus wirtschaftlicher Vernunft und sozialer Verantwortung".

In den ersten Jahren stand die gegenseitige Unterstützung der Neugründer im Vordergrund, denn die meisten hatten eine ähnliche Biografie wie ich. Sie waren in der Wendezeit aus dem Berufsleben geworfen worden. In der Presse wurde gehässig formuliert: „Markt statt Marx", „linke Kapitalisten", „hinter einer Mauer des Schweigens verstecken sich die Firmen-Chefs mit SED-Vergangenheit", „Ellenbogeneinsatz selbstverständlich". Unsere Reaktion darauf war: „Nicht Markt statt Marx, sondern Markt mit Marx".

Nach der Etablierung der Unternehmen änderten sich die Schwerpunkte unserer Arbeit, aber unserem Motto blieben wir bis heute treu. So fasste OWUS 2006 einen Grundsatzbeschluss und sprach sich für einen gesetzlichen Mindestlohn aus. Das war in Gewerkschaftskreisen verpönt, weil ein Mindestlohn angeblich die Tarifautonomie angreifen würde. Seit 2010 engagiert sich OWUS für die Verbesserung der sozialen Absicherung von Kleinunternehmern und Solo-Selbstständigen. Wir wurden unter anderem Gesprächspartner des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales. Mindest-Honorare, Mindest-Beitragsbemessungsgrenzen und ganz aktuell die Altersvorsorgepflicht für Selbständige thematisieren wir immer wieder. Und aktuell natürlich die Hilfen für von Corona betroffene Solo-Selbständige und Kleinunternehmer.

Seit fast zehn Jahren beschäftigen wir uns mit Formen alternativen Wirtschaftens, insbesondere mit der Gemeinwohlökonomie. Wir untersuchen, ob es in der DDR-Wirtschaft eine Gemeinwohlorientierung gab und wenn ja, welche Elemente man heute für eine andere Wirtschaftsform übernehmen kann. OWUS legte als einer der ersten Wirtschaftsverbände 2015 eine Gemeinwohlbilanz vor; ich als Solo-Selbständiger ebenfalls.

Fazit (m)eines Berufsweges

Mit einer fundierten Ausbildung in Planwirtschaft kann man sehr wohl in der Marktwirtschaft agieren. Die Sozialisierung in der DDR-Gesellschaft wirkt dabei bis heute: Die Erfahrungen einer verfehlten Wirtschaftspolitik in der DDR, vor allem gegenüber Kleinunternehmen, und die Erfahrungen aus den Umbrüchen Anfang der Neunzigerjahre sind dabei sehr wertvoll.

Die jetzige Krise, ausgelöst durch die Corona-Pandemie, wird als die schlimmste Krise seit dem Zweiten Weltkrieg bezeichnet. Das gilt für den Westen, aber nicht für den Osten. Wir haben unsere schlimmste Krise bereits durchlaufen. Wir hatten unseren Tag X schon 1990.

Der Tausendsassa im Sportgeschäft

Matthias Prediger *aus Ilmenau in Thüringen, geboren 1955, lernte Werkzeugmacher. 1988 machte er sich als Schirmmacher mit einem Handwerksbetrieb selbstständig und handelte nach der Wende zunächst mit Regenschirmen und Sportartikeln. Als leidenschaftlicher Tennisspieler gründete er eine Tennisschule und war sieben Jahre als Schlägerbespanner im internationalen Tenniszirkus unterwegs. Er gehörte zu den ersten, die Nordic Walking in Thüringen anboten. Touren über zwölf und 24 Stunden sind Sport-Predigers Markenzeichen.*

Ich kam 1964 zum Tennissport, vorher hatte ich viele Sportarten ausprobiert. Ich besaß sogar einen Rennrodelschlitten, fuhr Ski und machte Langlauf. Fußball und Volleyball waren auch dabei. Mein Vater, der wegen einer Blinddarmoperation im Krankenhaus lag, entdeckte eine Annonce in der Zeitung: „Wir brauchen Nachwuchs für den Tennissport" und erzählte mir bei einem Besuch davon. Am nächsten Tag fuhr ich zum Tennisplatz und bin bis heute bei diesem Sport geblieben.

Beim Tennis spielen Kondition und Technik eine sehr wichtige Rolle, doch ohne den richtigen Tennisschläger geht gar nichts. Wenn die Bespannung nicht straff genug ist, bringt auch der beste Spieler nichts. Der Mangel an Tennisschlägern in der DDR führte dazu, dass ich lernte, den Schläger selbst zu bespannen. Die Saiten wurden aufgezogen und wie bei einer Geige gestimmt. Die Werkzeuge dazu bastelte ich selbst aus Holz und Leder. Das Problem aber war: Es gab keine einzelnen Saiten. So fuhr ich mit dem Auto nach Tschechien, kaufte ganze Rollen mit Saiten und versteckte sie in der Wagenverkleidung, die sich auseinanderziehen ließ. Zu Hause bespannte ich dann die Schläger neu.

Vom Hobby zum Beruf

Beruflich startete ich in einem ganz anderen Metier: Ich machte ab 1974 eine Lehre in der Mikroelektronik Ilmenau und wurde Werkzeugmacher, arbeitete als Vorarbeiter und Ausbilder. Doch der Beruf füllte mich nicht aus. Ich wollte etwas Eigenes machen, am liebsten in der Sportbranche, mit Sportartikeln. In der Weimarer Straße durfte ich in einem Geschäft Tennisschläger bespannen, bekam jedoch vom Rat des Kreises die Auflage, auch Regenschirme zu reparieren. Die waren in der DDR Mangelware und dadurch sehr teuer.

Ein Handwerksbetrieb war die Grundlage dafür, um selbstständig zu arbeiten. Dafür brauchte ich allerdings eine Ausbildung. Die Handwerksmeister nahmen mich nicht auf, ich war ja Konkurrenz.

So reiste ich durchs Land und wurde im thüringischen Weida fündig. In einer Produktionsgenossenschaft des Handwerks (PGH) konnte ich bei 16 Frauen und dem Chef eine Lehre absolvieren. Nun hatte ich einen zweiten Beruf: Schirmmacher.

1988 eröffnete ich einen Handwerksbetrieb für Schirme und Sportartikel. Eine ganz ungewöhnliche Kombination war das nicht, denn es gab – laut Hartmut Fröhlich, langjährigem Vorstand der Intersport e.G. – bereits ein solches Geschäft in Deutschland.

Ich hatte mein Hobby zum Beruf gemacht. Das stand zur Eröffnung auch in der lokalen Zeitung. Mein Handwerksbetrieb war nur an zwei Tagen in der Woche geöffnet. Da brachten mir die Kunden so viele Schirme zur Reparatur, dass ich die Woche über mehr als genug Arbeit hatte und meinen Lebensunterhalt damit bestreiten konnte.

Auch nach der Wende blieb ich dem Sport treu

Dann kam die Wende. Fortan brachten viel weniger Leute ihre Schirme zur Reparatur. Diese waren plötzlich keine Mangelware mehr und preislich für jeden erschwinglich. Ich verkleinerte meinen Handwerksbetrieb und begann 1989 mit dem Verkauf von Regenschirmen. Mit dem Auto holte ich sie direkt aus den Herstellerwerken, zum Beispiel aus Wuppertal, und verkaufte sie auf Märkten und im Laden. Ich ahnte, das würde nicht lange so weitergehen, auf Schirmen allein konnte ich keine Existenz aufbauen.

Da gab mir mein Freund Leo den Tipp, Sportartikel aus einem Geschäft in Tauberbischofsheim zu holen und sie hier in Ilmenau zu verkaufen. Gesagt, getan. Es funktionierte so gut, dass der Umsatz stieg und wir das Geschäft immer weiter ausbauen konnten. 1995 kamen wir zur Zentrasport-Gruppe und wurden 2003 profiliertes Mitglied der Intersport e.G. als Intersport Prediger.

Parallel zum Aufbau unseres Geschäfts erlernten mein Freund Andi und ich den Beruf des Tennislehrers und gründeten 1990 gemeinsam eine Tennisschule. Durch unsere Schule und Schnupperkurse konnten wir andere dazu animieren, eigene Tennisvereine zu gründen. In unserer näheren Umgebung entstanden sechs Vereine, der letzte 2011 in Stadtilm. Er ist immer noch der jüngste Club im Thüringer Tennisverband und gründete sich gegen den damaligen Trend, denn die meisten Vereine litten zu dieser Zeit an Mitgliederschwund und fehlendem Nachwuchs. Heute liegt das Durchschnittsalter der Mitglieder bei 33 Jahren – ein Traum für jeden Verein.

Seit meiner Selbstständigkeit habe ich viele Projekte initiiert. Alle hatten etwas mit dem Sport zu tun. Sieben Jahre lang bespannte ich auf der internationalen Tennis-Tour in Deutschland die Tennisschläger von Weltklassespielern wie Stefan Edberg. Viele Jahre war ich als Referent für Schultennis in Thüringen unterwegs – eine besonders schöne Aufgabe: Ich referierte in den Schulklassen über Tennis, führte Schnupperkurse durch und bildete Lehrer zu Übungsleitern aus.

Ein besonderes Erlebnis hatte ich kürzlich, am 1. Juli 2020: Wenn ich Zeit habe, spiele ich mittwochs Tennis. Diesmal kam mein Gegner aus Greiz. Während des Spiels fragte er mich: „Kennen wir uns irgendwoher?“, aber wir wussten beide keine Antwort. Beim gemeinsamen Essen im Anschluss machte es plötzlich Klick: Er war 1994 einer meiner Tennisschüler gewesen. Und nun spielten wir gegeneinander – was für eine schöne Geschichte.

Der Einzelhandel hat sich im Laufe der Jahre sehr gewandelt. Die Kunden möchten nicht nur etwas verkauft bekommen, sondern legen viel Wert auf persönliche und gute Beratung und auf das gewisse Etwas. Deshalb reiste ich mit einigen guten Kunden regelmäßig zum Skifahren nach Österreich – natürlich mit dem einen oder anderen Test-Ski im Gepäck. Seit 2003 organisierte Intersport das Alpenglühen, Europas größten Ski-Test für Endverbraucher. Diese Veranstaltung wurde auch von unseren Kunden mit Begeisterung angenommen, und so zählte Intersport Prediger aus Ilmenau die ersten Jahre zu den teilnehmerstärksten Gruppen eines Händlers. Und wenn das im Winter funktioniert, warum dann nicht auch für den Sommer etwas Ähnliches veranstalten? Die Intersport rief das Gipfeltreffen ins Leben. Statt auf Skier zu steigen, konnten die Teilnehmer wandern, klettern und Rad fahren. Das Material stellten die beteiligten Firmen zum Ausprobieren zur Verfügung. Die Kunden konnten Produkte testen, welche es erst in der nächsten Saison zu kaufen geben würde. Das probierten viele aus und waren begeistert.

Einen neuen Trendsport entdecken: Nordic Walking

Einen weiteren Meilenstein in der Firmengeschichte legte ich, nachdem ich als Zuschauer beim Biathlon-Weltcup in Finnland gewesen war. Vormittags gab es nicht viel zu sehen, da die Rennen erst am Mittag starteten. Bevor es mir langweilig wurde, joggte ich über die umliegenden zugefrorenen Seen. Dort fand ich merkwürdige Spuren: Neben den Turnschuhabdrücken gab es rechts und links Stockabdrücke. Was sollte das sein? Ein Besuch im Sportgeschäft brachte Aufklärung, denn ich fand eine ganze Wand mit Nordic-Walking-Stöcken. Gleich am nächsten Tag besuchte ich einen Schnupperkurs und wusste: Das ist etwas für Ilmenau und für Thüringen! Das will ich auch machen!

Im Herbst 2005 machte ich unter der Führung von Extrembergsteiger Hans Kammerlander eine 24-Stunden-Wanderung in Südtirol. Wir waren fünfzig Teilnehmer, liefen fünfzig Kilometer und bewältigten viertausend Höhenmeter. Wir starteten am Freitagabend und kamen am Samstagabend erschöpft und stolz ins Ziel. Bevor wir todmüde ins Bett fielen, wuschen wir unsere Füße und aßen gemeinsam zu Abend. Eine so herrliche Tour wollte ich auch zu Hause in Thüringen anbieten: Die Idee der 12- und der 24-Stunden-Tour war geboren.

Im folgenden Jahr organisierte ich zum ersten Mal zwei solche Nordic-Walking-Touren. Bei der kürzeren Tour im Mai starteten die Teilnehmer am Sonntag früh um sechs Uhr und waren abends

gegen 18 Uhr zurück. Die große Tour im Juli begann am Freitag um 18 Uhr und endete am Samstag nach 24 Stunden. Im Anschluss bekam jeder Teilnehmer seine Urkunde und Geschenke, man erzählte noch ein wenig über das Erlebte, und dann machten sich alle auf den Heimweg. Das wiederholten wir jedes Jahr.

Die Krönung unserer Touren fand auf der Kanzel in Plaue statt. Es herrschte eine merkwürdige Atmosphäre, als einer der Trainer sagte: „Hier oben auf der Kanzel brauchen wir einen Pfarrer." „Kein Problem, das überlass mal mir", antwortete ich, der Prediger, besorgte mir eine entsprechende Mütze und die Kutte und hielt eine flammende Bergrede. Das Foto von mir auf der Kanzel stand ein Jahr auf meinem Schreibtisch. Plötzlich machte es Klick: Seither ist der Pfarrer das Markenzeichen unserer Touren.

Inzwischen führen wir nur noch 12-Stunden-Touren durch. Immer wieder sind die Menschen begeistert, was es in unserer Heimat Thüringen Tolles zu entdecken gibt.

Den weitesten Ausflug als Nordic-Walking-Trainer hatte ich in die Mongolei. Dort bildete ich Trainer aus und vermaß Strecken. Doch wir beließen es nicht bei Nordic-Walking-Touren: 2012 führten wir unsere erste Wanderreise auf Madeira durch. Meine Tochter Sandra und das Reisebüro Reise-Insel Ilmenau organisieren seither betreute Gruppenreisen an verschiedene Orte mit dem Flugzeug oder per Bus. Dieses Jahr fiel die Reise leider corona-bedingt aus. Aber was wäre Intersport Prediger ohne gute Ideen? Wir organisierten stattdessen eine Tour in Ilmenaus Umgebung und machten es uns hier schön. Die Wandergruppe, die zumeist aus Stammkunden besteht, war begeistert.

Kein Ende in Sicht

Zu meinem sechzigsten Geburtstag stellte ich mich einer neuen Herausforderung: der 72-Kilometer-Supermarathon-Strecke beim legendären Rennsteiglauf. Ich war vorher noch nie weiter als einen Marathon gelaufen, aber nun dachte ich: Einen Versuch ist es wert. Ich benötigte doppelt so lange wie der Sieger, aber ich kam ins Ziel. Am nächsten Tag setzte ich mich aufs Fahrrad und unternahm eine kleine Tour, und am Montag ging ich wieder ins Geschäft – ohne Muskelkater.

Seit über zehn Jahren führe ich gemeinsam mit der Lebenshilfe ein Nordic-Walking-Projekt durch. Es macht mir große Freude, dieses Projekt zu betreuen. Zuerst gab es ein paar Testveranstaltungen, als sie gut liefen, bildete ich die Betreuer zu Nordic-Walking-Trainern aus. Der Rotary Club Ilmenau unterstützt uns bei dem Projekt mit dem Motto: „Nur wo du zu Fuß warst, bist du auch wirklich gewesen." So hat das schon Goethe gesehen.

2020 ist ein sehr spezielles Jahr. Unser Tennisverein wird einhundert Jahre alt, und ich bin bereits seit über fünfzig Jahren Mitglied. Leider fällt auch diese Feier wie so viele andere wegen Corona aus. Aber wir wären nicht wir, hätten wir nicht schon eine Idee für das nächste Jahr. Dann wird ein schönes Fest gefeiert…

Helfen, wo es nötig ist: Ein Arbeitsleben im Zeichen internationaler christlicher Solidarität

***Annette Berger**, geboren 1968 in Ost-Berlin als Kind einer Pfarrersfamilie, lebt heute in Pechau bei Magdeburg. Die Krankenschwester arbeitete von 1988 bis1990 auf der einzigartigen Solidaritätsstation der DDR „Jacob Morenga" im Klinikum Berlin-Buch. 1988 war sie Mitinitiatorin des Begegnungscafés „Cabana" in der Ost-Berliner Bartholomäus-Gemeinde. Nach dem Mauerfall arbeitete sie im Rahmen eines Solidaritätseinsatzes mehrere Jahre in El Salvador. Sie ist geschäftsführende pädagogische Leiterin der evangelischen Erwachsenenbildung Sachsen-Anhalt.*

Ich wuchs in einem christlichen Elternhaus in Ost-Berlin auf, meine Eltern waren beide Pfarrer. Bereits mein Großvater und später mein Vater waren Direktoren des Berliner Missionshauses. Bei uns zuhause kamen Menschen aus den unterschiedlichsten Ländern zusammen, da ging es oft sehr bunt zu. Diese Offenheit und Toleranz waren für mich maßgeblich und prägten mich. Ich bin meinen Eltern dafür sehr dankbar.

Auf die Zwischentöne hören

Dennoch fühlte man sich in der DDR oft wie eine gespaltene Persönlichkeit oder als lebe man in zwei Welten. Wir sahen zusammen die verbotenen Westnachrichten und die Ostnachrichten und diskutierten darüber, was stimmte oder wo die feinen Zwischentöne lagen. Wir lernten sehr früh in den Zeitungsberichten zwischen den Zeilen zu lesen.

Das blieb nicht folgenlos. Einmal kam ich stolz aus der Schule nach Hause und erzählte, was ich über den Prager Frühling gelernt hatte. Unsere Eltern hörten geduldig zu und erklärten mir dann, dass dies alles nicht stimmte. Für uns Kinder und Jugendliche war das schwer auszuhalten. Einmal schrie ich meine Eltern an: „Es kann doch nicht sein, dass immer alles anders sein soll, als wir es in der Schule lernen, und dass die Lehrer nie Recht haben."

Wir lernten mit den Jahren, auf die Zwischentöne zu achten und dass es verschiedene Versionen einer Geschichte gibt. Damit mussten wir klarkommen. Aber das machte uns auch scharfsinnig, wir lernten sehr genau hinzuhören, was gesagt wurde.

Als Kinder einer Pastorenfamilie waren wir weder bei den Pionieren noch in der Freien Deutschen Jugend, wir nahmen nicht an der Jugendweihe teil. Im Unterricht erlebten wir deshalb Anfeindungen. In

unserer Klasse gab es sogar eine eigene informelle Mitarbeiterin der Staatssicherheit. Ihre Schwäche wurde schamlos ausgenutzt.

Unsere Schule mit erweitertem Russischunterricht galt als Kaderschmiede, es war eine Auszeichnung, dort zu lernen. Doch das führte auch dazu, dass ich unter besonderer Beobachtung stand. So musste ich beispielsweise 1983 meinen Aufnäher „Schwerter zu Pflugscharen" jeden Morgen am Schultor abmachen und durfte ihn erst beim Verlassen der Schule wieder anbringen. Jeden Morgen kontrollierte mich der Direktor persönlich. Der Aufnäher war im Lutherjahr 1983 zum Erkennungszeichen christlicher Friedensgruppen geworden, den wir stolz als Friedenssymbol trugen.

Trotz sehr guter Schulnoten wurde ich nicht zum Abitur zugelassen und damit folglich nicht zu einem Studium. Ich lernte schließlich den Beruf der Krankenschwester. Denn ich las viel, unter anderem auch die Biografien von Mutter Theresa und Albert Schweitzer, die große Vorbilder für mich wurden. So dachte ich: Das will ich auch.

Helfen, wo es nötig ist – die Solidaritätsstation „Jacob Morenga"

Ich wollte dorthin, „wo es brennt", wo die Menschen wenig Hilfe bekommen – ich wollte sie unterstützen. Aber ausreisen durfte ich nicht. Mehrmals hatte ich mich bei der FDJ für einen Einsatz im „Carlos Marx Hospital" in Managua in Nicaragua beworben, einem Krankenhaus, dass die FDJ im Auftrag des Ministeriums für Gesundheitswesen der DDR in dem kleinen mittelamerikanischen Land ab 1985 aufgebaut hatte und leitete.

Immer wieder saß ich zuhause auf gepackten Koffern und hörte: „Es hat doch nicht geklappt, vielleicht im nächsten Monat." Ich erhielt Briefe mit der Aufforderung zur Teilnahme an einer Brigade, so wurden die Einsätze genannt, und kurze Zeit später kamen wieder nur Briefe mit der Absage.

Schließlich bewarb ich mich auf eine Stelle auf der Solidaritätsstation „Jacob Morenga" im Klinikum Berlin-Buch. Ich hatte bereits während der Ausbildung von der besonderen Station erfahren, und es reizte mich sehr, dort zu arbeiten. Gleich nach dem Examen wurde ich 1989 angenommen.

Es handelte sich um eine Station für Orthopädie und Rehabilitation, auf der ausschließlich Verletzte verschiedener Befreiungsbewegungen der sozialistischen Bruder-Länder behandelt wurden. Sie wurde vom Solidaritätskomitee der DDR finanziert und war einmalig im Land. Patienten aus aller Welt kamen hierher: aus Nikaragua und El Salvador, Kuba und Chile, aus Vietnam und Südafrika, aus Mosambik, Angola, dem Irak und Palästina. Sie kamen mit schweren Verletzungen, die nachbehandelt werden mussten: Infektionen in Folge von Schussverletzungen, Entfernung von Munition, Nachamputationen, orthopädische Eingriffe, Anpassen von Prothesen und zur Rehabilitation. Die meisten Patienten reisten nach der Behandlung wieder nach Hause zurück.

Der zuständige Stationsarzt, Doktor Kwiatkowsky, beeindruckte mich sehr. Er setzte sich dafür ein, den Stationsalltag an die Situation der Menschen anzupassen. Normalerweise war der Ablauf in den Krankenhäusern streng reglementiert, strukturiert und hierarchisch organisiert. Auf dieser Station wurden jedoch Dinge möglich, die sonst als unmöglich galten. Ein großer Bettensaal wurde zu einer Patientenküche umgebaut, in der die Patienten selbst kochen konnten. Damit boten wir ihnen ein kleines Stück Heimat: Hier konnten sie zumindest in kleinem Rahmen ihr Leben selbst gestalten. Auf unserem Flur und im großen Gemeinschaftsraum hingen unzählige Plakate über die verschiedenen Befreiungsbewegungen. Wir feierten die Nationalfeiertage aller Länder, aus denen unsere Patienten kamen. Meist organisierten die Patienten selbst kleine Feste, zu denen wir als Personal und als Freunde eingeladen wurden. Wir kochten und feierten gemeinsam, das gehörte zu unserer Arbeit. Mich beeindruckte sehr, dass so etwas überhaupt möglich war.

Aber natürlich war es nicht immer einfach mit Menschen aus so vielen verschiedenen Ländern. Es gab auch Neid, Missgunst und Streit. So durften manche Patienten in den Westen reisen, andere nicht. Es kam auch zu politisch motivierten Auseinandersetzungen. Einmal gab es nachts, als ich Dienst hatte, eine Messerstecherei. Wir versuchten, die Probleme in Gesprächen zu lösen und nahmen uns viel Zeit dafür. Das war in unserem Klinikalltag vorgesehen und gewünscht. Dabei machte ich die Erfahrung, dass Gespräche oft die beste Medizin sind.

Wie wir uns untereinander verständigten? Zeit, Deutsch zu lernen, hatten unsere Patienten nicht. Ich weiß nicht mehr, wie wir mit ihnen sprachen, aber ein Problem war es ganz sicher nicht. Wir redeten mit Händen und Füßen, wir malten Bilder, manchmal übersetzten andere Patienten, manchmal konnten wir ein Wort in der jeweiligen Landessprache. Ich hatte ein bisschen Portugiesisch und Spanisch und natürlich Russisch gelernt. Es reichte, um sich zu verständigen, weil es ein so tolles Miteinander war.

Aus medizinischer Sicht forderte mich die Arbeit heraus, ich lernte viel hinzu. Wir behandelten Verletzungen oder Krankheiten, die es in einem normalen DDR-Krankenhaus nicht gab. Viele Kolleginnen hatten Angst, dort zu arbeiten. Deshalb war der Stationsarzt froh, dass ich mich auf die Station wagte, und ließ mich vieles machen. Alles, was ich von ihm lernte, konnte ich später gut einsetzen. So war ein riesiger Topf Ringelblumensalbe sein ständiger Begleiter, eine ältere Dame hatte sie für ihn angefertigt, da es diese Salbe nicht zu kaufen gab. Sie half hervorragend bei stark infizierten Wunden. Diese Salbe stellte ich später selbst her und nutzte sie oft.

Solidaritätsarbeit

Neben meiner Arbeit im Krankenhaus engagierte ich mich in der Migrations- und Solidaritätsbewegung. „Migrare" heißt reisen, wandern, sich von einem Ort zum anderen bewegen. Ich finde das ein sehr schönes Bild, denn im Grunde genommen sind wir in diesem Wortsinn alle Migranten und gehören zusammen, es ist etwas, was uns verbindet.

1986 führten wir zum zehnten Jahrestag des Schüleraufstandes von Soweto in Südafrika mit der Jungen Gemeinde der Bartholomäusgemeinde einen Gottesdienst durch. Damit wollten wir daran erinnern, dass der Apartheitsstaat 1976 nicht einmal davor zurückschreckte, auf Kinder zu schießen. Nach dem Gottesdienst sagten meine Schwester und ich: „Das kann es doch nicht gewesen sein." Wir wollten mehr tun, uns noch besser über die Situation informieren und den Kontakt zu dem Land und den Betroffenen herstellen. Das war schwer, denn wir konnten nicht einfach Zeitungen aus anderen Ländern am Kiosk kaufen und lesen. Das Internet gab es noch nicht. Wie sollten wir an Informationen kommen? Wir mussten andere Wege suchen.

Wir gründeten den Arbeitskreis Südliches Afrika Berlin, Xitsikwane, trafen uns regelmäßig und wurden Mitglied im Inkota-Netzwerk, das unter dem Dach der Kirche unterschiedlichste „Eine-Welt-Gruppen" versammelte. Zudem nahmen wir Kontakt mit dem African National Congress auf, der eine Vertretung in Ost-Berlin hatte, sowie zur SWAPO, der namibischen Befreiungsbewegung und der mosambikanischen FRELIMO. Wir wollten uns informieren und austauschen.

Wir nahmen auch Kontakt zu einer Frauengruppe in Mosambik auf. Unsere Briefe brauchten manchmal sechs Wochen, bis sie ihr Ziel erreicht hatten. Dennoch gelang es uns, eine engere Beziehung zu den Frauen aufzubauen. Wir wollten sie unterstützen, aber da die DDR-Mark auf dem internationalen Markt nichts wert war, tauschten wir Waren aus. Wir sammelten gebrauchte Nähmaschinen, reparierten sie und schickten sie in Containern nach Mosambik. Dafür erhielten wir herrliche Stoffe, die wir bei uns in Berlin an Eine-Welt-Ständen bei Kirchenfesten, ökumenischen oder Friedensseminaren verkauften und die reißenden Absatz fanden. Ein Mitglied unserer Gruppe, eine Weberin mit eigener Weberei, bot die Stoffe ebenfalls unterm Ladentisch an. Mit dem eingenommenen Geld kauften wir neues Nähmaterial und sandten es an die Frauen. Diese Art der Entwicklungshilfe war besonders schön, weil sie auf einer direkten Beziehungsebene stattfand und wir alle voneinander profitierten.

Cabana – wir gründen ein Begegnungszentrum in der DDR

Was uns in unserer Gruppe fehlte, war die direkte Kommunikation und Begegnung mit Menschen anderer Länder und Kulturen. Es war nicht gewünscht, Kontakt zu den vor Ort lebenden Ausländern aufzunehmen. Viele von denen, die in der DDR arbeiteten, die Vertragsarbeiter, waren mehr oder weniger in Heimen eingesperrt. Sie hatten Schwierigkeiten, Ausgang zu bekommen und durften keinen Besuch empfangen. Doch wir wollten sie kennenlernen. Was für unsere Westfreunde selbstverständlich war, schien für uns unerreichbar. So entstand im Arbeitskreis Xitsikwane die Idee für ein Begegnungscafé.

Wir suchten uns Verbündete aus der unmittelbaren Nachbarschaft im Prenzlauer Berg: den Nicaragua-Arbeitskreis, den Baobab-Eine Welt-Laden und das Inkota Netzwerk mit seiner Geschäftsstelle im Missionshaus. Gemeinsam traten wir an die Pastorin der Bartholomäusgemeinde heran, mit der Bitte um Unterstützung und um Räume, die wir dann im Gemeindehaus in der Nähe des Alexanderplatzes fanden.

1988 war es soweit: Die erste „Cabana" Begegnungsstätte für In- und Ausländer wurde eröffnet. In zahlreichen Städten wurde das Modell nachgeahmt, Cabanas entstanden unter anderem in Rostock und Leipzig, in Dresden und Jena. „Cabana" – das ist Portugiesisch und bedeutet Dach oder Hütte: Wir wollten ein Dach für Begegnungen bieten, einen Ort des Austauschs, an den man gern kommt, um andere zu treffen.

Die vier genannten Eine-Welt-Gruppen organisierten je einen Abend pro Woche. Wir hörten Vorträge und setzten uns mit unterschiedlichsten Themen auseinander. Da wir nicht reisen durften, holten wir die Welt zu uns nach Hause und konnten anderen ein wenig helfen, hier eine Art Heimat zu finden. Wir wollten die Internationalität leben und nicht nur darüber reden. Die Cabana war für uns auch eine Sehnsucht nach der großen weiten Welt, die wir hier ein Stück weit befriedigen konnten. Wir aßen gemeinsam, tanzten, feierten und diskutierten. Wir beschäftigten uns mit vielen Themen, auch mit der schwierigen Situation der Vertragsarbeiter, die oft keine Ausbildung erhielten, obwohl es ihnen versprochen wurde. Auch über den Rassismus in der DDR sprachen wir.

Zur Gemeinde kamen bald viele mosambikanische Vertragsarbeiter. Sie fanden hier ein Zuhause. Es gab Bibelrüstzeiten, zu einem Singe-Wettstreit der mosambikanischen Gemeinden kamen einmal fünfhundert Mosambikaner. Wir holten Afrika „symbolisch" an den Alexanderplatz. Es war ein wunderbarer Moment gelebter Internationalität. Hier konnten wir uns zusammengehörig fühlen in der *Einen-Welt*.

Die „Ausländer" sprengten einmal in der Woche die Mauer für uns

Die Ausländer, die zu uns kamen, waren in der Regel Vertragsarbeiter aus Vietnam, Mosambik, Kuba oder Nikaragua. Im übertragenen Sinn sprengten sie für uns einmal die Woche die Mauer – lange bevor sie wirklich fiel. Natürlich hatte uns auch die Staatssicherheit auf dem Schirm. Die Stasi führte Gespräche mit den Pastoren und Besuchern des Cafés. Doch wir hatten eigentlich keine Angst vor ihnen. Ob es den Mosambikanern auch so ging, weiß ich nicht.

Mich steckten die Mosambikaner mit ihrer Vitalität und Lebendigkeit an. Gemeinsam mit anderen lernte ich Portugiesisch. Geblieben sind mir aus dieser Zeit viele wunderbare Freundschaften.

Die meisten Vertragsarbeiter mussten nach 1990 das Land verlassen und gehören bis heute zu den Verlierern der Deutschen Einheit. Sie wurden vergessen. Zuhause bekommen sie bis heute ihre Renten nicht ausgezahlt. Dafür, dass dies endlich geschieht, haben wir uns immer wieder politisch engagiert, bis heute. Im vergangenen Jahr veranstalteten wir zum vierzigsten Jahrestag der Verträge zwischen der DDR und Mosambik eine große Tagung in Magdeburg. Dazu luden wir einige ehemalige Vertragsarbeiter ein, und sie erzählten dort ihre Geschichten. Besonders beeindruckend war der Bericht einer Frau, die an der „Schule der Freundschaft" in Staßfurt unterrichtet wurde. Als Kind wurde sie in die DDR geflogen, ohne zu wissen, was die DDR überhaupt ist. Über acht Jahre war sie von ihrer Familie ge-

trennt, konnte sie nicht besuchen, nicht telefonieren. Als sie endlich nach Hause fliegen durfte, wurde sie direkt vom Flughafen aus zur Armee gebracht und musste dort zwei Jahre dienen, ohne ihre Eltern auch nur gesehen zu haben. Noch immer leidet sie unter dieser Vergangenheit. Viele andere leiden wie sie. Ihre Geschichten sind kaum bekannt. Weder der mosambikanische noch der deutsche Staat fühlen sich für sie zuständig.

Bedrückend deutlich wurde auf der Tagung, wie sehr die beiden Staaten an den Bedürfnissen der einzelnen Menschen vorbei agieren und das Schicksal des Einzelnen kein Gehör findet im Konzert der Mächtigen.

Vom Kriegsgebiet in El Salvador zurück aufs Land bei Magdeburg

Nach der Deutschen Einheit erfüllte ich mir endlich meinen Traum und ging nach El Salvador, um dort als Krankenschwester bei der Befreiungsbewegung zu arbeiten. Ich blieb bis zum Kriegsende 1992 und hatte das Glück, in dieser Zeit mit dem brasilianischen Pädagogen Paulo Freire zusammenzuarbeiten, dessen „Pädagogik der Unterdrückten" für mich zum Leitbild und zur Orientierung für meine spätere Arbeit wurde.

In El Salvador holten wir Verwundete von der Front und flickten sie notdürftig zusammen. Nun zahlte sich aus, was ich auf der Solidaritätsstation des Krankenhauses gelernt hatte. Während des Waffenstillstands und danach bildeten wir Gesundheitshelfer aus, um die Basis für ein neues Gesundheitssystem zu errichten. Inmitten von Blauhelmen und dem Militär versuchten wir, die Gesellschaft wiederaufzubauen. Das war genauso spannend, wie die Umbrüche in der DDR.

Nach der Rückkehr aus Südamerika wurde mit klar: Zuhause ist der Ort, an dem man sich geborgen fühlt, da, wo Menschen für einen da sind und einen verstehen. So war die „Cabana" ein Stück zu Hause gewesen, genauso wie El Salvador und heute das kleine Dorf bei Magdeburg, in dem ich lebe. Dort, wo man sich lebendig fühlt, da ist das Zuhause.

Von der Mathematik in die Altenpflege: ein herausfordernder Beruf

***Tobias Ittner**, geboren 1993 in Lichtenstein in Sachsen, studierte zwei Jahre Wirtschaftsmathematik. Er brach das Studium ab, um mit Menschen zu arbeiten. Nachdem er im Bundesfreiwilligendienst als Hausmeister in einem Altenheim gearbeitet hatte, absolvierte er eine Ausbildung zum Sozialassistenten und ein Dual-Studium in der Pflege. Er arbeitet als Wohnbereichsleiter in einem Seniorenzentrum und lebt in Jena.*

Nach dem Abitur wusste ich nicht, was ich machen soll. Da ich in Mathe gute Noten hatte, begann ich ein Wirtschaftsmathematik-Studium. Ich merkte schnell, dass das nicht meinen Interessen entsprach und ich lieber etwas mit Menschen machen wollte. Über den Bundesfreiwilligendienst bekam ich einen Platz als Hausmeister in einem Altenheim nördlich von Berlin und machte dort meine ersten Erfahrungen mit der Pflege.

Eine weitere Möglichkeit, die mir offenstand, war die Arbeit mit Kindern. In der Schulzeit hatte ich bereits ein Praktikum in einem Kindergarten absolviert und dort viel Spaß gehabt. Um Erzieher zu werden, muss man in Sachsen jedoch zuerst eine einjährige Ausbildung zum Sozialassistenten absolvieren. Für die Praktika im Rahmen der Ausbildung wählte ich natürlich einen Kindergarten und als zweites ein Altenheim. Nach meinem ersten Tag im Kindergarten wusste ich jedoch, dass ich beruflich nicht mehr mit Kindern arbeiten wollte. Zwar hatte ich einige Kinder bald ins Herz geschlossen, insgesamt wirkte die Truppe allerdings nicht gut genug erzogen. Ich konnte mir nicht vorstellen, in diesem Bereich Fuß zu fassen.

Ganz anders erging es mir im Altenheim, in dem ich zwei Monate später mein Praktikum absolvierte. Ich erlebte diese besondere Dankbarkeit, die der Pflege älterer Menschen eigen ist. Die Prüfung zum Sozialassistenten machte ich dann im Altenheim. „Ich sehe Sie später in diesem Bereich arbeiten", sagte meine Prüferin. Doch soweit war es noch nicht.

Umweg über die Intensivstation

Zunächst entschied ich mich, in Jena den Bachelor „Pflege dual" an der Ernst-Abbe-Hochschule zu absolvieren. In den ersten drei Jahren durchläuft man dabei alle Teile der Ausbildung zum Gesundheits- und Krankenpfleger, wobei die Theorie in der Hochschule vermittelt wird, und legt die staatliche Prüfung ab. Als ausgebildeter Pfleger studiert man dann ein weiteres Jahr, welches mit der Bachelor-Arbeit endet.

Für den praktischen Teil des Studiums war ich am Universitätsklinikum angestellt. Hier merkte ich schnell, wie schwierig die Personalsituation war: Zu wenig Personal kümmerte sich um zu viele Patienten.

Im Anschluss an meine Prüfung zum Gesundheits- und Krankenpfleger erhielt ich eine Anstellung auf der Mund-Kiefer-Gesichts-Chirurgie. Das war überhaupt nicht mein Gebiet, daher stellte ich sofort einen Antrag auf Stationswechsel und erhielt, auf eigenen Wunsch, eine Stelle auf der Intensivstation.

Als mein Sohn im April 2019 geboren wurde und ich meine Bachelor-Arbeit zum Thema „Pflegende Angehörige" schrieb, sagte ich der Stationsleitung, dass ich Elternzeit nehmen möchte. Dafür hatten sie kein Verständnis. Im Gegenteil, man machte mir Vorwürfe, ich würde die Kollegen im Stich lassen. In dem Moment wusste ich, dass ich nicht im Krankenhaus bleiben werde und mich in eine andere Richtung orientieren muss.

In der Altenpflege bin ich richtig

Ich bewarb mich auf eine Stelle als stellvertretender Wohnbereichsleiter in einem Altenheim. Beim Vorstellungsgespräch musste ich keine Qualifikationen vorweisen, es schien mir, als würden sie jeden nehmen, der zwei Hände zum Arbeiten hatte. Das war mir suspekt. Schließlich bekam ich in einem anderen Altenheim eine Stelle als stellvertretender Wohnbereichsleiter mit der Perspektive, in ein paar Monaten die Leitung zu übernehmen. Bis dahin wurde ich in mein Aufgabenfeld eingearbeitet.

In der Altenpflege sind wir mit einer Reihe von Problemen konfrontiert: Jeder hat schon von Personalmangel, Zeitmangel oder Stress gehört. Allerdings machte ich die Erfahrung, dass der Wechsel vom Klinikum ins Altenheim für mich eine Entlastung bedeutete. Anders als im Krankenhaus, wo die zu betreuenden Patienten regelmäßig wechseln, hat man in der Altenpflege die Möglichkeit, die Menschen kennenzulernen und mit ihnen über einen längeren Zeitraum zusammenzuarbeiten. Das liegt mir mehr, als der häufige Patientenwechsel im Krankenhaus. Diese Routine mag langweilig scheinen, für mich ist es genau das Richtige.

Schwierige Arbeitsbedingungen

Trotzdem ist der Pflegeberuf herausfordernd, insbesondere dann, wenn man den Frühdienst, der für fünf Pflegekräfte geplant ist, mit nur drei Kollegen erledigen muss. Und je mehr Arbeit der Einzelne hat, desto schwerer ist es, dem Anspruch gerecht zu werden, eine qualitativ hochwertige Pflege, bei der die Individualität der Bewohner berücksichtigt wird, zu leisten. Ein Beispiel: Wenn mehrere Bewohner gern länger schlafen möchten und ich gleichzeitig zu einer bestimmten Zeit mit meinen Aufgaben fertig sein

muss, führt das zu Konflikten. Ich muss einen Kompromiss finden, der für die Bewohner noch angenehm ist. Sehr individuell gestaltete Dienstpläne könnten abhelfen. Der normale Dienstplan wird leider nie allen gerecht. Das führt schnell zu Unzufriedenheit.

Dennoch: Wenn wir die Arbeit gut strukturieren, flexibel sind und das gesamte Team einbeziehen, können wir viel erreichen. Dafür muss jeder mitziehen und mitdenken. Mit der Herangehensweise: Ich bin für Zimmer 1 bis 12 verantwortlich, der Rest interessiert mich nicht, funktioniert es nicht.

Herausforderungen in leitender Position

Als junger Mann arbeite ich in einer leitenden Position in erster Linie mit Frauen, die teilweise viel Pflegeerfahrung besitzen und ganz anders ausgebildet wurden als ich. Das ist für mich eine große Herausforderung. Ich versuche, mich konstruktiv in das Team einzubringen, um die Arbeitsqualität zu fördern und Respekt von den Mitarbeitern zu erhalten. Die zweite Herausforderung sind die Kollegen in meinem Alter. Einerseits gehe ich mit ihnen nach Feierabend mal ein Bierchen trinken, andererseits bin ich ihr Vorgesetzter.

Auch die Integration von Quereinsteigern ist eine Herausforderung. In unserem Seniorenzentrum haben wir deshalb einen Kollegen als Praxisanleiter abgestellt. Er arbeitet die Quereinsteiger ein und kümmert sich um ihre Qualifizierung. Hier geht es nicht nur um die fachspezifischen Inhalte und das Erlernen der Fachbegriffe. Es kommt auch darauf an, sich mit den alten Menschen zu beschäftigen, insbesondere bei Demenzerkrankten ist der richtige Umgang sehr wichtig. Die Demenz äußert sich je nach Schweregrad und Mensch sehr unterschiedlich. So können zehn Menschen mit Demenz in zehn ganz verschiedenen eigenen Welten leben. Für manche werden Erinnerungen an traumatische Erlebnisse, beispielsweise aus Kriegszeiten, plötzlich sehr präsent. Dann ist ein guter Umgang wegweisend für eine gute Versorgung und Betreuung. Diese Welt mit dem Betroffenen zu erkunden, sich hineinzufinden, sich zu erinnern an die individuelle Wahrnehmung des Einzelnen, ist eine psychisch herausfordernde Arbeit und muss gelernt werden. Vor dieser Aufgabe stehen meine Kollegen, die in unserem speziell ausgerichteten Demenz-Bereich arbeiten: Morgen für Morgen sich an 38 verschiedene Welten erinnern, diese mit den Betroffenen betreten und zu Schichtende selbst wieder zu verlassen.

Altenpflege ist Teamarbeit

Im Altenheim treffen Menschen mit ganz unterschiedlichen Erfahrungen und Biografien aufeinander. Wir müssen anerkennen, dass unsere Bewohner viel in ihrem Leben erlebt und erreicht haben. Jeder von ihnen hat eine persönliche Geschichte, das vergisst man manchmal. Bei uns sollen sie nun alle beisammensitzen und miteinander „Mensch ärgere dich nicht" spielen. Aber ich kann doch einen Dozenten

der Sportmedizin, der sechzig Jahre an der Universität gelehrt hat, nicht auffordern, mir drei Blumen mit dem Buchstaben A zu nennen. Es ist nicht immer einfach, allen gerecht zu werden.

So geht es insbesondere bei der Arbeit der Alltagsbegleiter, wie sie bei uns heißen, nicht nur um die Bespaßung älterer Menschen. Es gibt viele Bewohner, die sich nach Gesellschaft sehnen und unter Leute kommen möchten, die auch mal etwas anderes unternehmen wollen. Oft gibt es eine Diskrepanz zwischen Pflegefachkraft und Betreuungskraft. Optimal wäre es, wenn die Pflegefachkraft auch den Bereich der Betreuung abdecken könnte. Sie kennt den Menschen oft viel besser. Aber das ist aus Zeitgründen nicht machbar. Umso wichtiger ist es, dass die unterschiedlichen Berufsgruppen in den Heimen zusammenwachsen und gut zusammenarbeiten. Ein funktionierendes, interdisziplinäres Zusammenarbeiten, mit Respekt, Verständnis und Würdigung der Arbeit des Einzelnen fördert sowohl das Wohlbefinden des gesamten Teams als auch die Qualität der Versorgung unserer Bewohner.

Wenn wir *miteinander* viel von unseren Klienten wissen, dann können wir *miteinander* für unsere Bewohner das bestmögliche für ihren Lebensabend leisten, ihnen die verdiente Individualität und Versorgung bieten und damit etwas von dem zurückgeben, was sie in ihrem Leben geleistet haben. Ich denke, das wünscht sich jeder einzelne von uns sowohl für seine eigenen Angehörigen, als auch letztlich für sich selbst.

Der Kampf um Anerkennung: Eine Fachphysiotherapeutin erzählt

***Brigitte Böttcher**, 1943 geboren, wuchs in einem Dorf zwischen Chemnitz und Stollberg/Erzgebirge auf. Nach dem Abitur 1961 absolvierte sie eine Ausbildung zur Kosmetikerin in Dresden. Ab 1966 studierte sie in Zwickau Pädagogik für Deutsch und Musik und absolvierte danach die Fachschulausbildung Physiotherapie mit staatlicher Anerkennung. 1973 schloss sie die Weiterbildung zur Fachphysiotherapeutin für funktionelle Störungen und psychische Erkrankungen ab und arbeitete seither in verschiedenen Krankenhäusern. Brigitte Böttcher lebt in Bannewitz, sie übernimmt Lehrtätigkeiten und hält Vorträge.*

Meine Kindheit und Jugendzeit waren geprägt von Freiraum – ich verbrachte viel Zeit in Wald und Garten –, aber auch von den Mühen und Nöten der Nachkriegszeit. In der Grundschule und Oberschule ging ich meinen Hobbys nach: dem gemeinsamen Singen im Chor und dem Turnen als staatlich geförderter Freizeit.

Suche nach dem richtigen Berufsweg

Nach dem Abitur 1961 erhielt ich einen Studienplatz für Medizin an der Leipziger Universität, das einjährige Vorpraktikum hatte ich bereits bei einem praktischen Arzt absolviert. Doch mir war bange, das Studium mit den Fächern Mathe und Physik zu packen. So gab ich den Studienplatz zurück und erlernte den Beruf der medizinisch geprüften Kosmetikerin an der Charlotte-Meentzen-Kosmetik-Schule in Dresden. Nach meinem Abschluss gab es für das relativ neue Berufsbild kaum Arbeitsstellen. So verdingte ich mich für ein Jahr als Zahnarzthelferin.

Als Kosmetikerin bewarb ich mich 1963 auf der Insel Usedom. In einem modernen, kleinen Salon in Zinnowitz arbeitete ich gemeinsam mit einer Friseurin und erlebte dort bis 1965 eine sehr freudebringende Tätigkeit. Dann ein erster Bruch: Als meine Mutter starb, ging ich aus familiären Gründen zurück ins Erzgebirge.

1966 bewarb ich mich für das Lehrerstudium für Deutsch und Musik am Pädagogischen Institut Zwickau. Ich wurde aufgenommen ohne FDJ. In der Pionier- und FDJ-Organisation war ich nie gewesen – und wollte auch nicht für das Lehrerstudium eintreten! Parteizugehörigkeiten waren unserer Familie fremd. Nachteile oder Ausgrenzungen sind mir dadurch allerdings nicht in Erinnerung. Sowohl in der Schulzeit als auch auf meinem späteren Lebensweg begegnete ich immer wieder Lehrern, Ärzten und anderen Fachkräften, die meinen Weg fachlich wohlwollend begleiteten. Ich hatte einfach Glück!

Dann kam der zweite Bruch: Ich musste das Lehrerstudium beenden. Eine Operation nach schwerer Mandelentzündung führte zu heftigen Problemen mit den Stimmbändern.

Doch es ergab sich ein neuer Berufsweg: die Physiotherapie. Das Berufsbild der Krankengymnastin war als „bürgerlicher (West-)Beruf" in der DDR ein wenig verpönt. Ab 1964 bekam die Ausbildung durch die neue Bezeichnung „Physiotherapie" jedoch eine gesellschaftlich anerkannte Stellung. An der medizinischen Berufsfachschule Zwickau beendete ich 1970 die Physiotherapieausbildung mit dem staatlichen Abschluss. Nun hatte ich zwei schöne „Körperberufe".

Neustart in der Physiotherapie

Das Zentralinstitut für die Fort- und Weiterbildung mittlerer medizinischer Fachkräfte der DDR in Potsdam war dem Ministerium für Gesundheit direkt unterstellt. So hatten die Gesundheits- und Pflegeberufe den direkten Bezug zu den Ärzten. Die Leiterin des Fachbereichs Physiotherapie, die diplomierte Physiotherapeutin Brigitte Zeibig, initiierte für unterschiedliche Teilbereiche der Physiotherapie staatlich anerkannte Fachqualifikationen. Man versuchte, der Facharztstruktur auf der mittleren Ebene zu entsprechen. Es gab den Fachphysiotherapeut für cerebrale Störungen, für chirurgische Verletzungen, für Sportmedizin und den Fachphysiotherapeut zur Prophylaxe und Physiotherapie bei funktionellen Störungen und psychischen Erkrankungen. Die Physiotherapeutin Anita Kiesel (später Dr. Anita Wilda-Kiesel) entwickelte dafür drei praktische Methoden: „Konzentrative Entspannung (KoE)", „Kommunikative Bewegungstherapie (KB)" und „Schwunggymnastik".

In Westdeutschland gab es diese staatlich anerkannte Fachphysiotherapeutenausbildung nicht. Ich wurde zu dieser Qualifizierung von der Poliklinik der Uniklinik Dresden delegiert und schloss die Ausbildung 1973 ab. Unsere Arbeit im stationären Bereich wurde nach dem Abschluss immerhin mit zwanzig Ostmark monatlich aufgewertet.

Während der Fachphysiotherapeutenweiterbildung lernte ich meinen Mann kennen, der als Psychologe an der Leipziger Universität die wissenschaftlichen Grundlagen zur Fachphysiotherapeutenausbildung mitgestaltet hatte. Ich gelangte von der ergebnisorientierten, rehabilitativen Physiotherapie zu einer ganzheitlichen, prozessorientierten Sicht.

Zurück in Dresden arbeitete ich zunächst in der Poliklinik der Universitätsklinik, später in der Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychosomatik. Besonders beeindruckte mich die Leiterin der Physiotherapie der Poliklinik Katharina Knauth, die in steter Verbindung zu Professor Edel als Lehrstuhlinhaber Bereich Physiotherapie stand. Knauths ganzheitliche Themen, von der Atemtherapie, der Bindegewebsmassage bis hin zur Ausdrucksgymnastik, prägten mich.

Physiotherapeuten der gesamten DDR waren als Arbeitsgemeinschaften (AGs) in die Fachgesellschaften der Ärzte eingeordnet, in der ärztlichen Gesellschaft für Physiotherapie, Orthopädie und der Gesellschaft für Ärztliche Psychotherapie, in letzterer waren beispielsweise Anita Wilda-Kiesel und ich als Vertreter für Entspannung und Bewegung als außerordentliche Vorstandsmitglieder kooptiert. Ihr Vorsitzender, Professor Michael Geyer, war – und ist es auch heute noch – über die Wende hinweg als „Brückenbauer" aktiv. Er gab 2011 das Buch „Psychotherapie in Ostdeutschland: Geschichte und Geschichten 1945 – 1995" heraus und nahm dort auch die Physiotherapiegeschichte durch uns als Autoren auf. Auf Kongressen waren wir als Vortragende sehr erwünscht, was unseren Stellenwert im Gesundheitswesen dokumentierte.

Als Glück besonderer Art erlebten einige von uns Dresdner Physiotherapeuten im Umbruch der Wende hochengagierte und bekannte Fachleute der psychosozialen Medizin aus dem Westen in einer spannenden Vortragsreihe in Dresden. Für diese wunderbare fachliche „Zusammenschau" bin ich auch heute noch sehr dankbar.

Nach der Wende entwickelte ich die Konzentrative Entspannung weiter, gab Kurse in den Landesverbänden des Ostens und unterrichtete als Dozentin am Dresdner Institut für psychodynamische Psychotherapie auch Psychologen und Ärzte in diesem übenden Entspannungsverfahren. Besonders förderte mich bei all meinen Veröffentlichungen gleich nach der Wende die Physiotherapeutin Antje Hüter-Becker, damals Chefredakteurin der Zeitschrift Krankengymnastik vom Richard-Pflaum-Verlag München. Ihre eigene ganzheitliche Sichtweise und ihr unerschöpfliches Engagement spiegelten sich in vielen ganzheitlichen Themen der Physiotherapie wieder. Ihr verdanke ich viele „Brücken" zwischen der West- und Ost-Physiotherapie.

Neben meiner beruflichen Tätigkeit engagiere ich mich mit den beiden Physiotherapeutinnen Carina Fischer aus Berggießhübel und Heike Leonhardt aus Heidenau im Vorstand des 2005 gegründeten Vereins Physiotherapeuteninitiative zur Gesundheitsförderung in öffentlichen Einrichtungen mit Gemeinschaftscharakter e.V. Wir erkundeten die sächsische Berufsgeschichte, förderten aber auch Themen wie „Gesundheit und Schule". Für das Schulprojekt „Gesundes Pausenbrot" kooperierten wir von 2005 bis 2011 mit dem Gesundheitsamt Dresden.

Die ganzheitliche Methode in der Physiotherapie verankern

In meiner Berufslaufbahn lag mir der Fachphysiotherapeut für funktionelle Störungen und psychische Erkrankungen als innovativer Ansatz am Herzen. Im Einigungsvertrag wurde er durch Bestandsschutz aufgegriffen, was jedoch praktisch nie relevant wurde.

Unsere erste Vorsitzende des Landesverbandes Sachsen der Physiotherapeuten im ZVK, Louise Schumann, unterstützte die AG Konzentrative Entspannung in Sachsen. 2007 konnten wir mit der Heimerer-

Akademie – einem Ausbildungsinstitut aus Baden-Württemberg mit vielen Zweigstellen in Sachsen – das sächsische Gesetz zur Weiterbildung mittlerer medizinischer Berufe mit dem neuen Fachphysiotherapeuten für psychosoziale Medizin mit elf Fachphysiotherapeutenabschlüssen umsetzen (Sächs. Gesetz- und Verordnungsblatt 8/2007 und Anpassung 7/2013). Das war zunächst bemerkenswert nur sächsisch. Bedauerlich, weil es dafür in den Bundesgesetzen noch immer keine Grundlage gibt! Und damit fehlt die Möglichkeit zur ärztlichen Verordnung.

Die Physiotherapie arbeitet laut Heilmittelkatalog für die Ambulanz vorwiegend auf Ergebnisse hin: Durchblutungsförderung, Beweglichkeit, Kräftigung, Ausdauer, Koordination und Gleichgewicht. Ein einfaches Beispiel: Schon mit zehn Kniebeugen lässt sich Kraft entwickeln! Ganzheitlichkeit berücksichtigt für psychosomatisch mitbedingte Körper-und Spannungsstörungen – wie Ängste, Zwänge, chronischen Schmerz –Faktoren des subjektiven Erlebens und Verhaltens. Dafür sollten Physiotherapeuten klientzentrierte Vorgehensweisen professionell erlernen. Im stationären Team des ärztlich koordinierenden Konzepts funktioniert das als körperbezogene Therapie.

Mir liegt daran, die fachlichen Vorteile von Zusammenarbeit auch für den ambulanten Bereich stärker bewusst und umsetzbar zu machen. Mit der Konzentrativen Entspannung könnte nun jede Krankenkasse individuelle Prävention im Handlungsfeld „Stressmanagement" auch auf ärztliche Empfehlung hin unterstützen.

Ökonomisierung und Kooperation

Bedeutsam nach 1990 scheint mir, dass im zentralisierten DDR-Gesundheitssystem die Wirtschaftlichkeit keine vordergründige Rolle spielte. Dadurch gab es zwischen den Heil- und Medizinberufen kaum Rivalitäten. Im Gegensatz dazu gibt es heute durch die Ökonomisierung des Gesundheitswesens mehr Druck. Im Grunde müsste der Gesundheitsbereich nach fachlicher Modernität und wissenschaftskonform neu „zusammengedacht" werden, was meines Erachtens nach nicht kostenaufwendiger sein müsste!

Für die Physiotherapie lassen sich Gemeinsamkeiten herstellen zwischen Ärzten, Physiotherapeuten, Fachberufen und Psychologen. Letztere haben mit dem Psychotherapeutengesetz auch die Approbation – leider ohne echte Kommunikationsmöglichkeit zur Physiotherapie. Es braucht ein neues Verständnis zur gemeinsam vernetzten Zusammenarbeit.

KAPITEL 3

Die soziale Marktwirtschaft brachte uns kein Glück

Im Sog von Arbeitslosigkeit und Hartz IV

***Ingo Kaufmann**, aus Meerane, geboren 1969, machte eine Ausbildung zum Maschinen- und Anlagenmonteur. Im Zuge der Wende verlor er seinen Job, arbeitete dann neun Jahre als Kommissionierer bei einem Discounter, bis ihn eine Krankheit stoppte. Nach einer Umschulung zum Mediengestalter absolvierte er Praktika, eine Modulare Anpassungsqualifizierung, Ein-Euro-Jobs, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, war im Ehrenamt und im Bundesfreiwilligendienst tätig. Einen Arbeitsplatz auf dem ersten Arbeitsmarkt fand er bisher nicht.*

Ich wuchs in Meerane auf, einer Kleinstadt in Sachsen. Nach der Polytechnischen Oberschule lernte ich Maschinen- und Anlagenmonteur und arbeitete ab 1988 in einem kleinen Betrieb, der Gasheizkessel für Eigenheimbesitzer herstellte. Kurz nach der Wende wurden ich und einige Kollegen entlassen, der Betrieb dann endgültig 1992 geschlossen. Es erging mir wie vielen anderen: Wir landeten beim Arbeitsamt, wo man keine adäquaten Arbeitsplätze für uns hatte. Ich „erbettelte" mir eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme und schrieb nebenbei freiwillig meine Bewerbungen.

Kapitalismus in der Praxis

Bei einem Lebensmitteldiscounter bekam ich 1992 eine unbefristete Arbeitsstelle als Kommissionierer. Ich ahnte nicht, was für ein Knochenjob sich hinter der Bezeichnung verbarg. Nun erlebte ich den Kapitalismus am eigenen Leib. Meine Kollegen und ich mussten oft an verschiedenen Tagen in der Woche ein bis zwei Stunden länger arbeiten und wiederholt auch samstags, damit die „notleidende" Bevölkerung mit Lebensmitteln versorgt werden konnte. Wir arbeiteten im Lager, stellten die Waren zusammen, stapelten verschiedenste Artikel auf Europaletten und verpackten sie am Ende von Hand versandfertig in Folie. Einmal fingen wir morgens um zehn Uhr an und waren erst mitten in der Nacht, um halb zwei am nächsten Tag, mit der Arbeit fertig. Ein andermal stellte sich uns der Lagerleiter in den Weg, um uns am Verlassen der Halle zu hindern: „Ihr müsst selbst wissen, was ihr tut, aber draußen warten schon Hunderte auf euren Arbeitsplatz", drohte er uns. So etwas hatte ich in der DDR nie erlebt. Wir verließen trotzdem die Halle, aber es hatte keine Folgen.

Sieben Jahre arbeitete ich in dieser Firma ohne einen einzigen Fehltag. Dann ging ich 1999 nach elf Jahren das erste Mal wieder zum Arzt. Ich hatte Kniebeschwerden und wurde krankgeschrieben. Kurze Zeit später bestellte man mich in die Firma ein und fragte allen Ernstes, wie lange das so weitergehen würde mit der Krankschreibung. Nicht einmal ich ahnte, dass es annähernd zwei Jahre dauern würde. Die Beschwerden traten immer häufiger auf. Kurzen Arbeitsphasen folgten längere Krankschreibungen.

Letztlich folgten zwei Knieoperationen – und ich lernte eine weitere Facette der „Sozialen" Marktwirtschaft kennen: Wenn man nicht mehr zu hundert Prozent für den Kapitalismus verwertbar ist, kommt man zum Abfall. Ich wurde an die Müllpresse versetzt. 2001 erhielt ich die Kündigung und war wieder arbeitslos.

Man bot mir eine Umschulung an. Von 2002 bis 2004 lernte ich Mediengestalter. Anschließend schrieb ich rund hundert Bewerbungen. Meiner Erinnerung nach erhielt ich nur drei Einladungen zu einem Vorstellungsgespräch.

Mit Mitte dreißig zu alt für den Arbeitsmarkt

Einen Job fand ich in meinem neuen Beruf nicht: Anscheinend war ich mit 35 Jahren zu alt. Manche Firmen suchten offenbar jemanden, der zwanzig Jahre alt war und zugleich zwanzig Jahre Berufserfahrung vorweisen konnte. Wieder andere störte, dass ich Umschüler war oder nicht alle am Markt verfügbare Softwarte beherrschte, und fast immer war mehrjährige Berufserfahrung eine Voraussetzung für die Einstellung!

Von der Arbeitslosigkeit rutschte ich ab in das Unrechtsystem Hartz IV, was es nicht einfacher machte, eine Arbeit zu finden. In meiner Verzweiflung meldete ich mich beim Jobcenter und bat um einen dieser innovativen Ein-Euro-Jobs. Sie sollten das Sprungbrett in den ersten Arbeitsmarkt sein. Vielleicht war das eine Chance? Es folgten ab 2005 Ein-Euro-Jobs, eine modulare Anpassungsqualifizierung und eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Fast alle diese Maßnahmen fanden beim selben Arbeitgeber statt. Sie waren immer befristet.

Am Anfang war ich noch voller Hoffnung, dass aus den Maßnahmen ein fester Arbeitsplatz entstehen könnte. Irgendwann erkannte ich, dass dies wahrscheinlich gar nicht geplant war und ich nur ausgenutzt wurde. Hinzu kam: Ich zahlte wenig bis gar nichts in die Rentenkasse ein, was für mich Altersarmut bedeutet. Auch arbeitete ich nicht in meinem umgeschulten Beruf und konnte dort keine Berufserfahrung sammeln. Das führte dazu, dass meine Umschulung irgendwann hinfällig war.

Dann kam der Arbeitgeber, bei dem ich bereits die Ein-Euro-Jobs, die Arbeitsbeschaffungsmaßnahme und das Ehrenamt ausgeübt hatte, erneut auf mich zu, um mir eine Kommunalkombi anzubieten. So war ich von 2009 bis 2011 in der Kommunalkombi drei Jahre als „Kulturmanager" befristet angestellt. Natürlich nahm ich die Stelle an, denn ich hatte nichts anderes und hoffte, es würde endlich zu einer Festanstellung kommen. Erfolglos.

In den drei Jahren arbeitete ich als Fotograf, Parkplatz-Einweiser, Ordner, Reinigungskraft, Haustechniker, Maler, Möbelträger und erledigte gelegentlich den Winterdienst. Viele Tätigkeiten die mit einem „Kulturmanager" nichts zu tun haben und die ich auch versicherungstechnisch nicht hätte machen

dürfen! Ich absolvierte auch den Museumsdienst, bereitete Ausstellungen mit vor und erstellte die dazugehörigen Plakate und Flyer, ich betrieb Recherche und digitalisierte alte Dokumente, Fotos und Zeitschriften. Wahrscheinlich bekam ich die Kommunalkombi, weil mein Arbeitgeber mit mir als Billigarbeitskraft immer zufrieden gewesen war. Die Kommunalkombi endete 2011.

Als Hartz-IV-Empfänger abgestempelt

Ich litt zunehmend unter der Hetze gegen Hartz IV-Empfänger. Die Medien zitierten verschiedene Politiker, die von „Römischer Dekadenz" und einer „sozialen Hängematte" sprachen. Mindestens ein Politiker bezeichnete sie sogar als „Sozialschmarotzer". Nicht wenige Menschen sahen uns nach diesen Äußerungen auch so.

Die Rot-Grüne-Regierung hatte die Hartz-IV-Gesetze auf den Weg gebracht – für mich unverzeihlich. Die nachfolgenden Regierungen machten es nicht besser. Hartz IV greift unverhältnismäßig in die Grundrechte von Millionen Menschen ein, die sich nichts zu Schulden haben kommen lassen, außer dass sie arbeitslos sind. Wir werden teilweise schlechter behandelt als Verbrecher. Jemand der im Gefängnis sitzt, und dort gegen die Regeln verstößt, wird nicht im Dunkeln sitzen müssen, nicht frieren müssen und groteskerweise auch nicht aus dem Gefängnis geschmissen. Er behält seine Gesundheitsversorgung. Ein Hartz-IV-Empfänger, der einen Termin beim Jobcenter verpasst oder den sein Berater nicht für kooperativ genug hält, wird dagegen sanktioniert bis hin zum Entzug des Existenzminimums. Alles ohne Gerichtsurteil. Diese Menschen sitzen dann wirklich im Dunklen oder frieren, weil sie Strom und Heizung nicht mehr zahlen können. Manche können die Miete nicht mehr bezahlen, werden obdachlos und fallen aus der Krankenversicherung heraus. Die Politik hält an einem Sozialgesetz fest, das eines Sozialstaates nicht würdig ist. Viele Studien belegen mittlerweile, dass Menschen massiv unter Hartz IV leiden, manche gehen bis zum Selbstmord.

Hartz IV macht krank

Langsam wirkten sich die Jahre der Arbeitslosigkeit auf mein Privatleben aus: Ich verlor Freunde, hatte Probleme mit meinen Eltern, meine Frau litt unter meinen Gemütsschwankungen und meine Tochter schämte sich in der Schule für mich.

Ende 2011 stellte ein Arzt bei mir eine mittelgradige depressive Episode fest. Der Umgang des Jobcenters mit mir und die latente Unterstellung, dass man selbst schuld sei, wenn man keine Arbeit findet, machten mich psychisch krank. Ich ging nicht mehr ans Telefon, öffnete nicht, wenn es klingelte und ließ Briefe verschlossen liegen. Wenn ich zum Jobcenter musste, bekam ich vorher Durchfall, um nur einige Symptome zu nennen.

In den folgenden zwei Jahren war ich in psychologischer Betreuung und krankgeschrieben. Die Krankenkasse erpresste mich damit, mir kein Krankengeld mehr auszuzahlen, wenn ich mich nicht in eine Klinik begeben würde. Was blieb mir anderes übrig? Auch dort konnten mir sieben Psychologinnen und Psychologen sowie die Chefärztin nicht helfen. Die Chefärztin sagte mir in einem Gespräch: „Herr Kaufmann, Sie brauchen eine Arbeit und Sie haben ein Problem mit dem Jobcenter." Als wenn ich das nicht schon vorher gewusst hätte.

Nach dem Gespräch mit der Chefärztin wurde ich überraschenderweise bereits nach drei Wochen aus der Klinik entlassen. Nun war nicht mehr die Krankenkasse, sondern die Rentenversicherung für mich verantwortlich. Sie schickte mich in ein Berufsförderungswerk. Ich sprach mit einem Rentenberater und fragte ihn nach einer Umschulung, worauf er mir antwortete: „Herr Kaufmann, mit 45 Jahren sind Sie für so etwas schon zu alt." Was ich zu diesem Zeitpunkt nicht wusste: Es bekommen sehr wohl Menschen in meinem Alter und sogar noch ältere eine Umschulung! Es ist nirgendwo etwas von einer Altersbegrenzung zu lesen.

Trotz Arbeit keine sozialversicherungspflichtige Anstellung

Ich ließ mich zu sogenannten Praktika überreden, die mich in den ersten Arbeitsmarkt führen sollten. Dies gelang aus verschiedenen Gründen nicht. Beim letzten Praktikum – ich nahm dort die datenbankgestützte Erfassung von Presseartikeln vor sowie die Migration digitaler Videoaufzeichnungen – passte alles: Die Arbeit gefiel mir, ich kam sehr gut mit allen Kolleginnen und Kollegen aus, und man sagte mir, es gäbe Arbeit bis zur Rente für mich. In der geringen Hoffnung es könnte ein sozialversicherungspflichtiger Arbeitsplatz entstehen, entschloss ich mich daher im darauffolgenden Jahr zum Bundesfreiwilligendienst der Generationen am gleichen Arbeitsort. Leider entstand daraus kein sozialversicherungspflichtiger Arbeitsplatz. Also wieder kein Job für mich – trotz der Menge an Arbeit die es gab. Ich schrieb an die Rentenversicherung, machte sie auf den Bedarf aufmerksam und fragte nach einer Möglichkeit, hier einen Arbeitsplatz zu schaffen. Die Antwort teilte man mir sogar in einem persönlichen Gespräch mit. Sie war ernüchternd: „Herr Kaufmann, es tut mir ja leid, aber da dort kein sozialversicherungspflichtiger Arbeitsplatz entsteht, kann ich Sie leider auch nicht mit einem Lohnzuschuss unterstützen."

Im Folgenden erhielt ich einmal jährlich ein Schreiben der Rentenversicherung, die nachfragte, woran es liegen würde, dass ich immer noch keine Arbeit hätte. Meine Reha-Beraterin beim Jobcenter erklärte mir bereits im ersten Gespräch: „Herr Kaufmann, ich kann leider gar nichts für Sie tun und darf ihnen auch keine Umschulung, Weiterbildung oder Arbeitsangebote geben. Das ist die Aufgabe der Rentenversicherung". Ich musste sinnloserweise weiterhin regelmäßig beim Jobcenter erscheinen, ohne dass es mir etwas brachte oder in irgendeiner Weise zu einer Arbeit verhalf.

Wer ist für mich zuständig?

2018 teilte mir die Rentenversicherung plötzlich mit, dass sie nicht mehr für mich zuständig sein will und dass man mich und die bisherige Verantwortung zurück an das Jobcenter delegiere, da ihrer Meinung nach nur dort das Problem mit der Arbeit zu lösen wäre. Ich sollte in das System zurück, das mich krankgemacht hatte und das seit 2005 nicht in der Lage gewesen war, mir einen Arbeitsplatz anzubieten. Ich legte gegen diese hanebüchene Entscheidung Widerspruch ein.

Mit einem ersten Erfolg: Das Sozialgericht teilte der Rentenversicherung nach zwei Jahren mit, dass für mich gute Aussichten bestehen, das Verfahren zu gewinnen, es berief sich dabei auf BSG-Urteile von 1980 bis 2019. Laut Sozialgericht gibt es keinen Automatismus, der der Rentenversicherung erlaubt, sich einfach einer Verantwortung zu entziehen, die sie zuvor übernommen hat. Die Rentenversicherung bleibt solange zuständig, bis die Rehabilitation mit dauerhaftem Erfolg abgeschlossen ist. Im August bat die Rentenversicherung – ohne es zu einem Gerichtsurteil kommen zu lassen! – um meine Anerkenntnis, die Leistung zur Teilhabe am Arbeitsleben wieder übernehmen zu dürfen. Diese Anerkenntnis teilte mein Anwalt dem Sozialgericht im September mit.

Mein Fazit aus vielen Jahren im Hartz-IV-System: Der Sozialstaat und die soziale Markwirtschaft funktionieren nicht richtig.

Abschied vom Pionierpalast Dresden: ohne Dank und gute Wünsche

***Elisabeth Stauß**, geboren 1945, studierte von 1964 bis 1968 Biologie und Chemie. Sie unterrichtete fünf Jahre an einer Dresdener Schule bevor sie in die außerschulische Bildung wechselte und im Pionierpalast Dresden mit Kindern und Jugendlichen arbeitete. Sie lebt heute in Radeberg.*

1973 erhielt ich das Angebot, die Abteilung Naturwissenschaft im Pionierpalast Dresden, heute Schloss Albrechtsberg, zu übernehmen. Die Pionierhäuser und -paläste der DDR gehörten zu den Einrichtungen der Volksbildung. Ich wechselte also von der Schule, an der ich als Biologie- und Chemielehrerin arbeitete, in die außerschulische Bildung. Sie hatte einen hohen Stellenwert und war mit vielen Ressourcen ausgestattet. Im Gegensatz zum Schulunterricht hatte man hier viel größere Gestaltungsmöglichkeiten.

Ein Palast für die Kinder

Im Pionierpalast sollten die Kinder und Jugendlichen einerseits gefördert werden, anderseits bot er ihnen ein kostenloses, an ihren Interessen orientiertes Freizeitangebot. Es gab viele unterschiedliche Angebote für Kinder und Jugendliche von Technik über Sport und Kultur bis zur Pioniereisenbahn: die Jungen Kosmonauten, die Jungen Elektrotechniker, Chor und Tanzgruppen, Akrobatiker, Touristiker und Fußballmannschaften.

Jeder Bereich bot Arbeitsgemeinschaften (AGs) zu ganz unterschiedlichen Themen an. In unsere Abteilung für Naturwissenschaften betreuten wir unter anderem die Arbeitsgemeinschaften Junge Terrarianer, Junge Aquarianer, Junge Gärtner, Naturforscher, Forsthelfer, Jagdhelfer. Wir entwickelten auch Veranstaltungen für Schulklassen und Horte sowie für Feriengruppen, um sie mit Natur und Umweltschutz vertraut zu machen und ihnen die Liebe zur Natur zu vermitteln. Wir gestalteten gesellschaftliche Höhepunkte wie den 1. Mai oder den Kindertag. Dann bauten wir in unserem großen Garten Bastelstraßen auf, mit unterschiedlichen Angeboten für alle Altersgruppen. Dort konnten die Schüler eine Waldlandschaft aus Naturmaterialien basteln, florale Bilder gestalten oder Arbeitsblätter beispielsweise zu heimischen Baumarten ausfüllen.

Daneben planten und organisierten wir Veranstaltungen für die Sommerferien: darunter ein Waldfest oder Erkundungsspaziergänge durch die Natur. Bei allen unseren Projekten erhielten wir von unterschiedlichsten Betrieben, Institutionen und Organisationen Unterstützung, nicht zuletzt vom Zoo, dem Botanischen Garten und dem Tierkundemuseum, der Forstlichen Hochschule Tharandt und verschiedenen Forstwirtschaftsbetrieben.

All unsere Angebote waren für die Kinder und Jugendlichen kostenfrei, egal welcher Herkunft sie waren. Kein Kind wurde aufgrund fehlender finanzieller Mittel im Elternhaus ausgeschlossen. Zudem hatten wir das Glück, dass wir – anders als in der Schule – an keinen Lehrplan gebunden waren. Es gab lediglich Vorgaben. In unserem Bereich bestanden sie darin, den Kindern die Liebe zur Natur nahezubringen. Das war oft eine Herausforderung.

Wir konzipierten und führten jede Veranstaltung, jede Exkursion, jede Arbeitsgemeinschaftsstunde selbst durch. Dazu hatten wir im Pionierpalast einen Stab von fünfzig pädagogischen Mitarbeitern. Darüber hinaus unterstützen uns fünfzig technische Fachkräfte. So gehörten zu unserem Team eine Grafikerin, ein Tischler, Gärtner und Personal in der Verwaltung. Sie beschafften die Materialien für unsere Arbeit, übernahmen grafische Gestaltungen für Veranstaltungen, bauten Requisiten. Zudem suchten wir uns für die Arbeitsgemeinschaften Experten, die uns mit ihrem Fachwissen halfen. Das konnte beispielsweise ein Busfahrer sein, der sich seit Jahren mit Kakteen beschäftigte und Mitglied in der Fachgruppe des Kulturbunds der Kakteenfreunde war.

Es kam auf jeden einzelnen Pädagogen an, sich Inhalte und Ideen auszudenken und mit den anderen umzusetzen. Das machte uns viel Spaß, war aber auch anstrengend. Für jede Arbeitsgemeinschaft entwickelten wir ein Programm, oft mit den Kindern gemeinsam. Wir arbeiteten dabei eng mit Betrieben und Instituten zusammen. Nicht nur im Schlosspark, sondern auch an anderen Orten führten wir mit den Kindern kleine Forschungsprojekte durch. So hängten die Kinder Nistkästen auf und beobachteten gemeinsam mit einem Ornithologen die Vogelarten, wer wann brütete und wie Jungtiere aufgezogen wurden. Wir legten in unserem Park außerdem einen naturwissenschaftlichen Lehrpfad an. Dieser wurde sowohl für die AGs, als auch für Veranstaltungen und von den Besuchern des Parks genutzt.

Fördern, über die Schule hinaus

Der Pionierpalast arbeitete eng mit den Schulen zusammen. Das ging so weit, dass Lehrer oder das Jugendamt uns ansprachen und uns baten, einen Schüler aufzunehmen und zu versuchen, ihn über die außerunterrichtliche Arbeit wieder ans Lernen und an die Schule heranzuführen. Das gelang uns oft, weil wir einen anderen Ansatz hatten, als die Schule: Der Besuch einer AG war freiwillig, die Kinder gingen ihren Interessen nach und konnten sich die Inhalte selbst aussuchen.

Ein Beispiel: Ein Drittklässler war schon zweimal der Schule verwiesen worden. Die alleinerziehende Mutter kam mit dem Jungen nicht mehr klar. Bei uns im Palast beteiligte er sich zunächst an der AG Junge Naturforscher, später an der AG Jagdhelfer. Das machte ihm Spaß. Bald hatte er sich in diesem Bereich Wissen angeeignet, das er an seine Mitschüler weitergab. Das wiederum brachte ihm in der Schule Anerkennung. Der Junge entwickelte sich toll, wurde später bei uns Arbeitsgemeinschaftsleiter, absolvierte eine Lehre im Forst und wurde dort durch seine große Artenkenntnis ein wichtiger Mitarbeiter.

Überregional gab es jährlich das große Pionierlager „La Passionaria" an der Müritz. Dorthin durften AG-Mitglieder reisen, die sich besonders hervorgetan hatte und diese Auszeichnung verdienten.

Mit großer Leidenschaft erforschten die Kinder und Jugendlichen dort die Natur. Manchmal fuhren sie schon morgens früh um fünf Uhr ohne Frühstück mit den Rädern an die Müritz, saßen auf dem Hochstand und beobachteten Flora und Fauna. Sie schrieben auf, was sie an Damwild, Rotwild oder Kranichen sahen. Solche Begeisterung gab es in der Schule selten. Viele Jugendliche blühten in ihren Arbeitsgruppen so auf, dass sie später auch beruflich etwas in dieser Richtung machten. So gingen aus der AG Blumendekoration viele Blumenbinderinnen hervor. Fast jeder zweite aus der AG Pionierei-senbahn wählte einen Beruf bei der Reichsbahn. Ein Junge, der bereits seit der dritten Klasse bei den Jungen Naturforschern mitmachte, wurde Professor und arbeitet heute an der Universität in Tromsø in Norwegen als Meeresbiologe.

Unsere Liebe für den Beruf zählt nicht mehr

Als die Wende kam, erlebten wir Mitarbeiter im Pionierpalast einen harten Bruch. Fast alles, was wir mit viel Zeit, Intensität und großer Leidenschaft aufgebaut hatten, wurde abgewickelt. Unsere Ma-terialien, Bastelmöglichkeiten und Lernhilfen wurden in große Container, die unten im Hof standen, geworfen. Niemand fragte uns, niemand hatte Interesse an dem, was wir erarbeitet hatten. Fast alle Abteilungen wurden abgewickelt. Nur die Abteilung Kultur blieb als Jugendkunstschule erhalten, ihr Angebot ist heute aber nicht mehr kostenlos.

Ich gehörte zu den ersten, die entlassen wurden, nach 18 Jahren. Es gab weder Dank noch gute Wün-sche für die Zukunft. Im Gegenteil: Da es in den alten Bundesländern keine vergleichbaren Strukturen gab, musste ich gerichtlich darum kämpfen, dass meine Lehrerausbildung anerkannt und ich nicht als Sozialarbeiterin eingestuft wurde. Unsere Lebensleistung spielte keine Rolle – ebenso wenig unsere Begeisterung für den pädagogischen Beruf, unser Engagement und unsere Leidenschaft bei der Erzie-hung und Bildung der Kinder und Jugendlichen. Das war ein bitteres Ende.

Ich war 46 Jahre alt und musste mir nun eine gänzlich neue Existenz aufbauen.

Wenn die Lebensleistung einer Generation von Pädagoginnen nichts mehr wert ist

***Karin Dalhus** aus Berlin, geboren 1951 in Leipzig, wuchs in einer Pflegefamilie mit sieben Geschwister-Pflegekindern auf. Sie war 23 Jahre im VEB Bau- und Montagekombinat Leipzig, in der Freien Deutschen Jugend und in der Volksbildung in der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" tätig. Anschließend arbeitete sie 26 Jahre in der Bildung, in der Kinder- und Jugendhilfe und in sozialen Projekten. Sie ist seit der Kindheit und Jugend in unterschiedlichsten Organisationen, Vereinen und Initiativen ehrenamtlich aktiv.*

Ich kam bereits als Säugling in eine Pflegefamilie und wuchs mit sieben Pflegegeschwistern und den Kindern und Enkeln meiner Pflegemutter auf. Die Familie war, ist und bleibt mein Zuhause.

Zu meiner leiblichen Mutter hatte ich bis zu meiner Jugendweihe 1965 keinen Kontakt. Sie war 1953 mit ihrem Mann und zwei Geschwistern in dessen westdeutsche Heimat gezogen. Als ich 1993 nach meiner Mutter suchte, erfuhr ich, dass sie 1982 verstorben war. Ich besuchte ihr Grab auf dem Waldfriedhof Düsseldorf. Mit meinen Geschwistern mütterlicherseits in Nordrhein-Westfalen stehe ich seither in guter Verbindung.

Ich suchte auch nach meinem Vater und hatte zu ihm und seiner Frau in Leipzig bis 2019 gute Kontakte. Meine Brüder väterlicherseits jedoch sollen an mir und einer zweiten Tochter aus der ersten Ehe meines Vaters nicht interessiert sein. Durch Leipziger Ämter erfuhr ich, dass mein Vater im Mai 2020 verstarb und seine Frau in einem Seniorenpark lebt. Bis jetzt weiß ich nicht, wann und wo die Urne meines Vaters beigesetzt wurde.

Ich ging gern zur Schule, der 44. Polytechnischen Oberschule „Otto Engert" in Leipzig-Lindenau. Meine Freizeit verbrachte ich in der Betriebssportgemeinschaft BSG Empor Lindenau, in der Kinderbibliothek, im Chor und in der Rezitatoren-AG der Schule. Wir beschäftigten uns mit Musik und Liedgut, mit Literatur und Poesie, traten zu schulischen Veranstaltungen in der Aula auf. Ich engagierte mich bei den Pionieren: In der Pionierfreundschaft und in der Pioniergruppe verhielt ich mich kameradschaftlich und hilfsbereit, übernahm Lernpatenschaften in deutscher und russischer Sprache. Ich beteiligte mich an Altstoffsammlungen, bei denen wir uns ein kleines Taschengeld verdienten.

Im achten Schuljahr entschied ich mich für eine schulbegleitende Ausbildung beim Volkseigenen Bau- und Montagekombinat Leipzig, Betriebsteil Industriebau. Dafür wechselte ich von der 44. Oberschule zur 46. Oberschule im Leipziger Westen. Das neunte und zehnte Schuljahr waren gleichzeitig die ersten beiden Ausbildungsjahre. Daran schloss sich das dritte Ausbildungsjahr an, das ich als Facharbeiterin mit dem Gesellenbrief als Maurer beendete.

Ich werde Freundschaftspionierleiterin und Pädagogin

Als engagiertes Mitglied der FDJ bot mir mein Betrieb an, an seiner Patenschule Freundschaftspionierleiterin zu werden. So kam ich an die Bezirksjugendschule in Dresden-Wachwitz und anschließend an die 54. Oberschule im Leipziger Süden, die achthundert Schülerinnen und Schüler besuchten. Gemeinsam mit ihnen und den Pädagoginnen und Pädagogen sowie den Eltern war ich verantwortlich für das Verbandsleben der Kinder und Jugendlichen und für die Unterstützung der unterrichtlichen, außerunterrichtlichen und außerschulischen Tätigkeiten. Dazu gehörte es, daran mitzuwirken, dass eine gute Lernatmosphäre herrschte, Ordnung und Disziplin einzuhalten, die Zusammenarbeit mit dem Pädagogenkollektiv und mit Elternvertretungen, das Mitgestalten unterrichtsfreier Zeiten und der Schülerferien, die Zusammenarbeit mit dem Patenbetrieb und den Patenbrigaden, Besuche von Häusern der Jungen Pioniere, Stationen Junger Naturforscher und Techniker.

Daneben begann ich ein Fernstudium an der Zentralschule der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" für Aus- und Weiterbildung in Droyßig bei Zeitz. Freundschaftspionierleiterinnen und -pionierleiter wurden an dieser Zentralschule, später Zentralinstitut, und an Pädagogischen Hochschulen in Halle, Dresden und Zwickau oder an Instituten für Lehrerbildung ausgebildet. Neben der Qualifikation zum Freundschaftspionierleiter wurde das Diplom für Geschichte, für Staatsbürgerkunde oder für Chemie und Mathematik und damit eine Lehrbefähigung für diese Fächer erworben. Am Zentralinstitut und an Instituten für Lehrerbildung erwarb man zusätzlich die Lehrbefähigung für Deutsch und ein Wahlfach. Ich erwarb die Lehrbefähigung für das Wahlfach Sport.

Ein Freundschaftspionierleiter wurde in der Regel stellvertretender Direktor für außerunterrichtliche Tätigkeit. Ich wurde jedoch in die Stadtleitung und später in die FDJ-Bezirksleitung Leipzig delegiert. In den Abteilungen Junge Pioniere und Schuljugend war ich mitverantwortlich für die Aus- und Weiterbildung an lehrerbildenden Einrichtungen. Nach Abschluss meines Fernstudiums erhielt ich die Möglichkeit, an der Sektion Pädagogik „F. A. W. Diesterweg" der Humboldt-Universität zu Berlin ein Zusatzstudium für die Leitung des Kinder- und Jugendverbandes zu absolvieren – ein kombiniertes Direkt- und Fernstudium. Nach Studienabschluss als Diplompädagogin 1979 wurde ich in die Personalreserve des Zentralrates der FDJ aufgenommen und 1981 Mitarbeiterin im Sekretariatsbereich Junge Pioniere/ Schuljugend.

Ich organisierte das VII. Pioniertreffen, das 1982 in Dresden stattfand, mit. Danach folgten weitere Aufgaben in der Organisation für zentrale und regionale Jugendobjekte, Festivals, Freundschaftstreffen und vieles mehr. Dazu gehörte die Tagung des Exekutivkomitees des Weltbundes der Demokratischen Jugend 1985 in Berlin, das Zentrale „Fest des Lernens" 1986 in Berlin und die Leitung einer Gruppe von Jugendtourist der DDR nach Portugal 1986. Mein letzter Einsatz war in Karl-Marx-Stadt, dem heutigen Chemnitz, zur Vorbereitung des VIII. Pioniertreffens 1988.

Ungeeignet – wegen mangelnder Treue zum Grundgesetz?

Zur Wendezeit war ich Erzieherin in einem Schulhort an einer Oberschule in Marzahn. Ich erlebte, wie der Name der Schule, aber auch jede Symbolik, die an Partei, Gewerkschaft, Jugend- oder Kinderverband erinnerte, verschwand. Gleiches galt für Lehrbücher und Unterrichtsmaterialien, unabhängig von Schuljahr oder Unterrichtsfach. An der Schule ging die Angst um: Welche Schulform würden wir künftig haben, wer wird an einer Grundschule arbeiten, wer an einem Gymnasium? Wer wird verbeamtet? Es gab viele Fragen. Alle waren verunsichert.

Dann, im Schuljahr 1990/1991 schickte die neue Verwaltung im Auftrag des Marzahner Bezirksstadtrates für Bildung Lehrerinnen und Lehrer nach Hause. Sie würden nicht mehr gebraucht, bekamen sie mitgeteilt. Vor allem Staatsbürgerkundelehrer, aber auch Freundschaftspionierleiter wurden aus dem öffentlichen Dienst entlassen. Auch ich erhielt zum Schuljahresende 1991 die Kündigung. Ich versuchte noch während meiner Anstellung ein zweites Staatsexamen mit der Lehrbefähigung für Mathematik für die Klassen eins bis zehn an der Humboldt-Universität zu Berlin zu absolvieren. Die Universität forderte mich jedoch auf, einen Exmatrikulationsantrag zu stellen, weil mir mein neuer Dienstherr mit der Begründung gekündigt hatte, ich sei persönlich und fachlich nicht geeignet für den öffentlichen Dienst. Perspektivisch sei meine Treue zum Grundgesetz nicht gegeben. Mein Kündigungsschutzprozess vor dem Arbeitsgericht Berlin endete wegen der gesellschaftlichen Atmosphäre mit einem Vergleich.

Während dieser Zeit erfuhr ich von einer Elterninitiative, die sich für alternative Spielmöglichkeiten, vor allem für ältere Kinder, einsetzen wollte. Mit anderen gründete ich den Verein Spielplatzinitiative Marzahn e.V. mit. Es entstand der erste pädagogisch betreute Abenteuerspielplatz Marzahns, ein Pilotprojekt der Senatsverwaltung für Jugend und Familie. Mein Verein bot mir dort eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme an. Ein Jahr später bekam ich eine befristete Stelle von der Senatsverwaltung für Jugend und Familie und arbeitete bis 1997 auf dem Abenteuerspielplatz.

Durch einen Formfehler war eine Anschlussfinanzierung im Januar 1998 nicht möglich, sodass meinem Stellvertreter und mir gekündigt werden musste. In den Folgejahren durchlief ich vielfältige Arbeitsmarktmaßnahmen und war immer wieder arbeitslos bis zum Inkrafttreten der sogenannten Hartz-IV-Gesetze. Nun war es mir nicht einmal mehr möglich, ehrenamtlich tätig zu sein. Selbst ehrenamtliche Arbeit musste gemeldet und bewilligt werden. So konnte ich sie mir bei den Hartz-IV-Sätzen nicht mehr leisten.

22-mal eine neue Stelle

Ich nahm nun an Trainingsmaßnahmen und Anpassungskursen bei verschiedenen Bildungsträgern teil. Auf dem Abenteuerspielplatz Marzahn-West absolvierte ich 1994 ein zweites Staatsexamen zur Sozialpädagogin. 1995 wurde meinem Antrag auf Gleichstellung des 1979 an der Humboldt-Universität zu

Berlin erworbenen Diploms entsprochen. 2003 absolvierte ich ein einjähriges praxisorientiertes Training für arbeitssuchende Akademiker. Parallel dazu war ich in mehreren Pilotprojekten tätig: Psychosoziale Erstberatung von älteren, alten, betagten und hochbetagten Menschen in Krisensituationen in Lichtenberg; Alleinerziehende Mütter und Väter mit ihren Kindern in Marzahn; Arbeitslosenzentrum Marzahn; Begegnungs- und Beratungsstätte für Vietnamesinnen und Vietnamesen in Marzahn; Koordinatorin in der russischsprachigen Jugendbildung im Kulturzentrum MOST Marzahn; Maßnahmekoordinatorin in der Erwachsenenbildung in Neukölln; Projektleiterin im Weinschaugarten Pankow; Projektleiterin im Bildungscafé „Charlie Chaplin" Spandau; Lehrerin an der Beruflichen Schule Neuenhagen.

Seit 1990 trat ich 22-mal eine neue Stelle an. Bei den verschiedenen Projekten blieb ich drei Monate, sechs Monate, elf Monate, zwölf Monate, einmal drei Jahre mit einem Eingliederungszuschuss für ältere Arbeitnehmerinnen oder einmalig sechseinhalb Jahre in Kettenarbeitsverträgen. Diese Erwerbstätigkeit war mit Konsequenzen verbunden: Sie wurde nicht tariflich entgolten, ich konnte keine neuen Ansprüche auf Arbeitslosengeld erwerben und pendelte ständig zwischen Bewerbung, Vorstellung, Arbeitsaufnahme, Probezeit, Arbeitsuche, Arbeitslosigkeit. Zudem erlitt ich Einkommensverluste bis zu sechzig Prozent.

Auch als Rentnerin engagiere ich mich ehrenamtlich

Seit 2016 bin ich nun Rentnerin. Ich engagiere mich ehrenamtlich im Arbeiter- und Veteranenchor Neukölln e. V., im Bahnsozialwerk, in der Berliner Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten e. V., im Verein Bündnis für Demokratie und Toleranz am Ort der Vielfalt Marzahn-Hellersdorf und in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft.

Ich setze mich für ein freundliches und friedliches Miteinander, für Antifaschismus, für lebendige Erinnerungskultur und gegen Rassismus ein. Die Lebenssituationen von Adoptiv- und Pflegekindern und von alleinlebenden Menschen liegen mir besonders am Herzen.

Alles gewagt und doch verloren: vom florierenden Modeladen in die Insolvenz

Monique Herrmann, *aus Riesa, geboren 1944, arbeitete dreißig Jahre als Kindergärtnerin in Riesa-Weida. Sie kündigte in der Wendezeit und eröffnete Ende 1991 „Moniques Modeladen", den sie elf Jahre führte. Als eine große Modekette ins Viertel zog und die Währungsunion den Euro brachte, war es vorbei mit dem Geschäft. 2002 musste sie Insolvenz anmelden. Monique Hermann engagierte sich viele Jahre ehrenamtlich. So war sie von Dezember 2008 bis Dezember 20016 Vorsitzende der Volkssolidarität in der Ortsgruppe Schenkendöbern im Ortsteil Krayne.*

Nach Abschluss meines zweijährigen Studiums an der pädagogischen Fachschule für Kindergärtnerinnen in Pirna 1964 zogen wir nach Chemnitz. Mein Mann und ich waren noch nicht verheiratet. Doch wir hatten Glück, dass wir beide dort eine Stelle bekamen: ich im Kindergarten und er als Koch in einem Hotel. Ein Jahr später hatte meine Mutter einen schweren Verkehrsunfall. Eine Querschnittslähmung war die Folge. Ich zog wieder nach Hause, um sie zu unterstützen. Erst 1969 kehrte ich in meinen Beruf zurück.

Mittlerweile hatten wir geheiratet und zwei kleine Kinder Ich bekam eine Stelle im Kindergarten in Riesa und betreute zusammen mit einer Halbtagskraft eine Gruppe von dreißig Dreijährigen. Das war eine Mammutaufgabe. Nach drei Jahren bekam ich eine Stelle in einem neuen Kindergarten in Riesa. Er war noch nicht eröffnet. Wir bauten die Möbel auf, nähten, räumten die Spielsachen ein. Wir arbeiteten oft bis zur Erschöpfung. In diesem Kindergarten hatte ich herrlich erfüllte Berufsjahre und blieb bis zur Wende. Dann wurde er abgerissen.

Ich hatte den Wunsch, noch einmal etwas ganz anderes zu machen.

Neustart nach der Wende

Wann, wenn nicht jetzt, sagte ich mir. Bei uns im Wohngebiet, in der Stendaler Straße in Weida, war gerade ein Neubau entstanden mit Geschäftszeile im Erdgeschoss und großen Wohnungen in den Stockwerken darüber. Allerdings noch nicht bezugsfertig, die Geschäfte waren noch nicht vermietet. Jedes Mal, wenn ich daran vorbeikam, dachte ich: Das wäre eine Chance. Schließlich bewarb ich mich bei der Wohnungsgesellschaft für einen Laden – und hatte Glück: Ich gehörte zu den wenigen der 87 Bewerber, die den Zuschlag erhielten. Am 12. Dezember 1991 eröffnete ich mein eigenes Geschäft „Moniques Modeladen".

Ich war überglücklich. Wir wohnten in der neunten Etage des Wohn- und Geschäftsblocks, und ich konnte jeden Tag von oben auf die Rückseite meines Ladens schauen. Die Arbeit war wunderbar. Ich hatte eine Mitarbeiterin und später einen Lehrling. Insgesamt bildeten wir fünf junge Menschen aus. Einmal sogar ein Mädchen, das ich bereits im Kindergarten betreut hatte. Unser Motto war: Der Mensch hat bei seinem ersten Auftritt nichts weiter anzubieten als seine Optik. Diesen ersten Eindruck wollten wir mit unserer Mode möglichst gut gestalten.

Wir verkauften unsere Kleidung nicht nur im Laden. Wir beteiligten uns an Modenschauen, beispielsweise auf unserem Stadtfest. Wir arbeiteten mit Autohäusern zusammen und präsentierten unsere Mode bei ihren Events. Wir zeigten Hochzeitkleider und nahmen am Sachsen-Tag teil.

Bei unserer ersten Modenschau stand plötzlich die Polizei vor der Tür. Ein Mieter hatte sie gerufen, weil die Veranstaltung nicht angemeldet war. Von der Bürokratie hatten wir keine Ahnung. Die Polizei war gleich mit zwei Streifenwagen vorgefahren und wollte die Modenschau untersagen. Er herrschte helle Aufregung. Wir hatte so viel Arbeit in die Vorbereitung gesteckt. Im Eifer des Gefechts erklärten wir sogar: „Belegen Sie uns mit einer Strafe, wenn es sein muss, aber wir ziehen die Veranstaltung durch." Schließlich fanden wir eine einvernehmliche Lösung. Die Polizisten belehrten mein Team und mich, danach durften wir die Modenschau – zur Freude aller – durchführen.

Ein Anlaufpunkt für die Anwohner

Unser Laden war nicht bloß Modegeschäft, sondern wurde ein Anlaufpunkt für Anwohner. Wir hatten für jeden ein offenes Ohr. Viele Menschen in Weida hatten nach der Wende ihre Arbeit verloren. Manche kamen nur mal so vorbei, andere klagten uns ihr Leid. Bei uns konnte man sein Herz ausschütten – wir waren füreinander da und in der Umgebung gut integriert. Zudem engagierten wir uns überall. Wir fuhren in die Altenheime und führten Modenschauen durch. Die Freude bei den Menschen war riesig, und wir machten auch noch Umsatz. Wir halfen in der Behindertenwerkstatt in unserem Wohngebiet Weida mit und pflegten gute Kontakt zu den Menschen dort.

Zudem hatten wir mit unserem Handel- und Gewerbeverein und unserem Vorsitzenden Edgar Schröter, dem Inhaber eines Fotogeschäfts, Glück: Er war sehr aktiv. Er schrieb uns bei jeder Aktion an und bezog uns mit ein. Das Geschäft war mein Leben.

Natürlich hatte ich immer wieder Herausforderungen zu meistern. Wegen Renovierungsarbeiten wurde die komplette Geschäftszeile mit Bauplanen verhangen. Drei Monate lang. Unser Laden war zwar geöffnet, aber von außen konnte man nichts sehen. Das schlug sich auf den Umsatz nieder, der deutlich zurückging. Wir überstanden die Zeit und organisierten im Anschluss im Innenhof eine wunderbare Modenschau für alle Anwohner.

Bald lief das Geschäft wieder. Wir ließen uns immer wieder etwas Neues einfallen. Die Ideen gingen uns nicht aus. Nach einigen Jahren boten wir einen Verleih-Service an. Man konnte bei uns Kleider für Jugendweihen, Tanzstunden und für Hochzeiten ausleihen. Ab 1993 führten wir an einem Sonntag im Herbst eine Hausmesse durch. Wir erreichten, dass wir zu diesem Anlass einmal im Jahr den Laden am Sonntag öffnen durften.

Doch es gab auch Rückschläge. Einmal wurde ich bestohlen: Ich hatte gerade eine Lieferung Mützen erhalten. Von einer Sorte, die recht preisintensiv war, hatte ich nur drei bestellt. Als ich die Ware einsortierte, kam ein Mann ins Geschäft. Er fiel mir mit seiner Lederjacke und einer Goldkette um den Hals auf. Plötzlich verließ er den Laden eilig und ich bemerkte, dass eine der drei Mützen fehlte. Die konnte nur dieser Mann mitgenommen haben. Zum Glück kam in diesem Moment mein Mann. Ich bat ihn aufzupassen und lief schnell dem Dieb hinterher. Ich ging auf ihn zu, riss den Reißverschluss seine Jacke auf und siehe da: Unter der Jacke hatte er meine Mütze versteckt. Ich nahm sie und lief in den Laden. Ich war so aufgebracht, dass ich keine Angst hatte.

Die Wohngegend hatte durch die Arbeitslosigkeit gelitten. Einige Anwohner waren streitsüchtig und neidisch. Einmal warf ein Mieter von oben aus dem Wohnblock eine brennende Zigarette auf unsere Markise. Sofort brannte sich ein dickes Loch in den Stoff. Silvester wurden regelmäßig alle Briefkästen demoliert. Das war belastend, doch wir ließen uns nicht entmutigen.

Ein Ende mit Schrecken

Anfang 2002 kam die Umstellung auf den Euro. Zwischen Dezember und Februar 2002 war der Umsatz noch halbwegs erträglich. Dann eröffnete eine westdeutsche Modekette in der Nähe einen großen Laden. Das war unser Ende. Im Mai 2002 meldete ich Insolvenz an, zum 15. Juli musste ich den Laden räumen.

Es war eine schreckliche Zeit. Jahrelang hatte ich mit der Insolvenz zu kämpfen. Im Herbst 2010 sollte mein Girokonto gepfändet werden. Ein junger Angestellter der Sparkasse Spree-Neiße in Guben behandelte uns von oben herab – öffentlich, vor aller Kundschaft im Kassenraum der Geschäftsstelle. Es kam zu keinem ordentlichen Gespräch. Schließlich verließen wir die Bank und gingen zum Gericht in Guben. Dort betreute eine Rechtspflegerin unsere Sache. Sie setzte sich noch in unserem Beisein mit dem Sparkassenangestellten auseinander. Ohne Erfolg. Schließlich erbaten wir uns einen Termin bei seinem Chef, um den Sachverhalt zu klären. Mein Sohn Rene begleitete mich zum Termin in der darauffolgenden Woche. Der Sparkassenchef riet uns: „Setzen Sie sich mit den Rechtsanwälten der Sparkasse Riesa in Dresden in Verbindung, um sich zu einigen.« Dies gelang. Wir zahlten dort zweitausend Euro ein, die mir mein Sohn zur Verfügung stellte. Am 20. Dezember 2010 erhielt ich von der Anwaltskanzlei den Titel über mein Insolvenzende. In kleinen Schritten zahlte ich danach die Schulden bei meinem Sohn ab. Die Sache war endlich aus der Welt.

Da ich nicht länger jeden Tag auf meinen alten Laden hatte schauen können, in dem ein neues Geschäft eröffnete, waren mein Mann und ich nach Brandenburg gezogen. Die Jahre der Insolvenz waren eine furchtbare Zeit mit unendlich vielen finanziellen Abstrichen. Als Kindergärtnerin hatte ich dreißig Jahre in die Rentenkasse eingezahlt. Meine erste Rente, die ich im Mai 2006 erhalten sollte, betrug 435,96 Euro. Sie wurde komplett einbehalten, um damit die Krankenversicherung meiner ehemaligen Angestellten zu bezahlen. Schade, dass ich 2002 so unerfahren gewesen bin. Heute würde ich vieles ganz anders machen.

2016 zogen wir von Brandenburg zurück nach Riesa. Wir haben uns gut eingelebt. Ich treffe mich regelmäßig mit meinen alten Kolleginnen aus dem Kindergarten. Mir und meiner Familie geht es wieder gut.

Mein Weg als Dolmetscherin war vorgezeichnet, mit der Wende kam die Unsicherheit

***Alexandra Jelitte**, geboren 1969 in Berlin, absolvierte noch in der DDR eine Berufsausbildung zum Wirtschaftskaufmann mit Abitur bei der Interflug. Mitten im anschließenden Hochschulstudium zur Sprachmittlerin erlebte sie die Wende. Die Dozentin für Deutsch als Fremdsprache lebt heute in Berlin.*

Nach dem Abschluss der dreijährigen Berufsausbildung zum Wirtschaftskaufmann mit Abitur bei der Interflug – die Gender-Variante „Kauffrau" gab es noch nicht – war vorgesehen, dass man an der Hochschule für Verkehrswesen in Dresden etwas in der Fachrichtung Ökonomie studierte. Das lag mir aber nicht. Ich war sprachenbegeistert und hatte als Kind Anfang der Achtzigerjahre vier Jahre in Moskau gelebt, weil meine Eltern dort arbeiteten. Wir wohnten im deutschen Viertel mit einer deutschen Schule, auf der ich intensiven Russischunterricht bekam.

Ich wollte nach der Lehre als Wirtschaftskaufmann Russisch studieren und Sprachmittlerin werden, was einer Kombination von Dolmetschen und Übersetzen entsprach, gern mit einer weiteren Fremdsprache wie Französisch, Spanisch oder Englisch. So hätte ich eventuell die Möglichkeit, beruflich auch einmal im Westen eingesetzt zu werden.

Doch etwas anderes zu studieren als Verkehrsökonomie, war bei meinem eingeschlagenen Berufsweg kaum möglich. Zudem durfte man sich pro Jahr nur für einen Studiengang und nur an einer Uni bewerben, andernfalls drohte eine Studiensperre. Ich bewarb mich trotzdem parallel an der Humboldt-Universität zu Berlin für das Sprachmittler-Studium. In meiner Bewerbung wies ich aktiv darauf hin und begründete meine Wahl damit, dass ich mit meinen Sprachkenntnissen dem Land mehr nutzen würde.

Ich darf Sprachen studieren!

Zu meiner Überraschung erhielt ich eine Zusage für den Studienplatz. Allerdings durfte ich neben Russisch nicht Spanisch, Englisch oder Französisch lernen, sondern musste Polnisch als zweite Fremdsprache nehmen. Heute bin ich froh darüber, doch damals war es eine herbe Enttäuschung, bedeutete es doch, dass meine Berufsaussichten auf Osteuropa beschränkt blieben. Ablehnen konnte ich das Studium aber auch nicht, denn ich hätte sicher keine zweite Chance bekommen. Also begann ich im September 1988 mein Diplom-Slawistik-Studium.

Dann kam die Wende mit den Studierendenprotesten und Personalentlassungen an der Humboldt-Uni. Was das Sprachenstudium betraf, so hatte es sich bisher an den sozialistischen Texten und dem Sprachgebrauch des Ostens orientiert. Nun mussten wir beispielsweise Bulletins von Richard von Weizsäcker dolmetschen. Das war für uns angehende Sprachmittler eine große Herausforderung. Plötzlich kamen Professoren aus dem Westen und hielten bei uns Vorlesungen. Und auch die eigenen Lehrkräfte machten eine Wandlung durch. Eine hatte zu Beginn meines Studiums stets die These vertreten: „Nur ein sozialistischer Dolmetscher kann objektiv richtig dolmetschen." Nach der Wende bestanden bei ihr nur noch wenige, die noch im Sozialismus mit dem Studium begonnen hatten, die Abschlussprüfung.

Als ich ins dritte Studienjahr kam, ging meine Seminargruppe, wie vorgesehen, für ein Austauschjahr an die Universität Warschau. Die polnische Seite hingegen hatte nicht mehr mit uns gerechnet, denn alle orientierten sich nach Westen, viele meinten, es wäre das Paradies auf Erden. Den 3. Oktober 1990 begingen wir gemeinsam in einer Bar in Warschau.

Studium unter veränderten Vorzeichen

Im Anschluss an meinen Polenaufenthalt war ich noch ein halbes Jahr zum Sprachenstudium in Moskau. Um die Auslandsteilstudien zu finanzieren, beantragte ich Auslands-Bafög. Doch es war kompliziert und langwierig, es zu bekommen. In der DDR hatten wir alle unabhängig vom Einkommen der Eltern ein Stipendium erhalten. Für das Bafög galt das nicht. Es mussten bestimmte Voraussetzungen geprüft werden. Die Bewilligung des Bafögs erhielt ich deshalb erst gegen Ende der Auslandsaufenthalte.

Wieder zurück, schrieb ich meine Diplomarbeit und legte, als eine der wenigen meiner alten Seminargruppe, 1992 die Abschlussprüfungen erfolgreich ab. Einige Kommilitonen, die unter den veränderten Bedingungen nicht bestanden hatten, fingen neue Ausbildungen an oder hingen noch ein Jahr dran. Sie gingen zum Beispiel zum Zoll oder absolvierten eine Verwaltungsausbildung.

Anders gestaltete sich die Situation für diejenigen, die ihr Studium direkt nach dem Mauerfall beendet hatten, sogar wenn sie sozialistische Planwirtschaft an der Hochschule für Ökonomie in Karlshorst studiert hatten. Sie fanden in der Regel schneller etwas Adäquates, oft mit den für diese Zeit typischen kurzen, intensiven Weiterbildungen verbunden.

Als ich jedoch das Studium abschloss, war die Jobsuche schwierig. Es herrschte eine hohe Arbeitslosigkeit. In der DDR hätte ich nach Studienabschluss drei Jahre bei Intertext gearbeitet, einer Übersetzungsfirma, bei der man zunächst praktische Erfahrung sammelte und lernte, gut zu übersetzen. Das entfiel nun. Für Berufsanfänger in meinem Bereich gab es nicht viele Stellen. Für die meisten blieben nur mäßig bezahlte Jobs als Sekretärin oder Assistentin der Geschäftsführung. Einmal in diesen Bereich hineingerutscht, kommt man kaum noch heraus. So erging es auch mir.

Diejenigen, die es nicht erlebt haben, wissen nicht, wie es war, als die Wende kam und man am Beginn seiner beruflichen Ausbildung stand. Aus heutiger Sicht lässt sich leicht sagen, dass wir doch noch etwas ganz Neues hätten anfangen können. Aber Angst, Unkenntnis und Stress kennzeichneten das Leben vieler junger Ostdeutscher in den Neunzigerjahren. So gab es das Gerücht, dass das Abitur bei der kombinierten Berufsausbildung im Nachhinein annulliert würde, weil man dort ein Unterrichtsfach weniger als an der erweiterten Oberschule gehabt hatte. Hinzu kamen oft der Jobverlust der Eltern und Chaos im Familienleben. Wir waren froh, überhaupt einen Job zu finden, sicher verkauften wir uns aus Unkenntnis unter Wert. Später, als wir mitten im Berufsleben standen, eine Familie oder Kinder hatten, war es erst recht schwierig, wieder auszusteigen und etwas anderes zu beginnen.

Auf der Suche nach einem beruflichen Weg

Nach mehreren Anstellungen fand ich Anfang der Zweitausenderjahre Arbeit als Redaktionsassistentin bei einem großen Medienunternehmen. Später wechselte ich als Direktionsassistenz in den internationalen Bereich. Als mittlerweile alleinerziehende Mutter war die Situation im Job oft nicht leicht. In Ostdeutschland sprach man sogar von einem Gebärstreik der Frauen, da immer weniger aufgrund der unsicheren Arbeitsverhältnisse Kinder bekamen. Nach zwölf Jahren kündigte ich. Nebenher hatte ich mich weiter qualifiziert und im Urlaub, an Universitäten und in Sprachschulen als Dozentin für Deutsch als Fremdsprache gearbeitet.

Nun machte ich mich als Honorardozentin selbstständig und arbeitete zunächst verstärkt in der beruflichen Bildung an einem Berufsförderungswerk. 2015 ging ich für zweieinhalb Jahre als Lektorin für den Deutschen Akademischen Austauschdienst DAAD in das russische Rostow am Don. Dort lehrte ich an der Universität die deutsche Sprache, nahm Prüfungen ab, beriet zu Stipendienprogrammen und organisierte zahlreiche Veranstaltungen.

Seit meiner Rückkehr nach Berlin arbeite ich wieder freiberuflich als Dozentin und Lehrbeauftragte an Universitäten und habe ein weiteres Studium aufgenommen. In Kürze werde ich an der Europa-Universität Viadrina den Masterstudiengang „Kultur und Geschichte Mittel- und Osteuropas" abschließen.

Die Corona-Krise in diesem Jahr traf mich – wie viele andere Selbstständige – hart. Gern würde ich heute wieder im Angestelltenverhältnis arbeiten. Aber in meinem Alter ist es schwierig, einen entsprechenden Job mit passendem Gehalt zu finden. Mir sitzen in Vorstellungsgesprächen in der Regel westdeutsche Damen und Herren in den entsprechenden Positionen gegenüber, die Anfang der Neunzigerjahre in den Osten kamen und hier bis zur Rente arbeiten werden.

In Deutschland erhalte ich in meinem Beruf oft weniger Anerkennung, deshalb gehe ich gern wieder für den DAAD ins Ausland. Insbesondere an den Universitäten dort erfuhr ich Wertschätzung für meine Arbeit, obwohl ich die akademische Laufbahn nicht von Beginn an eingeschlagen habe.

Der Industriegigant VEB Germania: Von der Treuhand verscherbelt und verraten

***Otfried Frenzel**, geboren 1938, war vor der Wende als Diplom-Mathematiker im VEB Germania Karl-Marx-Stadt in der Datenverarbeitung tätig. 1993 wurde er Betriebsratsvorsitzender und kämpfte für den Erhalt des Unternehmens. Nach der Insolvenz 1996 ermutigte Otfried Frenzel die Belegschaft zur Erarbeitung eines tragfähigen Fortführungskonzepts. Die Umsetzung scheiterte jedoch. Er war Mitglied des Beirates der IG Metall und bis 2004 Stadtrat in Chemnitz.*

Der VEB Germania Karl-Marx-Stadt mit seinen 1.600 Mitarbeitern war *der* Anlagenbauer im Chemieanlagenbaukombinat der DDR. Die Germania arbeitete ausschließlich für die chemische Industrie, baute anspruchsvolle Hoch- und Höchstdruckapparate sowie Kolonnen und gehörte deshalb zur FDGB-Gewerkschaft IG Chemie, Glas und Keramik. Später arbeitete die Germania auch für andere Bereiche, baute beispielsweise Triebwasserleitungen für die Pumpspeicherwerke in Markersbach und Hohenwarte, Behälter für Brauereien und vieles mehr.

Ich arbeitete im Rechenzentrum und war in der Belegschaft kaum bekannt. Im November 1989 wurde ich in meinem Arbeitsbereich zum Vertrauensmann gewählt. Zu diesem Zeitpunkt gab es schon keinen Parteisekretär mehr, die Betriebskampfgruppe war bereits aufgelöst und der Betriebsleiter in Rente gegangen. Sein Nachfolger galt als Fachmann, gerade deshalb war er für uns ein Hoffnungsträger. Statt der Betriebszeitung gab es nun eine Wandzeitung. Sie stand jedem offen. Es wurde viel Kritik geübt, aber aus der Belegschaft kamen auch gute Vorschläge, wie wir etwas besser machen konnten.

Das Jahr 1990 startete mit einer Versammlung der Vertrauensleute. Wir sollten einen Delegierten für den Gewerkschaftstag wählen und diskutierten die Situation in den verschiedenen Bereichen des Betriebs. Plötzlich wurde es laut, in den Werkhallen gab es Tumulte. Was war passiert? Einige Mitarbeiter der Stasi waren zu nicht akzeptablen Bedingungen eingestellt worden. Sie sollten achtzig Prozent ihres Stasigehaltes erhalten. Die Diskussionen waren verständlich, aber man bekam kein klares Bild, wie viele wiedereingestellt wurden und zu welchen Bedingungen. Wir wählten aus dem Kreis der Anwesenden drei Vertrauensleute, um die Situation mit der Betriebsleitung zu klären.

Ich war einer der drei. Beim Gespräch mit der Betriebsleitung erfuhren wir, dass vier Einstellungen erfolgt waren. Die Betroffenen hatten vor ihrer Stasizeit in unserem Betrieb gearbeitet, waren also Rückkehrer. Wir nannten dem Kaderleiter unsere Forderungen: Der Betrieb sollte kein Überbrückungsgeld zahlen und auch keine andersartigen Ausgleichszahlungen. Der Betriebsleiter ging auf unsere Forderungen ein. Am nächsten Tag konnte jeder das Verhandlungsergebnis an der Wandzeitung lesen. Es sprach sich wie ein Lauffeuer herum. Als einer der drei Vertrauensleute wurde ich nun in den Werkhallen bekannt.

Wir gründen einen Betriebsrat

Von da an ging es Schlag auf Schlag: Es bildete sich eine Initiativgruppe zur Schaffung eines Betriebsrates. Betriebsleiter und Gewerkschaft unterstützten das Vorhaben. Die Gruppe beschloss, eine Urabstimmung durchzuführen, um darüber abzustimmen, wer künftig die Interessen der Belegschaft vertreten sollte: die alte, noch aus DDR-Zeiten stammende Betriebsgewerkschaftsleitung (BGL) oder ein Betriebsrat. 57 Prozent der Mitarbeiter entschieden sich für den Betriebsrat.

Wir überlegten, wie wir die Gewerkschaftsarbeit im Betrieb stärken könnten und beschlossen, eine weitere Urabstimmung in Verbindung mit der Betriebswahl durchzuführen. Die Mitarbeiter sollten entscheiden, ob wir von der IG Chemie (Ost) zur IG Metall (West) wechseln sollten. Vom aktuellen Produktionsprofil waren wir ein Betrieb der Metallindustrie, der von der IG Metall vertreten werden sollte.

Vierzig Bewerber gab es zur Betriebsratswahl, fünfzehn, darunter ich, wurden in den Betriebsrat gewählt. Zudem hatten sich achtzig Prozent für einen Wechsel zur IG Metall entschieden.

Für uns Betriebsräte begann nun ein regelrechtes Selbststudium. Wir besuchten abendliche Vorträge und nahmen an Wochenendschulungen der Gewerkschaft teil. Alles war neu, wir mussten uns in die Betriebsratsarbeit einarbeiten und den Tarifvertrag der IG Metall umsetzen. Auf der Grundlage des Betriebsverfassungsgesetzes entstanden viele Betriebsvereinbarungen. Um den Tarifvertrag der IG Metall übernehmen zu können, mussten wir alle 950 noch verbliebenen Mitarbeiter neu eingruppieren. Mit den Führungskräften arbeiteten wir Tag und Nacht daran. In der Germania gab es kaum Widersprüche. Das war ein erster und wichtiger Erfolg für den Betriebsrat.

Für uns war es immer wichtig, dass alle an einem Strang zogen: Betriebsleitung, Gewerkschaft und Betriebsrat. Mit Zustimmung der Betriebsleitung existierte in der Germania zunächst weiterhin die BGL. Diese Parallelität war wichtig, um ein Umdenken in der Belegschaft und eine Umgewöhnung von der DDR-Gewerkschaft zu erreichen. Deren Wohnungskommission, Ferienkommission und die Kommission für das Neuererwesen wurden bald entbehrlich.

Gemeinsam erarbeiteten wir ein tragfähiges Konzept für den Betrieb, dem auf der Betriebsversammlung zugestimmt wurde. Schon vor dem Inkrafttreten des Betriebsverfassungsgesetzes hielten wir die erste Betriebsversammlung ab. Mit weichen Knien gingen wir aufs Podium, um den Bericht des Betriebsrates vorzutragen. Ab Februar 1991 gab es auch einen Aufsichtsrat, mit sechs Mitgliedern, von denen zwei aus der Belegschaft kamen. Vorsitzender war Wolfgang Seelig, ein ehemaliges Vorstandsmitglied der Siemens AG.

Die Germania hatte sich organisiert und die Arbeit war ins Rollen gekommen. Doch immer häufiger fiel nun das Stichwort „Privatisierung“.

Die Treuhand verschenkt uns und einhundert Millionen D-Mark als Zugabe

Die Treuhand setzte sich gegen unsere Interessen durch und verkaufte die Germania im Herbst 1993 an den indischen Geschäftsmann Rajesh Shah und seine Firma Mukand. Für eine D-Mark. Im Grunde war es kein Verkauf, sondern eine Übereignung.

Wir erhoben Einspruch. Vor der Privatisierung fand eine strittige Beratung auf der Direktoren-Ebene der Treuhand in Berlin statt, an der auch der Aufsichtsratsvorsitzende teilnahm. Überraschend wurde er aus dem Raum gerufen und kam nicht mehr zurück. Unser Fahrer sah, wie er das Haus verließ, und wunderte sich, warum wir ihm erst viel später folgten. Er war entlassen worden. Eine Begründung gab es nicht.

Im Privatisierungsvertrag erließ die Treuhand der Germania die Altschulden aus der Eröffnungsbilanz von 68 Millionen DDR-Mark beziehungsweise zwanzig Millionen D-Mark und zahlte eine großzügige Starthilfe von hundert Millionen D-Mark, davon sollten 35 Millionen in den Betrieb investiert und fünfhundert Arbeitsplätze, von noch 950, erhalten werden. Das war zumindest ein Hoffnungsschimmer für einen Teil der Belegschaft.

An der Privatisierungsfeier nahm auch Rajesh Shah teil. Er erzählte von Mukand. Seine strategischen Vorstellungen zur Entwicklung der Germania vermisste ich. Und es drohte weiterer Personalabbau. Ich blieb skeptisch.

Das Ende mit Schrecken

Nach der Übernahme des Betriebs durch Rajesh Shah kontrollierte die Treuhand nicht, ob der Privatisierungsvertrag eingehalten wurde. Der weitere Personalabbau erfolgte unter Bruch dieses Vertrages. Es gab keine Investitionen in die Produktion, obwohl diese aus der Anschubfinanzierung erfolgen sollten. Das Ergebnis ließ nicht lange auf sich warten: Am 21. Februar 1996 musste die Germania die Gesamtvollstreckung beantragen.

Sechseinhalb Jahre Bemühungen und Anstrengungen waren erfolglos geblieben. Die Schmerzen und Enttäuschungen darüber heilen nie. Das musste noch vor einem Jahr selbst Kurt Biedenkopf erfahren, als er bei einer Wahlkampfveranstaltung in Chemnitz plötzlich gefragt wurde: „Warum haben Sie die Versprechen gegenüber der Germania nicht erfüllt?“ Die Frage bezog sich auf eine Aussage, die er bei einem Besuch von Germania gemacht hatte. Dabei rechtfertigte er einen erneuten Personalabbau auf 250 Mitarbeiter mit der Begründung: „Der Markt verlangt ein schlankes Unternehmen. Nur als solches werden wir Germania erhalten können.“

Nach der Gesamtvollstreckung bestätigten sich große Geldabflüsse, unter anderem an den Eigner. Es gab Vetternwirtschaft und merkwürdige Gesellschaftsstrukturen, Briefkastenfirmen in England, Irland und den USA. Keiner blickte durch und der Verbleib der hundert Millionen D-Mark blieb rätselhaft.

Ein neues Rettungskonzept und ein seriöser Interessent

Nach der Gesamtvollstreckung wollten wir den Betrieb jedoch nicht aufgeben. Wir stellten die Fragen und Probleme hinten an und mussten uns vordringlich um ein Rettungskonzept kümmern. Die Aufopferungsbereitschaft der Belegschaft und die Solidarität der Öffentlichkeit waren überwältigend und machten uns Mut.

Die entscheidende Idee für ein Fortführungskonzept kam aus der Belegschaft. Sie bezog sich auf Dr. Theodor Gräbener. Die Firma Gräbener Theodor GmbH & Co. KG Maschinentechnik in Netphen bei Siegen war einer der Zulieferer der Germania gewesen. Von ihr hatten wir Böden für unsere Kolonnen bezogen. Wir nahmen Kontakt auf. Bereits am 2. Mai 1996, zehn Wochen nach der Anmeldung der Gesamtvollstreckung, fingen die ersten Kollegen von uns bei Gräbener an, um sich auf die künftige Produktion in Chemnitz vorzubereiten: Großrohre-Fertigung, Anlagenbau und schweren Maschinenbau.

Im zweiten Quartal 1996 gab es im sächsischen Wirtschaftsministerium mehrere Verhandlungsrunden zum Erhalt der Germania, an denen ich als Betriebsratsvorsitzender teilnahm. Die Beratungen wurden oft von der Belegschaft begleitet, die unten vor dem Tor wartete und anschließend von mir, mitunter auch vom zuständigen Staatssekretär Dr. Thiele, über den Verlauf und die Ergebnisse informiert wurde.

Am 29. April 1996 nahm auch Dr. Gräbener daran teil. Er übergab dem Minister das Fortführungskonzept und nannte den Oktober 1996 als Realisierungsziel. Minister Schommer erläuterte ihm die sächsischen Förderprogramme und äußerte keinerlei Bedenken bezüglich der Realisierbarkeit des Konzepts.

Unser Oberbürgermeister Peter Seifert war in der letzten Verhandlungsrunde in Dresden beteiligt. Als er nach Chemnitz zurückkam sagte er glücklich: „Die Germania ist gerettet." Daran glaubten wir alle und freuten uns, auch wenn nicht alle würden weiterbeschäftigt werden können. Es galt, die Germania als industriellen Kern in der Region zu erhalten.

Treuhand und Politik lassen uns hängen

Doch es passierte nichts. Die Zeit lief gegen uns, drängeln brachte nichts. Gewerkschaft und Landtagsabgeordnete schalteten sich erfolglos ein. Anfang Juli 1996, kurz vor Beginn der Schulferien, erreichte mich ein Anruf von Herrn Gräbener aus Siegen: „Herr Frenzel, ich möchte Sie als Ersten informieren. Wir haben uns enttäuscht entschlossen, das Abenteuer Germania aufzugeben. Wir vermissen den politischen Willen." Diesen Eindruck hatte auch ich gewonnen, weil ihm regelrechte „Knebelverträge" vorgelegt worden waren. Er fühlte sich in seiner unternehmerischen Freiheit eingeschränkt.

Ich war wie gelähmt. Wir alle waren auf das Bitterste enttäuscht. Es gab ein tragfähiges Konzept, einen Interessenten und eine initiativereiche Belegschaft, die das Unternehmen retten wollte.

Alle Betroffenen warfen den Verantwortlichen in Dresden Wortbruch vor. Das war wohl ein Irrtum. Vielmehr hatte sich die Treuhand von Berlin aus hinter verschlossenen Türen eingeschaltet und alles zunichte gemacht. Ich recherchierte und fand 2019 im Bundesarchiv die Tagesordnung der Sitzung des Treuhandvorstandes vom 2. Juli 1996, also nach Abschluss unserer Verhandlungen in Dresden. Die Germania war ein Tagesordnungspunkt auf dieser Vorstandssitzung. In dieser für die Germania kritischen Phase hatte also die Treuhand Berlin ihre Finger im Spiel gehabt und offenbar die sächsischen Akteure überrollt.

Bei uns Betroffenen besteht noch immer ein spürbares und berechtigtes Interesse daran, die tatsächlichen Vorgänge aufzuklären. Wir fordern deshalb immer wieder und immer noch die Einsicht in die Treuhandakten.

Die Germania ist und bleibt ein trauriges Kapitel unserer Stadtgeschichte. Doch Chemnitz hat sich inzwischen zu einer wunderbaren Stadt entwickelt. Es hat das alte Image der grauen Maus abgelegt, ist eine moderne und selbstbewusste Stadt geworden, in der es viele kreative Macher gibt.

Beim Design top, im Marketing ein Flop: Eine Glasgestalterin erzählt

***Marlies Ameling**, geboren 1952, stammt aus Ohrdruf in Thüringen und ist als Formgestalterin und Industriedesignerin weltbekannt für ihre Glas-Kollektionen. Sie studierte in Halle auf der Kunsthochschule Burg Giebichenstein und war anschließend 25 Jahre lang verantwortlich für Produktentwicklung, Marketing und Vertrieb in der Glasmanufaktur Harzkristall in Derenburg, Landkreis Harz/Sachsen-Anhalt. Ihre Arbeiten wurden auf internationalen Ausstellungen gezeigt und mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, darunter 1997 der „Marianne-Brandt-Preis für Gestaltung" des Landes Sachsen-Anhalt. Marlies Ameling lebt heute in Wernigerode.*

Mein Studium in den Siebzigerjahren an der Hochschule für Kunst und Design Burg Giebichenstein in Halle, Fachbereich Gefäßgestaltung, war praxisorientiert. So galt es schon vor dem Studium, ein praktisches Jahr in der Industrie zu absolvieren. Das tat ich im Glaswerk Derenburg und im Porzellanwerk Colditz. Die Glashütte Derenburg stellte ausschließlich mundgeblasenes Glas her und betrieb mehrere Öfen mit Farbglas. Fast alle Gläser wurden handgeschliffen.

Nah an der Praxis

Die Burg selbst hatte eigene Betriebe, in denen wir unsere Studienarbeiten realisieren konnten: Spielzeugbetriebe in Bad Kösen, Holzwerkstätten in Olbernhau, Keramikwerkstätten in Bürgel. Auch Derenburg unterstand der Produktionsleitung der Hochschule.

Für unsere Studienarbeiten – einmal entwarf ich Vasen für Kindergärten aus Porzellan – erstellten wir zunächst eine Analyse, was gebraucht wurde und welche Eigenschaften die Stücke haben mussten. Danach erfolgte die Formfindung, wir machten Entwürfe auf Papier und drehten sie dreidimensional in Gips. Wir korrigierten die Formen und arbeiteten die Feinheiten heraus. Die Gestaltung war klar und schnörkellos, funktional an der Designhaltung des Bauhauses orientiert. Dann ging es mit den Entwürfen in den Betrieb. In der Glashütte wurden nach unseren Zeichnungen die Hohlformen hergestellt. Es war ein tolles Erlebnis, das eigene Produkt in der Hand zu halten.

Über die Kosten der Produktion und eine Marketing- und Vertriebsstrategie brauchten wir Studierenden nicht nachdenken. Die Betriebe stellten ihre eigenen Sortimente her und verkauften diese. An unseren Arbeiten waren sie nicht interessiert. Meine Diplomarbeit – die speziell auf den Betrieb zugeschnitten war – wurde jedoch in Derenburg produziert und bekam sogar die erste Designauszeichnung.

Ich entschied mich für die Industrie

In meinem Jahrgang an der Burg waren wir drei Gestalterinnen im Fachbereich Gefäßgestaltung: Karla Pinkert wurde freischaffende Keramikerin, Heidi Hütter freischaffende Porzellangestalterin, ich entschied mich als Einzige für die Industrie, obwohl ich in die Lehre hätte einsteigen können. Jede von uns hätte eine Stelle bekommen!

Nach dem Studium arbeitete ich ab 1979 als Formgestalterin und Industriedesignerin im VEB Glaswerk Derenburg. Das Sortiment des Betriebs bestand fast ausschließlich aus aufwendig herzustellendem Farbüberfangglas. Dabei besteht die untere Schicht aus Hellglas, die obere aus Farbglas, wenn das Glas geschliffen wird, kommen die Schliffelemente hell hervor. Die Produkte hatten feste Abnehmer im Sozialistischen Ausland. Im Inland beliebt waren die berühmten farbigen Römer und Cognacschwenker, die auch ein gutes Tauschprodukt waren, um beispielsweise an Autoersatzteile zu kommen. Als Trinkglas waren sie den Kunden zu schade, dafür nutzten sie lieber einfache Industriegläser wie Senfbecher.

Wir stellten auch Gläser für das Nichtsozialistische Wirtschaftsgebiet (NSW) her. Erst als der Betrieb Produkte nach meinen klareren Entwürfen herstellte, interessierten sich BRD-Großhändler über den DDR-Außenhandel für uns. Einige Produkte entwickelte ich direkt für die Händler. Der Betrieb bekam den Betriebspreis in Mark der DDR – der Außenhandel die Devisen. Dabei wurden unsere Waren viel zu billig an den Großhandel der BRD verkauft. Ein Beispiel: Einen Leuchter mit einem Betriebspreis von 24 DDR-Mark verkaufte der Außenhandel für 3,44 D-Mark. Das war für unseren Betrieb nach der Wende das erste KO-Kriterium: Unsere Gläser standen billiger in den Geschäften, als wir sie produzieren konnten.

Da es sich bei unseren Produkten für den Außenhandel NSW fast ausschließlich um farbloses Glas handelte, gab es Qualitätsprobleme. Denn weil auf farblosem, undekoriertem Glas jeder Fehler sichtbar ist, verlangt seine Produktion eine hohe Glasqualität. Wir benötigten also Glassande der ersten Wahl. Doch diese wurden exportiert. Das Glas für unsere Schmelze stellten wir deshalb selbst aus Rohbraunkohle her. Es fehlte aber auch an Rohglas für die Schleifer und die vielen Glasveredler. So war es schwierig, die ständig steigenden Planzahlen zu erfüllen.

Jegliche „Erste Wahl", die wir herstellten, wurde in den Westen gegen dringend benötigte Devisen verkauft. Die Gläser der „Zweiten Wahl" wurden dekoriert, wodurch sich Fehler verdecken ließen und dennoch eine Wertsteigerung erzielt wurde. Diese Gläser kamen in den Binnenhandel. Die Kunden in der DDR hätten den gleichen Preis auch für undekorierte Gläser gezahlt, aber die Preisbildung und damit die Planerfüllung ließen das nicht zu. Außerdem galt es, vierzig Schleifer zu beschäftigen.

Mein Kampf um Qualität

„Das ist doch keine Aufgabe für mich als Designerin", dachte ich oft. Ich versuchte, die Gläser besser zu gestalten. Ab 1984 arbeitete ich als künstlerische Leiterin und wollte besser gestaltete Römer oder andere Dekore für Überfangglas umsetzen, später brach ich mit dieser vom Ansatz falschen Idee und versuchte, meine Gestaltungvorstellungen durchzusetzen. Doch das war nicht gewollt. Es scheiterte neben den Qualitätsproblemen auch an den Arbeitern, die mitbestimmen durften, was im Betrieb produziert wurde: Durch meine Entwürfe standen alte und gute Normen zur Disposition, es hieß zudem, die Bevölkerung wolle diese neuen Entwürfe nicht.

Die Arbeit war oft frustrierend, weil sich immer wieder jemand eimischte und wir neue Anweisungen erhielten, die nichts mit unserem Anspruch an Qualität zu tun hatten: So wurde beispielsweise bei einer Vasenproduktion gefordert, die Vasen in einer Größe herzustellen, die dem bereits vorhandenen Verpackungskarton entsprach. Dann gab es auf einmal die unsinnige Anweisung, mehr Trinkgläser herzustellen – ich taufte alle Entwürfe als „Mehrzweckkelche". Zudem sollte die Produktion gesteigert werden. Doch bei der Produktion von mundgeblasenem Glas lässt sich nichts steigern. Eine Werkstelle mit drei Arbeitern konnte etwa 120 Vasen an einem Arbeitstag herstellen. Und Derenburg leistete Handarbeit von feinster Qualität.

Zu den Restriktionen kam die schlechte Wohnsituation. Ich wohnte in einem Zimmer zur Untermiete, WC und Wasser auf dem Hof. Später bekam ich eine Ein-Zimmer-Neubauwohnung. Sechs Jahre pendelte ich von Halle, wo ich mit meinem Mann und Kind wohnte, nach Derenburg.

Auch der Verdienst war gering: Ich bekam 550 Mark, ein Arbeiter verdiente um die neunhundert Mark. Doch ich war ehrgeizig und hatte Durchhaltevermögen. Schließlich bekam ich über das Amt für Industrielle Formgestaltung die Möglichkeit, Produkte außerhalb der betrieblichen Richtlinien zu entwickeln. Einige meiner Kollektionen an Trinkgläsern werden noch heute produziert. Sie sind zeitlos, das heißt, immer noch aktuell. Mode und Trends kannten wir als Gestalter in der DDR nicht. Die Dinge mussten funktional sein und möglichst lange halten. Zudem war alles, was wir produzierten, egal ob Cognacschwenker, Vasen oder Trinkgläser, innerhalb kurzer Zeit ausverkauft. Es gab für die Betriebsleitung also keinen Anlass, etwas Neues zu entwickeln.

Mit Unterstützung des Amts für Formgestaltung schufen wir den Bedarf für neue Produkte beispielsweise in Berlin in der Ausstellung „Der gedeckte Tisch". Dort kamen sie gut an und die Besucher fragten, warum sie solche Produkte nicht kaufen konnten. Dann war es an der Parteiführung, etwas zu tun, damit die Menschen die Produkte bekamen. Darüber hinaus präsentierten wir unsere Kreationen in Kunstgalerien und Kunstausstellungen im ganzen Land.

Unsere Gläser zeigten wir auch auf Messen, beispielsweise der Leipziger Messe, auf denen Händler aus dem NSW einkauften. Sie wurden sehr gut nachgefragt. Wir hätten damit viel Geld verdienen können. Doch der Außenhandel der DDR vergab sogenannte Quoten – damit durften im Prinzip nur

drei Großhändler aus der BRD bei uns einkaufen. Für DDR-Betriebe galt, dass wir etwa vierzig Prozent unserer Waren im Inland verkaufen konnten, zwanzig Prozent im Sozialistischen Wirtschaftsgebiet und den Rest je nach Auftrag im NSW. Diesen Anteil teilten sich die drei Großhändler aus der BRD. Einmal interessierte sich ein Händler aus den USA für eines unserer Produkte. Wir hätten ihm die gesamte Kollektion für zehn Dollar pro Stück verkaufen können. Ich sprach mit dem Außenhandel. Doch das Angebot wurde abgelehnt und die Kollektion an einen der drei Westdeutschen Händler verkauft – für drei Dollar das Stück. Ich konnte das nicht nachvollziehen, so kann man doch keine Geschäfte machen. Doch das interessierte niemanden. Vernünftig und betriebswirtschaftlich sinnvoll war es jedenfalls nicht.

Mit der Wende kam die Katastrophe

Dann kam die Wende und für uns die absolute Katastrophe. Im Westen kannte man unsere Produkte – sie wurden in Versandhauskatalogen verkauft. Die Kunden wussten jedoch nicht, dass sie aus dem Osten stammten. Sie waren stets sofort mit dem Markennamen der BRD-Firmen, die bei uns kauften, beklebt worden. Als die Kunden nun das Schild „Made in GDR" auf unseren Produkten sahen, hörten wir: „Schau mal, die Idee haben sie bei uns gestohlen."

Die Produktion wurde heruntergefahren, von 140 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern blieben 27 übrig. Doch ich wollte nicht aufgeben. Ich bat um einen Termin bei Horst Rehberger, dem gerade erst ernannten Minister für Wirtschaft und Technologie in Sachsen-Anhalt, und fuhr mit einem Koffer voller Gläser in sein Ministerium. Ich zeigte ihm unsere Produkte und warb für unsere Firma. Es funktionierte. Der Minister setzte sich bei der Treuhand für Investitionen in den Betrieb ein. So erhielten wir Ende 1991 von der Treuhand finanzielle Mittel, um einen neuen Studioglasofen für fünfzigtausend D-Mark anzuschaffen. Einige unserer Kollegen bekamen die Möglichkeit, in Betrieben in den alten Bundeländern neue Technologien und Arbeitsweisen zu erlernen. Sie wurden dort zu gefragten Mitarbeitern – und das alles ohne Kosten für die Westbetriebe.

Dennoch blieb die Weiterführung unseres Betriebs schwierig. Ich wurde 1992 verantwortlich für Marketing und Vertrieb unserer Waren sowie für die Produktentwicklung für den internationalen Markt. Doch wir hatten keine Vertriebswege mehr, die Lohn- und Energiekosten stiegen stetig, und wir wussten nicht, wie teuer und aufwändig das Marketing für die Produkte war. Ständig mussten wir neu kalkulieren. Wir hatten einfach keine Ahnung, wie die Marktwirtschaft funktionierte. Wir fuhren sogar persönlich zum Berliner Kaufhaus des Westens und boten dort mutig unsere Produkte an. In der Firma bauten wir einen touristischen Verkauf auf.

Heute zählt nicht Qualität, sondern der Trend

Die Glasbetriebe in den alten Bundesländern mussten selbst mit wirtschaftlichen Problemen kämpfen. In ihren Fabriken sah es nicht anders aus als bei uns: Bei den Mundbläsern stand Oma am Waschwasser und putzte die Gläser. Sie schätzten die Lage realistischer ein als wir und gaben uns keine Chance. Im Ausland konnte man unsere Produkte viel günstiger produzieren. Uns wurde klar, dass es unrealistisch war, Handgemachtes in hoher Auflage rentabel zu produzieren. Schließlich mussten auch wir gefragte und von uns entwickelte Produkte im Ausland produzieren lassen.

Wenn niemand im eigenen Land bereit ist, für Handwerk einen fairen Preis zu zahlen, geht es nicht anders. Das trifft mittlerweile auf viele Branchen zu, deren Produktion ins Ausland verlagert wurde. Die Verbraucher machen sich keine Gedanken, wie und unter welchen Bedingungen die Herstellung erfolgt. Hauptsache es ist billig. Mode und Trends kommen hinzu. Man benötigt keine langlebigen Waren, sondern solche, die dem aktuellen Trend entsprechen. Wenn der sich ändert, kauft man sich etwas Neues.

Aus dem Glasbetrieb wird ein Touristenmagnet und ich muss gehen

2004 musste ich die Firma verlassen. Der Betrieb, der 1993 vom Land Sachsen-Anhalt übernommen worden war, wurde in diesem Jahr an einen Investor verkauft, der daraus einen florierenden Tourismusbetrieb machte. Das Gelände wurde zu einer touristischen Attraktion mit Spielplatz, Café, einer Ausstellung mit Gläsern aus der ganzen Welt, ein Glasbläser stellt bunte Kugeln her. Die angebotenen Produkte werden zum großen Teil im Ausland hergestellt. Ich wurde gekündigt, mit der Begründung, man brauche kein Design mehr. Auch auf die Vertriebsleiterin konnte der Investor verzichten. Ich musste sogar die Urheberschaft an meinen Glaswaren abgeben, obwohl es hieß, dass sie nicht mehr im Betrieb hergestellt werden würden.

Die Entlassung setzte mir zunächst sehr zu. 2004 gab es in unserer Region kaum Arbeitsplätze. Doch ich fand schließlich Arbeit bei einem Bildungsträger und gab dort kaufmännischen Unterricht. Dann stieg ich als Anleiter im Modellbau beim Projekt „Kleiner Harz" in Wernigerode ein. Wir bauten mit Langzeitarbeitslosen Modelle, die heute im Miniaturenpark auf dem Gelände der ehemaligen Gartenschau in Wernigerode zu sehen sind. Zeitweise waren mehr als 120 Menschen im Projekt beschäftigt, unter ihnen gestandene Handwerker, bei denen ich mich durchsetzen musste. Doch es gelang mir, nicht zuletzt weil ich selbst eine handwerkliche Ausbildung genossen hatte und wusste, wie man mit einer Spritzpistole umgeht, wie man schleift und fräst.

2009 wurde der Miniaturenpark eröffnet. Im gleichen Jahr wurde die Stelle des Geschäftsführers der Park und Garten GmbH Wernigerode neu ausgeschrieben. Ich konnte mich unter sechzig Bewerbern durchsetzen. Nun kümmerte ich mich um 17 Hektar Gartengelände, ich managte Veranstaltungen sowie das Marketing und entwickelte den Park, der kurz nach der Gartenschau nicht mehr so attraktiv war, mit meinen Mitarbeitern weiter. 120.000 Gäste besuchten ihn in der Saison.

Mit knapp 66 Jahren ging ich schließlich in den Ruhestand. Der Park ist heute auf einem guten Weg.

Meine Liebe gehört noch immer dem Glas. In der Glashütte bin ich jedoch nie wieder gewesen.

Hat die einst stolze Schieferstadt Lehesten noch eine Chance?

***Michael Rahnfeld**, aus Erfurt, geboren 1985, war nach seinem Studium der Volkskunde und Kulturgeschichte Museumsleiter in Thüringen. Derzeit ist er „Projektkoordinator zur Musealen Neukonzeption des Technischen Denkmals Historischer Schieferbergbau Lehesten".*

Die Wende habe ich nicht als einschneidend erfahren. Ich war erst vier Jahre alt, als Ost- und Westdeutschland wiedervereinigt wurden. Doch die Auswirkungen erlebe ich heute noch – und nicht nur bei meiner Arbeit.

Als Projektkoordinator für die Stiftung Thüringischer Schieferpark erarbeite ich im Auftrag des Landes ein Museumskonzept sowie eine Tourismusstrategie für das wohl flächenmäßig größte Museum im Landkreis Saalfeld-Rudolstadt. Es ist meine Aufgabe, von hier aus die Region zu fördern. Mit der Schaffung eines zentralen kulturtouristischen Ankerpunkts soll dem strukturschwachen Raum wieder Leben eingehaucht werden.

Der Schiefer brachte Arbeit und Menschen nach Lehesten

Die Geschichte von Lehesten ist eng mit dem Berg- und Schiefergesteinsabbau verbunden. Über mehr als 750 Jahre wurde in und um Lehesten Schiefer abgebaut. Das Blaue Gold, wie der Lehestener Schiefer bezeichnet wird, war stets Exportgut Nummer eins und hatte eine hohe Wirtschaftskraft. Zwischen 1870 und 1910 hatte die Schieferproduktion für Dach- und Fassadenschiefer ihren Höchststand erreicht, in den Schieferbetrieben im Ort und im Umland arbeiteten bis zu zweieinhalbtausend Menschen. Der Schieferbetrieb war der größte Arbeitgeber Thüringens. Das spiegelte auch die Stadtentwicklung wider.

Nach den beiden Weltkriegen kam der Schieferbetrieb allmählich in Fahrt und florierte erneut. Mit der Schließung der Grenzen 1961 verlor der Betrieb jedoch viele fränkische Schieferarbeiter. Man organisierte den Betrieb neu und gründete eine Ausbildungsstätte für den dringend benötigten Nachwuchs. Um Fachkräfte nach Lehesten zu ziehen, wurde die Infrastruktur der Stadt ausgebaut.

Doch Lehesten war nicht nur für den Bergbaubetrieb bekannt, sondern auch für den zweitältesten Konsumverein, der 1872 auf dem Reichsgebiet gegründet wurde. Seine Tradition endete erst vor kurzem.

Der Schieferbetrieb zog nach der Umstrukturierung in den Sechzigerjahren zunehmend Menschen in die Region, die Stadt entwickelte sich entsprechend. Sie hatte fast dreitausend Einwohner. Es gab

zwei Arztpraxen, zwei Konsum-Läden, jeweils einen in der Stadt und einen im Schieferbetrieb, zwei HO-Läden, einer davon sogar für Milchgüter. Es gab zwei Uhrmacher, einen Sattler, einen Schuster, eine Konditorei, einige Fleischereien, eine Tankstelle, fünf Gaststätten und eine Poststelle sowie eine eigene Brauerei, die bis 1999 Lehestener Bier produzierte. Die Stadt bot den Menschen alles, was man zu einem guten Leben im ländlichen Raum braucht.

Mit der Wende stirbt die Schieferproduktion

Nach der Wende war der ortsprägende Schieferbetrieb nicht in der Lage nach marktwirtschaftlichen Bedingungen zu produzieren. Er hielt dem Druck des internationalen Marktes nicht stand. Zu aufwändig und zu kostspielig war die Lehestener Dach- und Fassadenschieferproduktion im internationalen Vergleich. Mehrfache Betreiberwechsel zwischen 1990 und 1999 führten dazu, dass der Schieferbergbau am Standort 1999 abgewickelt wurde. Das hatte verheerende Folgen für Ort und Region. Die zuarbeitenden Gewerke wurden nicht mehr gebraucht, die Brauerei wurde geschlossen, das öffentliche Leben in Form von gastronomischen Angeboten und Dienstleistungen wie ärztlicher Betreuung oder öffentlicher Personenbeförderung wurden als Ergebnis des Strukturwandels immer weiter heruntergefahren.

Ein Tourismuskonzept für Lehesten

Heute wirkt Lehesten öde und trist. Hier leben noch etwa 1.800 Menschen. Das sind die Bedingungen, unter denen ich nun eine Tourismusstrategie für den Ort entwickle.

Unser Museum allein lockt keine Touristen aus Nah und Fern an. Es kann nur *ein* Baustein sein. Tourismus bedarf eines entsprechenden Umfeldes, einer ansprechenden Infrastruktur und Versorgung. Zwar gibt es einige Ferienwohnungen, aber die Vermieter bieten in der Regel kein Frühstück oder Mittagessen an. Durch die Auswirkungen der Corona-Pandemie kämpft die einzige Gasstätte im Ort nun ums Überleben. Das bedeutet, die Gäste müssen sich anderweitig versorgen. Eine der letzten beiden verbliebenen Verkaufsstellen wurde vor zwei Monaten geschlossen. Beim letzten Lebensmittelädchen ist zwar noch keine endgültige Entscheidung gefallen, die Zeichen stehen aber auch dort auf Abschied.

Die Fleischerei wird ebenfalls verschwinden. Es gibt noch eine Bäckerei, die einzige Möglichkeit, um sich mit Brötchen, Brot und Backwaren zu versorgen. Fahrende Händler gibt es nicht. Wochenmärkte wurden zum Teil eingestampft, der ÖPNV stark zurückgefahren. Grenzüberschreitend, nach Steinbach am Wald oder Ludwigsstadt, gibt es keinen Busverkehr. Außerhalb der Schulzeiten fährt so gut wie kein Bus nach Lehesten, was es den älteren Einwohnern erschwert, ihre Besorgungen zu machen.

Die Einwohner sind zutiefst unzufrieden, wie das Ergebnis der letzten Landtagswahlen zeigt. Die AfD erhielt 30,1 Prozent der Zweitstimmen. Die einst stolze Stadt verödet. Es fehlen Lösungsansätze seitens der Kommune. Dabei wäre es höchste Zeit, über kreative Lösungen nachzudenken. Lehesten liegt an einem beliebten Wanderknotenpunkt, den man touristisch nutzen könnte. Aber solange wir den Wanderern kein ordentliches Umfeld bieten, bleiben sie aus.

KAPITEL 4

Wir haben uns politisch engagiert: vor, während und nach der Wende

„Mutti, was habt ihr bloß gemacht?“: von der Bürgermeisterin in der DDR zur Landtagsabgeordneten der Linken im vereinten Deutschland

***Barbara Borchardt**, aus Barnin/Landkreis Ludwigslust-Parchim, geboren 1956, wurde bereits mit zwanzig Jahren Bürgermeisterin und blieb es bis zur Wende. Sie schloss ihr zweites Fernstudium 1990 als Diplom-Juristin ab. Nach der Wende war sie zunächst erwerbslos. Sie baute den Arbeitslosenverband mit auf und wurde 1998 in den Landtag von Mecklenburg-Vorpommern gewählt. Seit 2020 ist sie Mitglied des Landesverfassungsgerichtes von Mecklenburg-Vorpommern.*

Ich wuchs mit meinen vier Geschwistern in einer sehr politischen Familie auf. Meine Eltern waren aus Überzeugung Mitglied der SED. Sie hatten den Zweiten Weltkrieg als Jugendliche erlebt und hofften, nach der Naziherrschaft ein antifaschistisches Land aufzubauen, in dem man sich um die Menschen kümmerte und sie in Frieden leben konnten. Mein Vater hatte Dachdecker gelernt, studierte dann Arbeitsökonomie und danach Jura. Nach seinem Studium wurde er Direktor am Kreisgericht in Templin. Er war ein ruhiger und besonnener Mensch mit starken Werten und Prinzipien. Unsere Kindheit und Jugend prägten Sätze, die er oft sprach: „Den Schwachen in der Gesellschaft muss man helfen, die Starken finden ihren Weg“ oder „Urteile nie über Menschen, warum, wieso und weshalb sie was und wie geworden sind, das steht dir nicht zu. Aber wenn sie Hilfe brauchen, öffne deine Tür und versuche, ihnen zu helfen.“

Die Prinzipien der Eltern

Zuhause diskutierten wir viel. Darauf legten die Eltern großen Wert. Wir Kinder waren nicht immer ihrer Meinung, es flogen auch mal die Fetzen, doch wir lernten, den Anderen ausreden zu lassen, zuzuhören und bei Meinungsverschiedenheiten nicht verbal aufeinander einzuprügeln. Unsere Eltern brachten uns bei, dass man nicht immer einer Meinung sein muss, dass man einander jedoch respektieren soll. Wir wurden zum Mitdenken und zu Empathie anderen Menschen gegenüber erzogen und sollten so unsere eigenen Wege finden.

Vaters Prinzipien brachten uns dennoch manchmal zur Weißglut. Ein typisches Beispiel aus späteren Jahren: Einmal warteten wir bei der Geburtstagsfeier meines kleinen Sohnes auf meine Eltern. Sie hätten längst da sein sollen. Der Kleine hatte schon Tränen in den Augen, weil der geliebte Opi immer noch fehlte. Dann kamen sie endlich mit dem Taxi. Es stellte sich heraus, dass ihr Auto einen Defekt gehabt hatte. Ich fragte meinen Vater, warum er als Kreisgerichtsdirektor nicht seinen Dienstwagen genommen hatte, statt erst nach Hause zu gehen, ein Taxi zu organisieren und dadurch viel zu spät zur Feier seines

Enkels zu kommen. Doch Vater erklärte in seiner kategorischen Ruhe, dass er seinen Dienstwagen prinzipiell nicht für Privatfahrten nutzte!

Anders als geplant

1974 machte ich mein Abitur. Meine beruflichen Pläne zerschlugen sich durch eine frühe Schwangerschaft. Geplant gewesen war eine Tätigkeit beim Bezirksgericht Neubrandenburg und ein anschließendes Jura-Studium an der Humboldt-Universität Berlin. Meine Eltern boten mir an: „Wir nehmen deinen Sohn, während du studierst. Gemeinsam bekommen wir das hin." Doch das wollte ich nicht. Ich hatte mir die Suppe selbst eingebrockt, jetzt wollte ich sie auch auslöffeln und blieb stur: „Nein, ich bleibe bei meinem Kind, ich werde schon irgendwie klarkommen."

Anstatt zu studieren, bewarb ich mich als einfache Mitarbeiterin beim Rat des Kreises und wurde 1974 eingestellt. In Bezug auf eine Ausbildung wurde mir die Möglichkeit gegeben, im Fernstudium an der Akademie in Babelsberg zu studieren. Mit diesem Studium begann ich 1977, nachdem mein zweites Kind geboren wurde.

Wie meine Eltern war ich aus Überzeugung in die SED eingetreten. Schon 1974 hatte ich meinen ersten Antrag gestellt. Doch der wurde abgelehnt, weil meine Eltern keine Arbeiter waren, sondern zur Intelligenz gehörten. Erst über die Initiative „FDJler in die SED" nahm man mich 1976 auf.

Werde Bürgermeister, dann bekommst du eine größere Wohnung!

Mein Mann und ich wohnten in einer Anderthalbzimmerwohnung. Wohnraum war knapp. Ich bat beim Rat des Kreises um Hilfe bei der Wohnungssuche. Sie schlugen vor: „Werde Bürgermeisterin, dann bekommst du eine größere Wohnung."

Das war eigentlich nicht das, was ich wollte. Ich wäre auch gar nicht auf die Idee gekommen. Aber ich dachte darüber nach und willigte in den Vorschlag ein. 1976 wurde ich mit zwanzig Jahren Bürgermeisterin in der Gemeinde Rutenberg im Landkreis Templin. Ein Dorf mit achthundert Einwohnerinnen und Einwohnern, fünf Ortsteilen, vielen Betriebsferienlagern und privaten Wochenendgrundstücken. Ich war jung, hatte kein abgeschlossenes Studium, zwei Kinder und keine Vorstellungen davon, was man in diesem Amt zu tun hatte. Ich hatte großen Respekt und auch Angst vor der neuen Aufgabe.

Es heißt: „Man wächst mit seinen Aufgaben" – das traf auf mich zu. Ich arbeitete mich ein und begann parallel zu meiner Arbeit ein Fernstudium für Staats- und Rechtswissenschaften in Babelsberg. Die Arbeit mit den Menschen vor Ort machte mir großen Spaß. Die Bürger kamen mit ihren Problemen zu

mir. Gemeinsam versuchten wir, eine Lösung zu finden oder Unterstützung zu organisieren. Ich lernte allerdings schnell: Die Bürgermeisterin war an allem schuld. Oft hörte ich den scherzhaften Satz: „Und wenn die Kuh im Dorf nicht bullt, ist der Bürgermeister schuld."

Viele Menschen kamen mit Wohnungsproblemen zu mir. Doch wie sollte ich Wohnraum schaffen? Die Gemeinde verfügte über eigenen Wohnraum, wir versuchten Modernisierungs- und Umbaumaßnahmen durchzuführen und konnten oft helfen. Doch nicht selten saß ich zwischen allen Stühlen. Die Gemeinde hatte einen „Gemeindeplan". Durch den Rat des Kreises bekamen wir unsere Kennziffern, beispielsweise für das Abliefern von Gemüse, Eiern und Sekundärrohstoffen. Wenn die Gemeinde die Quote an Altpapier oder Flaschen-Leergut nicht erreichte, musste ich das vor dem Rat des Kreises rechtfertigen. Aber auch wenn die LPG die Milchquote nicht geliefert hatte, wurde ich zur Verantwortung gezogen. Heute klingt das absurd, ich musste die Menschen sozusagen zum Trinken auffordern, damit wir genug Leergut abgaben. Selbstverständlich versuchten wir, unsere Planziele durch Sammlungen in der Gemeinde, durch Gespräche mit den Bürgerinnen und Bürgern und dem Vorstand der LPG zu erreichen.

Aus persönlichen Gründen zog ich nach einiger Zeit in den Kreis Strasburg und legte mein Amt nieder. Am neuen Wohnort übernahm ich – nun schon mit Erfahrung – wieder das Amt der Bürgermeisterin. Ich bekam mein drittes Kind und machte meinen Abschluss als Diplomstaatswissenschaftlerin im Fernstudium in Babelsberg. Danach studierte ich im Fernstudium Rechtswissenschaften an der Humboldt-Universität und legte 1990 mein Diplom ab.

Mutti, was habt ihr bloß gemacht?

Ende des Sommers 1989 wussten wir alle, meine Bürgermeisterkollegen, die Bürgerinnen und Bürger der Gemeinde, dass es in der DDR nicht so weitergehen konnte wie bisher. Die Proteste gingen zwar an unserer Kleinstadt vorbei, aber wir sahen Fernsehen und hörten Nachrichten. Sätze wie: „Wer nicht bleiben will, soll doch gehen, wir weinen niemandem eine Träne nach", berührten uns und wühlten uns auf. Wenn Menschen alles zurücklassen, sehen sie anscheinend keine Zukunft in ihrem Land. Wir hatten Angst, was auf uns zukommen würde.

In der Gemeinde überlegten wir, was wir tun sollten. Wir hatten doch versucht, unseren Bürgerinnen und Bürgern ein angenehmes Leben zumindest entsprechend der Umstände zu organisieren. Wir waren ratlos und wir hatten Angst vor der Zukunft. Keiner wusste, was geschehen würde.

Am 9. November 1989 wurde mein Sohn 15 Jahre alt. Das wollten wir mit Freunden und der Familie feiern. Dann hörten wir in den Nachrichten, dass die Grenzen aufgemacht wurden. Freude kam in der Familie und bei meinen Freunden erst einmal nicht auf.

Ich war traurig und ängstlich, weil ich wusste, dass sich viel verändern würde. Was genau passierte, konnte ich meinen Kindern jedoch nicht erklären. Ich machte mir Sorgen um sie. Eines Tages kam mein großer Sohn aus der Schule. Er verstand die Welt nicht mehr. Viele Klassenkameraden und Lehrer hatten plötzlich eine ganz andere Meinung als zuvor: „Mutti, was habt ihr bloß gemacht? Ist das alles wahr?", fragte er mich völlig aufgelöst.

Ich schwor mir, ab jetzt meinen Mund aufzumachen und nichts mehr hinzunehmen, was nicht gerecht war, Entscheidungen zu hinterfragen. Ich wollte Verantwortung übernehmen. Politisch engagierte ich mich in der SED-PDS, später PDS. Mein Bürgermeisteramt gab ich nach den Kommunalwahlen auf. Mir war klar, alles was wir in der Gemeinde aufgebaut hatten: Kindergarten, Kinderkrippe, Post, Verkaufsstelle – dass alles wird in Zukunft keinen Bestand mehr haben. Und so kam es, nach und nach wurde alles geschlossen oder umorganisiert.

Kurze Zeit war ich erwerbslos. Weil die Arbeitslosigkeit ein immer größeres Problem wurde, begann ich 1990 den Arbeitslosenverband Deutschland e.V. mit aufzubauen Zunächst gab es den bundesweiten Verband, nach und nach wurden die Landesverbände, so auch in Mecklenburg-Vorpommern, gegründet. Im Arbeitslosenverband engagierten sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie Mitglieder in vielfältiger Weise gegen Ausgrenzung und für die Gewährleistung einer Teilhabe am gesellschaftlichen Leben der von Erwerbslosigkeit und Armut Betroffenen.

Ich sah, wie viele Menschen in ein großes Loch fielen, aus dem manche nicht mehr herauskamen, andere nur durch Unterstützung. Unter ihnen waren sowohl hochqualifizierte als auch geringqualifizierte Menschen. Sie standen plötzlich vor dem Nichts. Wir hatten keine Arbeitslosigkeit gekannt, so mancher, der nun seine Arbeit verlor, konnte damit nicht umgehen. Es war bitter und traurig zu sehen, wie die Lebensleistung vieler Menschen plötzlich nichts mehr wert war.

Unsere Lebensleistung aberkannt

Wir, insbesondere meine und die Generation meiner Eltern, fühlten uns als Menschen zweiter Klasse. Unser ganzes Leben, alles was wir in der DDR gemacht hatten, wurde infrage gestellt. Es war so, als hätten wir nichts geleistet. Nicht einmal Errungenschaften wie die gut funktionierende Kinderbetreuung durch ausreichende Kindergärten und Kinderkrippen oder die Polikliniken blieben erhalten.

Auch für mich war es eine prägende Zeit. Meine Erfahrungen konnte ich bei meiner Arbeit als Landtagsabgeordnete in Mecklenburg-Vorpommern einbringen. Ich setzte mich im Wirtschaftsausschuss, dann als Vorsitzende des Petitionsausschusses und in anderen Ausschüssen besonders für die Schaffung von Arbeitsmöglichkeiten ein. So gelang es uns beispielsweise ein Programm zur Schaffung von Jugend- und Schulsozialarbeitern zu etablieren, das noch heute Bestand hat.

Gleichzeitig überlegten wir, wie wir den Jugendlichen helfen konnten, eine Ausbildung in Mecklenburg-Vorpommern zu machen beziehungsweise nach ihrer Ausbildung Arbeit zu finden. Die Wirtschaftsstruktur in unserem Land war geprägt durch kleine und mittelständische Unternehmen, die Anzahl der Schulabgänger war im Vergleich zu den alten Bundesländern sehr hoch. Viele Jugendliche bekamen keinen Ausbildungsplatz. Andere konnten nach der Ausbildung keine Arbeit in ihrem Beruf finden, jedenfalls nicht in ihrer Heimat. Sie zogen weg. Heute erleben wir, dass Menschen zurückkommen und sich hier in Mecklenburg-Vorpommern ihr Leben aufbauen. Das ist schön. Wir müssen weiter Möglichkeiten schaffen, damit die Menschen in unserem Landkreis und in Nordwestmecklenburg ein Zuhause haben, Arbeit bekommen und ihre Zukunft selbst gestalten können.

Zuhören und miteinander reden

Leider ist es noch heute so, dass wir voneinander wenig wissen. Das trifft sowohl auf die Bürgerinnen und Bürger in den neuen Bundesländern als auch in den alten Bundesländern zu. Gegenseitiges Verständnis und Vertrauen gelingen nur, wenn wir unsere Erfahrungen teilen und einander wertschätzen. Deshalb müssen wir mehr miteinander reden – Ost und West. Es ist wichtig und notwendig, sich zuzuhören. Wir müssen deutlich machen, warum wir wie gelebt haben.

Leider kam das in den letzten dreißig Jahren viel zu kurz, es gab nur wenige Bemühungen beider Seiten Integration und Verständnis zu fördern. Die Menschen aus Ost und West wissen immer noch zu wenig voneinander, reden übereinander aber nicht miteinander. Projekte und Initiativen wie die Erzählsalons sind eine gute Gelegenheit, einander zuzuhören, die Vergangenheit des anderen kennenzulernen, weiter aufeinander zuzugehen und einander zu helfen.

Abwicklung der Wismut: Wie das „Tal des Todes“ zur blühenden Landschaft wurde

***Konrad Barth**, Jahrgang 1939, arbeitete zwanzig Jahre bei der Sowjetisch-Deutschen Aktiengesellschaft (SDAG) Wismut als Kumpel im Uranbergbau. 1979 wurde er Bürgermeister von Schlema und blieb es bis zu seinem Ruhestand 2004. Bereits vor der Wende beschloss er, Schlema als Kurbad wiederaufzubauen, und verfolgte seinen Plan konsequent. 1998 war es dann so weit: Das Kurbad feierte Eröffnung. Bis heute waren über sieben Millionen Menschen in Bad Schlema zu Gast.*

Nach dem Krieg, Anfang August 1946, wurde unsere Mutter mit uns drei Kindern aus Niederschlesien vertrieben. Mein Vater galt als vermisst. In Viehwaggons brachte man uns und andere Schlesier in ein riesiges Lager nach Kleinwelka nahe Bautzen. Von dort kamen wir in eine Gemeinde bei Lößnitz-Dittersdorf, wo wir in einem Klassenraum der Schule untergebracht wurden. Im Dezember 1946 kehrte mein Vater aus der Gefangenschaft zurück. Inzwischen wohnten wir in Dennheritz, im Kreis Glauchau, in zwei kleinen Räumen. Mein Vater meldete sich in Meerane auf dem Arbeitsamt und wurde als Arbeiter für die Wismut AG zwangsverpflichtet. Zwangsdienstverpflichtungen waren zu dieser Zeit gängige Praxis, um Arbeitskräfte für den Uranabbau zu gewinnen. Über vierzigtausend Menschen erging es 1946 und 1947 so, als die Wismut AG als sowjetisches Staatsunternehmen gegründet wurde. Die AG wurde 1953 liquidiert und als Sowjetisch-Deutsche Aktiengesellschaft (SDAG) Wismut neugegründet.

Als Vertriebene in der DDR angekommen

Zwar war mein Vater Landwirt und kam damit aus einem ganz anderen Bereich, doch er war froh darüber, eine Arbeit zu haben. Meine Mutter erhielt ebenfalls eine Anstellung bei der Wismut und war in der Arbeiterversorgung tätig.

Im Juli 1952 zog unsere Familie nach Oberschlema. In der Adolf-Hennecke-Siedlung bekamen wir fünf eine Neubauwohnung mit zwei Zimmern – und fanden es herrlich! Nach den letzten Jahren in äußert beengten Verhältnissen war es für uns wie im Paradies. In Schlema hörten endlich die Diskriminierungen auf, denen wir als Vertriebene bislang ausgesetzt gewesen waren. Hier mussten wir uns keine Beschimpfungen und Beleidigungen mehr anhören, denn in Schlema lebten viele schlesische Bergleute und Russen, die alle bei der Wismut arbeiteten.

Nach der Schule absolvierte ich eine Lehre als Maschinenschlosser beim Schweißmaschinenbau Gerhard Beyer in Aue. Als ich ausgelernt hatte, bekam ich gerade mal 218 Mark Gehalt. Über meine Mit-

schüler in der Berufsschule erfuhr ich, dass man bei der Wismut zwischen 350 und vierhundert Mark verdiente. So wechselte ich 1957 als Schlosser in die dortige Abteilung Kühltechnik. Da es in unserem Bereich des Bergbaubetriebs Schachttiefen bis zu zweitausend Meter gab, mussten die in dieser Tiefe vorherrschenden Temperaturen von bis zu sechzig Grad durch den Einsatz von Großkühlanlagen und die Umwälzung riesiger Luftmengen auf erträgliche 25 Grad heruntergekühlt werden, damit die Kumpel dort überhaupt arbeiten konnten. Dafür mussten wir aus der Kühltechnik sorgen.

Zwanzig Jahre war ich unter Tage. Mit dem abgebauten Erz der SDAG Wismut leistete man über Jahrzehnte Reparationsabgaben an die Sowjetunion. In Schlema und Aue-Alberoda beliefen sich diese bis 1990 auf 83.000 Tonnen. Es waren nicht die Russen, sondern die Amerikaner gewesen, die 1945 die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki geworfen hatten. Die Sowjetunion rüstete nach Kriegsende nach: Insgesamt gingen aus dem Gebiet der DDR insgesamt 230.000 Tonnen anreicherungsfähiges Uran an den großen Bruder im Osten.

Vom Schlosser unter Tage zum Bürgermeister

Schlema wurde unsere Heimat, und ich engagierte mich für sie. Seit 1964 saß ich mit einem FDJ-Mandat im Gemeinderat. 1978 fragte mich die Partei, ob ich im kommenden Jahr das Bürgermeisteramt übernehmen wolle. Was für eine Herausforderung! Die Gemeinde Oberschlema war durch den Uranbergbau völlig deformiert. Ein Drittel der Gemeinde bestand aus bergbaubelasteten Flächen. Man nannte Schlema auch »Tal des Todes«. Es sah zum Teil aus wie eine Ödnis auf dem Mond. Aber es gab Arbeitsplätze. Der volle Umfang der Zerstörung war uns noch gar nicht bewusst.

1979 übernahm ich das Bürgermeisteramt mit dem Anspruch, den Schlemaer Bürgern nach und nach eine bessere Lebensqualität zu bieten. In dieser Zeit realisierten wir Haldenbepflanzungen, legten befestigte Straßen an, richteten auf ungenutzten Wismut-Flächen 13 Kleingartenanlagen ein, sodass sich die Bürger selbst mit Obst und Gemüse versorgen konnten. Von Anfang an war mir eine gute Zusammenarbeit mit unseren beiden Oberschulen wichtig.

Mit dem Antritt Gorbatschows als Generalsekretär des Zentralkomitees der KPdSU 1985 hofften auch wir in der DDR auf eine politische Wende. Leider war das Gegenteil der Fall. Die Beziehungen zur Sowjetunion verschlechterten sich. Durch die Festlegung, aus der DDR kein Uran mehr zu beziehen, entstand in unserer Gemeinde eine große Unsicherheit, da etwa sechzig Prozent der Arbeitnehmer in den Schächten und Betrieben der SDAG Wismut arbeiteten.

Da schlug mein ehemaliger Lehrer Martin Ebert vor, das alte Radiumbad wiederaufzubauen. Das weltbekannte Heilbad, welches mit der Radontherapie bereits Anfang des letzten Jahrhunderts große Heilerfolge erzielt hatte, war dem rücksichtslosen Uranabbau zur Herstellung der russischen Atombombe geopfert worden.

Eine verrückte Idee

Wir besprachen die Möglichkeit der Reaktivierung des Bades in der Gemeinde und gründeten 1987 einen Freundeskreis mit dem Ziel, diese Idee auch umzusetzen. Wir holten gleichgesinnte Freunde der SDAG Wismut mit ins Boot und ließen Untersuchungen durchführen, um unter Tage radonhaltige Quellen wiederzufinden. Zwar gab es jede Menge radonhaltige Wässer, doch durch die jahrzehntelange Bergbautätigkeit waren sie mit Arsen und Nitraten versetzt, sodass wir kaum nennenswerte Erfolge verbuchen konnten. Unser Einsatz wurde schließlich im Frühjahr 1989 durch die SED-Gebietsleitung Wismut unterbunden. Wie im Politbüro des ZK der SED bestand auch sie aus politischen Hardlinern, die jede Veränderung rigoros ablehnten.

Doch Martin Ebert gab nie auf. Immer wieder kam er mit neuen Informationen und Schriften zu mir, wie man das alte Bad reaktivieren könnte. Ich bat ihn, alles zusammenzutragen und aufzuschreiben. Gemeinsam mit Wolfram Keßler verfasste er das Büchlein „Schlemas Wässer wirkten Wunder", das 1989 gedruckt werden sollte. Ich organisierte das Papier, bekam jedoch erst für 1992 die Druckgenehmigung. Letztlich spielte uns die Wende in die Hände: Wir konnten sofort drucken. Das Büchlein diente uns fortan als Fahrplan für die Reaktivierung des Radiumbades.

Ende 1989 standen in Schlema die Bürgermeisterwahlen an: Ich wurde mit rund 98 Prozent der Stimmen wiedergewählt. Nach der Wende fanden dann Kommunalwahlen statt. Ich war aus der SED ausgetreten und kandidierte nun für die Freien Wähler Erzgebirge (FWE), eine Vereinigung, die wir zuvor gegründet hatten. Der Bürgermeister wurde nicht direkt, sondern von den Gemeinderäten gewählt. Trotz meiner Vergangenheit erhielt ich neun von elf Stimmen. Die Freien Wähler hatten nur vier Mandate, es mussten mich demnach auch andere Parteienvertreter gewählt haben.

In der Bevölkerung gab es nicht nur eine große Abneigung gegenüber den SED-Leuten, sondern auch gegenüber den Wismut-Bergarbeitern. Ihnen gab man die Schuld, dass die Region zum „Tal des Todes" geworden war. Die SDAG Wismut als einzige sowjetisch-deutsche Aktiengesellschaft in der DDR war inzwischen aufgelöst worden. Neben den Schächten, den Betrieben und Einrichtungen der Wismut waren auch die anderen Betriebe geschlossen worden. Die alte Industriegemeinde existierte ab 1991 nicht mehr.

Aus ganz Deutschland und aus anderen europäischen Ländern kamen Medienvertreter und berichten über uns. Schlema war tatsächlich eine einzige Geröllhalde, der heutige Kurpark eine Mülldeponie: Vierzig Jahre Uranerzabbau hatten ihre weitreichenden Spuren hinterlassen. Funk und Fernsehstationen bescheinigten uns, dass die Wohnbevölkerung durch die Lage des Ortes über den Schächten, nahe den Förderanlagen, inmitten der Schuttberge und damit der radioaktiven Verseuchung dem schleichenden Tod ausgesetzt gewesen sei. Die Bergbauarbeiter hatten unter Tage den Staub und die Gase eingeatmet, die radonhaltige Abluft aus der Tiefe war in den Ort, das Grubenwasser ungeklärt in die Flüsse geleitet worden. Offizielle Messungen hatte es nicht gegeben, wir hinterfragten den Abbau nicht. Die Schlemaer waren immer stolz auf ihren Schacht gewesen. Denn durch die Wismut gab es ein

Kulturhaus und eigene Kultureinrichtungen, moderne Sportanlagen, Warenhäuser, Kliniken und Ferieneinrichtungen.

Nach der Wende beschloss die Bundesregierung, der Umweltkatastrophe zu begegnen. Sie pumpte 13 Milliarden D-Mark in die Beseitigung und Sanierung der radioaktiven Hinterlassenschaften. Dankbar erfuhren wir, dass die neugegründete Wismut GmbH den Auftrag bekam. Mit großem Elan und Begeisterung gingen die Bergleute ans Werk.

Das Wunder von Schlema

Uns blieb nur die Chance, wieder Heilbad zu werden. Noch hielten uns die meisten für verrückt. Doch wir schafften es, das Interesse mehrerer Wissenschaftler aus den alten Bundesländern zu wecken, allen voran Professor Karl Aurand, Direktor des Instituts für Wasser-, Boden- und Lufthygiene beim Bundesgesundheitsamt. Sie kamen nach Schlema und fanden schließlich natürliche Radongasquellen. Zeitgleich forderten Politiker, in einer Doppelblindstudie in deutschen und österreichischen Radonbädern zu untersuchen, was das Edelgas medizinisch bewirken kann oder ob alles nur Quacksalberei ist.

Ich erhielt einen Anruf aus München-Großhadern. Eine der größten deutschen Universitätskliniken fragte an, ob sie bei uns in Schlema diese Doppelblindstudie mit fünfzig Probanden durchführen könne. Da wir nur elf Betten hatten, bauten wir die ehemalige Wismut-Poliklinik um und schafften Platz für fünfzig Betten.

Die durchgeführte Studie bestätigte 1991, dass das Radongas nachweislich heilende Eigenschaften hat, und die Krankenkassen erkannten die Heilmethode an. Das kam einem Ritterschlag gleich. Schlema wurde zum anerkannten Ort mit einem Heilquellenkurgebiet. Diese Tatsache bot uns die Chance auf Fördermittel, die wir sofort beantragten.

In dieser Zeit lernte ich den sächsischen Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf kennen. Er besuchte uns mehrmals in Schlema. In ihm fanden wir einen Förderer, der sich auch persönlich für uns einsetzte, wenn es nicht weiterging. Unterstützung erhielten wir auch vom Land Sachsen sowie von Bad Kreuznach im Rheinland, ebenfalls ein anerkanntes Radonbad. 1996 legten wir den Grundstein für das neue Kurmittelhaus, das am 25. Oktober 1998 eröffnete. Bis heute konnten wir über sieben Millionen Gäste in unserem Bad begrüßen und sind seit 2005 Kurort Bad Schlema.

Wir hatten großes Glück, dass die Bundesregierung den Beschluss fasste, mit mehreren Milliarden D-Mark die Uranbergbau-Altlasten unter und über Tage zu beseitigen, und ihren Worten Taten folgen ließ. Die blühenden Landschaften, die Bundeskanzler Helmut Kohl einst versprochen hatte, sind zumindest bei uns entstanden.

„Wir wollten die DDR reformieren, doch das Volk lief geradewegs nach Westen“: Engagement in der Bürgerbewegung und bei den Grünen

***Christiane Ziller**, geboren 1963 in Elbingerode/Harz, studierte Musikwissenschaft und arbeitete bis zur Wende als Operndramaturgin. Seit der Schulzeit engagiert sie sich für die Demokratie, seit der Wende erst beim Demokratischen Aufbruch, später beim Bündnis 90, an deren Fusion mit den Grünen sie maßgeblich beteiligt war. Zehn Jahre war sie Geschäftsführerin bei der Bundesvereinigung Soziokultureller Zentren. Heute arbeitet sie als Coach und setzt ihr Demokratie-Engagement unter anderem in einem kleinen soziokulturellen Zentrum in ihrer Heimat fort.*

Ich komme aus einer protestantisch-lutherischen Familie mit einer politisch engagierten Mutter. Sie brachte mir bei, den eigenen Überzeugungen zu folgen.

Mein Weg orientiert sich bis heute am Urchristentum: Ich bin überzeugt, dass die Welt allen gehört, die auf ihr leben, und dass jeder Mensch den gleichen Wert in der Gemeinschaft hat, unabhängig von seinen individuellen Fähigkeiten und Kompetenzen. Mit diesem Grundsatz gehörte ich in der DDR zu den linken Oppositionellen und fand später Mitstreiter unter den jungen Reformgenossen. Aus dieser Haltung heraus schrieb ich im Herbst 1989 die reformsozialistischen Thesen für das erste Parteiprogramm des Demokratischen Aufbruchs.

Meine Jugend verbrachte ich in Nordhausen. Meine Familie und ich wehrten uns gegen staatliche Bevormundung und rigide Repressalien, wobei meine Mutter erstaunlich erfolgreich war. Weil ich der FDJ nicht angehören wollte, musste ich jeden Schritt ins Erwachsenenleben erkämpfen. Weil mir andere Fächer wie Germanistik, Jura und Soziologie verwehrt wurden, studierte ich Musikwissenschaft. Aus politischen Gründen wurde ich zweimal vom Studium exmatrikuliert, erst in Leipzig, dann in Berlin. Bis 1988 arbeitete ich schließlich als Operndramaturgin. Mit dem Umbruch in der DDR begann für mich eine neue Lebensphase.

Statt Musik Engagement für mehr Demokratie

Mein schönster Tag im Leben war der 4. November 1989. Bei der Demonstration in Berlin mit rund 1,5 Millionen Menschen war ich Ordnerin. Wir Demonstranten wollten eine andere DDR. Wir hatten eigene Träume. Wir wollten nicht den Westen kopieren.

Als fünf Tage später die Mauer fiel, saß ich mit meinem Mann zuhause vor dem Fernseher. Ich heulte wie ein Schlosshund: Mir war sofort klar, unsere Idee, einen demokratischen Weg zu finden – zwischen dem bevormundenden Sozialismus und seinen Auswüchsen auf der einen und dem Kapitalismus auf der anderen Seite –, war dahin. Die Grenzen wurden geöffnet, alle wollten reisen, dann wollten alle die Deutsche Mark und „die Bananen". Das war nachvollziehbar. Doch die meisten ließen sich von den Versprechungen Helmut Kohls und der Westmedien blenden – wie früher, wenn die Westverwandtschaft im Pelzmantel zu Besuch kam, der nach viel aussah und in Wahrheit geliehen war.

Als sich im Herbst 1989 die Oppositionellen sortierten, engagierte ich mich im Demokratischen Aufbruch, für den ich von Beginn an mit am Runden Tisch saß. Von nun an war nicht mehr die Musik mein berufliches Zuhause, sondern die Politik – oder vielmehr das Engagement für mehr Demokratie. Ich wurde im Oktober Mitglied des Bundesvorstands des Demokratischen Aufbruchs und als Geschäftsführerin die erste – noch illegale – Angestellte überhaupt. Auf dem Leipziger Parteitag vom 16. und 17. Dezember wurde ich gegen Rainer Eppelmann als Vorstandssprecherin gewählt. Diese Position – allerdings ohne jegliche demokratische Legitimation – übernahm später übrigens Angela Merkel.

Anfang Dezember tagte der Zentrale Runde Tisch zum ersten Mal in Berlin. Auf Initiative verschiedener Gruppierungen war er einberufen worden und wurde von Vertretern der Kirchen moderiert. An ihm saßen sich Vertreterinnen und Vertreter der neuen Organisationen und der alten Parteien paritätisch gegenüber.

Rainer Eppelmann und Wolfgang Schnur, die führenden Vertreter des „Demokratische Aufbruchs" gaben bereits vor dem ersten Parteitag Mitte Dezember die Vorstellungen von einem sozial-ökologischen und demokratischen Sozialismus auf, wandten sich der Marktwirtschaft zu und forderten die deutsche Einheit. Es kam zu heftigem Streit zwischen den unterschiedlichen Richtungen, die den Demokratischen Aufbruch schließlich spalteten. Mit Friedrich Schorlemmer gingen viele zur SDP.

Ich hatte die Nase vom Parteileben erst einmal voll und wechselte Anfang Januar 1990 zur Bürgerbewegung Demokratie Jetzt. Ich wollte nicht in den Westen, ich war eine erklärte Hierbleiberin. Für mich gab es mehr Gemeinsamkeiten mit dem Christentum und mehr positive Aspekte im DDR-Sozialismus, als im Kapitalismus des Westens. Über meine Familie mütterlicherseits, die ausschließlich in Westdeutschland lebte, kannte ich die dortigen Verhältnisse und hatte eine Vorstellung, was bei einem Beitritt auf uns zukommen würde. Das war nicht meine Welt und schon gar nicht meine Idee von Demokratie.

Arbeiten im Politikbetrieb für mehr Demokratie

Für mich gab es bei Demokratie Jetzt sofort wieder Verwendung als Pressereferentin. Ich baute im frisch von der SED-Kreisleitung übernommenen Haus der Demokratie die Bürostruktur mit auf und wurde für Neues Forum (NF), Demokratie Jetzt (DJ) und Initiative für Frieden und Menschenrechte (IFM) mit

dem gemeinsamen Wahlkampfmanagement für die Volkskammerwahlen am 18. März 1990 beauftragt. Völlig unerfahren, in nur zwei Monaten, ohne Geld und Strukturen – es ist mir heute noch unklar, wie wir das bewältigten. Trotzdem waren die 2,9 Prozent der Stimmen für unser Bündnis 90 eine riesige Enttäuschung.

Nach der Volkskammerwahl lief das Volk nur noch geradewegs auf die Einheit zu. In dieser Zeit war ich Mitarbeiterin für Kultur und Medien in der Volkskammer. Zusammen mit meinem Freund und Chef Konrad Weiß und Christoph Singelnstein, dem Geschäftsführenden Intendanten des Rundfunks der DDR, erarbeiteten wir das sogenannte „Rundfunküberleitungsgesetzt". Dieses sollte mit dem Ostdeutschen Rundfunk (ODR) einen gemeinsamen Sender für das Territorium der DDR schaffen, um die später doch erfolgte Zerschlagung der gesamten Rundfunklandschaft der DDR zu verhindern. Das Gesetz wurde mit immensem Kraftaufwand in den Sommermonaten erarbeitet und Mitte September von den West-Ministerpräsidenten vom Einigungsvertrag ohne Diskussion vom Tisch gefegt. Sie hatten wohl Angst, dass unsere viel demokratischeren Regeln für Aufruhr in ihren eigenen Sendeanstalten hätten sorgen können.

Inzwischen war ich in den Sprecherrat von Demokratie Jetzt gewählt worden. Und schon wieder stand ein Wahlkampf an, für die erste gemeinsame Bundestagswahl im Dezember 1990. Diesmal kamen zur Listenverbindung Bündnis 90 noch die Ost-Grünen sowie der Unabhängige Frauenverband und die Vereinigte Linke hinzu. Ich organisierte wieder den Wahlkampf. Im September 1991 gründete sich die Partei Bündnis 90 in Potsdam. Die Parteiwerdung war umstritten, doch spätestens nach dem erneut mäßigen Wahlergebnis und der Festlegung, dass zur nächsten Bundestagswahl nur noch Parteien zugelassen werden würden, blieb keine andere Wahl.

Die Fusion von Bündnis 90 und Grünen: Ost und West kommen zusammen

1991 bis 1993 war ich bei der Fusion von Bündnis 90 und den inzwischen gesamtdeutschen Grünen – die DDR-Grünen waren am Tag nach der Vereinigung den BRD-Grünen beigetreten – federführend beteiligt und arbeitete den Fusionsvertrag und die erste gemeinsame Satzung mit aus. Dass heute Bündnis 90 im Parteinamen noch immer vorn steht, ist das letzte an diese Zeit erinnernde Symbol.

Es war eine spannende Zeit. Wir betraten ständig Neuland, denn es hatte in Deutschland noch nie eine Parteifusion von gleichberechtigten Partnern gegeben. Es gab viele Erwartungen von den Frauen, den Bürgerrechtlern, den Ost-Grünen … ihnen allen mussten wir auf verschiedene Weise gerecht werden, denn am Ende standen zwei Urabstimmungen, die in beiden Organisationen Zweidrittelmehrheiten brauchten.

Geprägt war diese Phase auch von Desillusionierung. Vieles was wir uns vorgestellt hatten, wurde von den Wessis ausgebremst: Hatten wir schon, kennen wir alles, funktioniert nicht. Trotzdem ließen wir

uns nicht entmutigen. Immerhin funktionierte die Fusion von Ost und West – von Bündnis 90 und Die Grünen – wirklich auf Augenhöhe.

Die Zeit bis zu den gleichzeitig tagenden Fusionsparteitagen im Januar 1993 erlebte ich als eine demokratische Hochphase. Ich liebte die vielen geschriebenen und ungeschriebenen Regeln, die dafür sorgten, dass alle Parteimitglieder gleiche Rechte und Pflichten hatten. Und die anderen, die nur für den Konfliktfall gemacht waren. Solche Regeln und Strukturen zu entwickeln wurde zu meiner Leidenschaft.

Bei den Frauen gelang es uns, ihnen mit dem Frauenrat dauerhaft einen eigenen zusätzlichen Einflussbereich zu schaffen. Mit dem Forum BürgerInnenbewegung als innerorganisatorische Vereinigung funktionierte es nicht, auch wegen großer kultureller Differenzen, die es zwischen den Ost- und West-Grünen gab. Das galt insbesondere für die Haltung gegenüber den Bürgerrechtlern. Die überwiegend linksorientierten Ost-Grünen argwöhnten, dass sie von den Realos zur Stärkung ihrer innerparteilichen Positionen benutzt würden.

Die Art, wie Demokratie gelebt wurde, war im Osten anders als im Westen. Auf unserer Seite suchte man immer den Konsens, im Westen liebte man den Streit. Die Ostfrauen lehnten die Abgrenzung vieler Feministinnen von den Männern ab, sie hatten vor der Wende mit ihren Männern gemeinsam gekämpft und wollten sie nun nicht als Feinde oder zumindest Gegner ansehen müssen. Die Ostfrauen schüttelten die Köpfe über die westliche Forderung, eine Frau müsse sich für den Beruf – und damit gegen die Familie – entscheiden können. In der DDR war das Lebensmodell der berufstätigen Mutter ganz selbstverständlich. Die westdeutschen Mütter hielten die Ostfrauen für Rabenmütter, die Karrierefrauen gönnten den Ostfrauen nicht, dass sie auch Mutter sein wollten und konnten.

Als berufstätige Mutter – damals waren meine Söhne gerade sechs und sieben Jahre alt – und als Frauenpolitische Sprecherin des ersten gemeinsamen Bundesvorstandes – stand ich mitten im Kreuzfeuer der Positionen. 1991 folgte ich Konrad Weiß nach Bonn als Mitarbeiterin im Bundestag. Ich war Verhandlungsführerin und von 1993 bis 1997 Mitglied des Bundesvorstands. Wir hatten es nicht leicht miteinander, denn er war ein vehementer Kritiker der Fusion mit den West-Grünen.

Demokratie-Engagement außerhalb der Politik

Zwei zentrale Aussagen aus unseren ersten Wahlkämpfen gehörten neben Klima- und Umweltschutz zu unseren Grundsätzen: „Wenn wir nichts ändern, wird nichts so bleiben wie es ist“ und „Frieden schaffen ohne Waffen.“ Mit diesen Losungen traten wir 1994 beim ersten gemeinsamen Bundestagswahlkampf an. Bis heute verfolge ich diese Positionen. Leider hat sich die Partei weit davon entfernt, weshalb ich vor kurzem ausgetreten bin.

Bis 1996 war ich Berufspolitikerin, und es tut mir weh zu hören, mit wie viel Missachtung heute von „den Politikern" gesprochen wird. Dennoch zweifelte ich selbst schon Mitte der Neunzigerjahre, ob Berufspolitik der richtige Weg ist, sich für Demokratie einzusetzen. Waren Parteien Teil der Lösung oder nicht längst Teil des Problems?

Ich erlebte immer öfter, dass nicht die Sach-, sondern die Machtfrage Entscheidungen diktierte. Um eine Position durchzusetzen, musste ich andere Positionen mittragen, mich als loyal erweisen. Ich geriet dadurch in Abhängigkeiten, die ich in der DDR immer abgelehnt hatte. Und ich erlebte Bonn und auch meine eigene Parteispitze als Haifischbecken. Die Elefantenhaut, die man braucht, um dort nicht krank zu werden, besaß ich nicht und wollte ich nicht.

Ich entschied mich für einen anderen Weg und kehrte in den Osten zurück, zunächst in die alte Heimat Berlin, 2000 dann nach Brandenburg ins eigene Haus am Nordrand der Hauptstadt. Ich absolvierte eine Ausbildung im „Management von Non-Profit-Organisationen" und übernahm Anfang 2000 die Geschäftsführung bei der „Bundesvereinigung Soziokultureller Zentren". Das ist eine spezielle Form von selbstorganisierten Kultureinrichtungen, von Kulturfabriken, Mühlen, Villen, Klöstern, Zechen – kurz: meist brachliegenden Immobilien, die in viel Eigenarbeit von Kulturschaffenden aufgebaut und für alle Arten von Kultur und Kunst vor Ort genutzt werden.

2005 übernahm ich zudem die Geschäftsführung des Europäischen Netzwerks der Kulturzentren und war nur noch unterwegs. Mit der Zeit spürte ich, dass ich das hohe Tempo, die extreme Arbeitsbelastung nicht auf Dauer würde durchhalten können. Zu viele organisatorische Aufgaben, zu schlechte finanzielle Ausstattung. Ich arbeitete stets mindestens doppelt so viel, wie ich bezahlt bekam. Zudem wollte ich mehr inhaltlich arbeiten, meine Erfahrungen und mein Wissen über Demokratie, Selbstorganisation, gewaltfreie Kommunikation und Gruppendynamik weitergeben. Ich ließ mich also als Mentalcoach und Organisationsberaterin ausbilden. Seit 2007 bin ich als Coach tätig.

Heute lebe ich in einem kleinen Dorf und engagiere mich für ein friedliches und respektvolles Miteinander im Gemeinwesen. Dort habe ich ein kleines soziokulturelles Zentrum der evangelischen Kirchgemeinde mit aufgebaut, das am 4. Oktober 2020 eingeweiht wurde. Unser GLASHAUS wurde mit Mitteln aus dem LEADER-Programm der EU und mit Bundesmitteln über den Bundesverband Soziokultur kofinanziert. Es soll sowohl der Kirchengemeinde als auch der Dorfbevölkerung als Begegnungsstätte und Versammlungsraum dienen. Ich unterstütze Menschen, die mit sich selbst und anderen einen respektvollen, ressourcenschonenden, lösungsorientierten und achtsamen Umfang finden wollen. So lebe ich mein Demokratie-Engagement heute auf einer desillusionierten, aber keineswegs entidealisierten Ebene.

Von der Pike auf: „Wir mussten Demokratie erst lernen“

***Michael Hentschel** aus Stendal, 1943 in Kamenz geboren, studierte Kirchenmusik in Dresden und Weimar und arbeitete danach als Klavierpädagoge, Organist und Schauspielpianist. Er unterstützte in der Wendezeit Friedensgebete im Stendaler Dom und baute als Stadtverordneter ab 1990 neue demokratische Strukturen mit auf.*

Vierzig Jahre DDR erlebte ich als Kind, Jugendlicher und Erwachsener. Ich weiß also recht genau, was damals gut und schlecht gewesen ist, was möglich war und was nicht.

Ich studierte ein in der DDR ungewöhnliches Fach – Kirchenmusik – und stieß damit bis zum Mauerfall an vielerlei Grenzen. Wir waren nur zwei Kommilitonen in unserem Jahrgang in Weimar. Als wir 1971 das Staatsexamen abgelegt hatten, überlegten wir, was uns am meisten liegen und welchen beruflichen Weg wir einschlagen würden. Wir hatten nun die Befähigung, Orchester und Chöre zu dirigieren, Klavier und Orgel zu spielen und zu unterrichten, uns standen Stellen an Musikschulen oder in Konzerthäusern offen. Ich entschied mich für die Klavierpädagogik und bewarb mich an der Gerhart-Hauptmann-Schule in Wernigerode auf eine ausgeschriebene Stelle als Klavierlehrer. Doch bald merkte ich, dass ich hier an eine erste Grenze kam.

Kirche und Beruf: Ich finde einen Weg

Zur Gerhart-Hauptmann-Schule gehörte der renommierte Rundfunkchor der DDR, der oft im Ausland auftrat und dessen Arbeit mich sehr reizte. Ich gab eine Lehrprobe ab, und die dortigen Klavierlehrer-Kollegen zeigten sich sehr zufrieden mit meiner Leistung. Wenige Wochen später erhielt ich jedoch einen Brief von der Wernigeröder Schulleitung, der eine Absage enthielt. Es hieß darin, dass gar keine Stelle frei sei. Ich wusste sofort, dass das ein Vorwand war. Schließlich hatten sie mich wegen einer freien Stelle eingeladen. Als sie jedoch feststellten, dass ich Kirchenmusik und eben nicht Klavier oder Popularmusik studiert hatte, wollten sie mich plötzlich nicht mehr. Solche tendenziösen Wertungen bekamen wir in der DDR des Öfteren zu spüren. Eine Karriere mussten wir demnach über andere Wege finden.

Schließlich bewarb ich mich 1971 an der Musikschule in Stendal und erhielt eine Klavierlehrerstelle. Hier fand ich zwar Verständnis für mein Engagement für Orgel und Kirche, weil der Schuldirektor ebenfalls Kirchenmusik studiert hatte, aber die kurz darauf frei gewordene Stelle als Stellvertretender Schulleiter konnte ich nicht übernehmen. Ich wurde gefragt: „Herr Hentschel, muss das denn sein mit ihrer Verbindung zur Kirche?“ Mit meiner Antwort „Ja, das muss sein“, war die Sache erledigt.

Auf der Suche nach einer Wohnung für unsere kleine Familie, bewarben meine Frau und ich uns um eine Altbauwohnung. Das verwunderte den zuständigen Bearbeiter vom städtischen Wohnungsamt sehr, denn in Stendal waren viele Neubauwohnungen errichtet worden. In der Nähe der Stadt, am Elbufer, sollte ein neues Kernkraftwerk in Betrieb gehen, das größte in der DDR. Hauptsächlich für dessen Mitarbeiter, aber auch für andere Ortsansässige standen Neubauwohnungen in großer Zahl zur Verfügung. Doch in eine Plattenbau-Wohnung wollten meine Frau und ich nicht einziehen. Schließlich erhielten wir eine Altbauwohnung.

Als Klavierlehrer arbeitete ich gern und war zufrieden mit meinem Posten. Zudem durfte ich im Theater Schauspielmusik machen und hatte die Möglichkeit, im Dom Orgel zu spielen und als Konzertorganist aufzutreten. Der Domorganist Horst Lehmann und ich spielten vierhändige Orgelkonzerte. Wir hatten uns unsere Nische gesucht und traten in der gesamten DDR auf.

Zudem war ich Mitglied im Domchor und lernte dort viele Gleichgesinnte kennen. Innerhalb des Chores entstand eine verschworene Gemeinschaft. Hier konnten wir unsere Einstellungen offen zeigen, konnten sagen, was wir dachten. Vorsichtig blieben wir dennoch. Unser evangelischer Dompropst der Altmark sprach oft mit der Stasi, weil die Kirche versuchte, mit *allen* Menschen ins Gespräch zu kommen. So wie viele von uns wollte er verhindern, dass sich die Kirche vom Sozialismus vereinnahmen ließ – vielmehr sollte sie dort eine eigene Rolle spielen.

Das Neue Forum: Verantwortung übernehmen ohne eine Partei

Dann kam das Jahr 1989. Im Sommer lag ich noch mit meiner Frau in Mamaia in Rumänien am Strand. In den ersten Tagen unseres Urlaubs hatten im Hotel noch deutsche Zeitungen ausgelegen. Plötzlich gab es sie nicht mehr. Dass die Züge mit den Flüchtlingen aus den Botschaften in Warschau und Prag nach Westen fuhren, sollten wir DDR-Bürger weiß Gott nicht lesen. Schon gar nicht im Rumänien von Nicolae Ceaușescu.

Als ich nach Stendal zurückkehrte – das Schuljahr begann am 1. September – kamen Freunde auf mich zu: »Willst du dem Neuen Forum beitreten? Trägst du dich in die Befürworter-Liste ein?«

In unserem Freundeskreis überlegten wir: Können wir nun endlich erreichen, was wir die ganze Zeit über nicht geschafft haben: etwas anzuschieben und Verantwortung zu übernehmen! So fing es im Herbst an. Wir traten an, die DDR zu reformieren.

Später diskutierten meine drei engsten Freunde und ich: Gehen wir zur SDP, wie die SPD bis Dezember 1989 noch hieß, oder machen wir im Neuen Forum weiter? Am Ende stand es zwei Stimmen zu zwei. Zwei sagten: „Das alles geht nur mit einer Partei", und wir anderen sagten: „Es muss auch ohne Partei gehen." Wir wollten noch nicht in die Politik einsteigen, aber trotzdem mit dabei sein. Was konnten wir also tun?

Ich schloss mich dem Neuen Forum an. Nun ging ich auch zu meinen Kollegen in der Musikschule und fragte: „Unterschreibt ihr?" Manche waren vorsichtig, andere waren sofort dabei.

Die Friedensgebete: Ich öffne den Dom

Zu dieser Zeit arbeitete ich am Theater der Altmark Stendal als musikalischer Leiter bei der Kabarettaufführung „Auf Dich kommt es an, nicht auf alle" von Peter Ensikat und Wolfgang Schaller. Wir bezeichneten uns oft als die Hofnarren der Nation. Auf der Kabarettbühne durften wir Sachen laut sagen, über die man sonst nur heimlich lachte. „Auf Dich kommt es an …" war die letzte Aufführung, die das Theater zu DDR-Zeiten in der Altmark noch inszenierte. Wir spielten fast jeden Abend in Stendal und in den Dörfern und Städten drum herum. Immer wieder wurde ich gefragt: „Kommst du mit zum Friedensgebet?", und ich konnte nur antworten: „Nein, tut mir leid, ich habe Vorstellung." So konnte ich zunächst kaum Friedensgebete besuchen.

Meine größte Tat vor der Wende ereignete sich, als ich endlich einen kabarettfreien Abend hatte und zu einem Friedensgebet in der kleineren Petrikirche ging. Sie war vollgestopft mit Leuten, es gab kein Hineinkommen, sodass ich draußen stehenbleiben musste. Es war erstaunlich, wie die Massen, auch in Stendal, zu den Friedensgebeten strömten. Plötzlich rief jemand: „Ist denn der Herr Hentschel da?", und ich schob mich nach vor. Als Gemeindekirchenratsvorsitzender am Dom wurde ich gefragt: „Können wir das Friedensgebet denn nicht in der nächsten Woche im Dom abhalten? Wir haben hier keinen Platz mehr." Kraft meines Amtes sagte ich: „Natürlich können Sie in den Dom kommen." Zwei- oder dreimal fanden die Friedensgebete im Dom statt, mit viertausend Menschen. Ein sehr großes Erlebnis! Und dann ging alles sehr schnell: Am 4. November fand die große Demo in Berlin statt, am 9. November fiel die Mauer.

Kommunalpolitik im freien Staat

Noch vor Weihnachten fuhr unser Dompropst nach Frankfurt am Main zu unserer Partnergemeinde und sagte: „Ihr müsst uns jetzt helfen. Ihr müsst uns zeigen, wie wir Kommunalpolitik machen können. Wir haben so viele Menschen in Stendal, die gern mitmachen würden. Jetzt können sie endlich. Aber sie wissen nicht, wie das eigentlich geht mit der deutschen Kommunalpolitik im freien Staat."

Dieter Emmerling, Magistratsdirektor in Frankfurt, nahm sich der Sache an. Unsere Partnergemeinden in und um Frankfurt überlegten, wie sie den Stendaler Freunden Kommunalpolitik vermitteln könnten. Sie wollten uns damit vertraut machen, was ein soziales Netz ist, wie das Wahlrecht funktioniert, welche Rechte wir als Bürger haben und all diese Dinge. Was lachten wir hier beispielsweise über das Wort „Satzung". Dieses Wort gab es in der DDR nicht. Wir kannten nur unsere Richtschnur nach dem soundsovielten Parteitag.

Die Frankfurter begaben sich also in die Spur, und so begann am 10. Januar 1990 in Stendal etwas in der DDR Einmaliges: der Gesprächskreis über kommunale Fragen Stendal/Altmark. Er fand unter dem Dach der Kirche statt, denn sie genoss landauf, landab das meiste Vertrauen. Der Gesprächskreis war altmarkoffen, es kamen auch Interessierte aus Bismark, Havelberg, Osterburg, auch der spätere Landrat von Osterburg war dabei.

Jeden Monat fand ein Wochenendseminar im Haus der SED am Markt, später auch in kirchlichen Räumen, statt. Die Stühle, auf denen wir saßen, stammten aus der ehemaligen Stasi-Zentrale Moltkestraße, alles war anders und neu und toll.

Die Frankfurter organisierten, dass uns die kommunalen und evangelischen Stellen sowie die Landeszentrale für politische Bildung schriftliches Material nach Stendal brachten, mit dem wir lernen konnten: Wie geht denn das eigentlich mit der Selbstbestimmung der Kommune, mit den kommunalen Steuern und einem kommunalen Haushalt? Wir setzten uns auf die Schulbank, an einem Wochenende in jedem Monat, lasen Berge von Papier – und fühlten uns pudelwohl.

Herr Emmerling achtete darauf, dass alles überparteilich vonstatten ging. So gehörten zu den Frankfurtern ein Jurist der CDU und ein Fachmann für Verwaltungsrecht von der SPD. Herr Emmerling selbst gehörte der FDP an. Wir jedoch schlossen uns keiner Partei an, die uns sagte, dass sie in Westdeutschland die Weisheit mit Löffeln gefressen hätte und uns nun die Welt erklären könne. Nein, es fand ein Gesprächskreis statt, in dem jeder sagen konnte, was ihn bewegte und betraf, egal, ob aus dem Osten oder aus dem Westen. Denn auch die Kollegen aus Frankfurt waren zunächst vorsichtig und wussten nicht, was sie bei uns erwartete. Schließlich arbeiteten wir sehr gut zusammen.

Die Unterstützung aus Frankfurt war schließlich so hilfreich, dass sich auch andere Kommunen um eine Begleitung bewarben. So bekam später auch Weimar Hilfe aus Frankfurt. Hier wurden die Gesprächskreise jedoch nicht mehr von der Kirche, sondern von der Landeszentrale für politische Bildung in die Hand genommen. Es ging also weiter. Wir in Stendal waren der Prototyp gewesen.

In politischer Funktion

Viele der Teilnehmer des Altmärker Gesprächskreises übernahmen später politische Funktionen: Einer meiner engeren Freunde wurde Volkskammerabgeordneter und zog bei der nächsten Wahl in den Bundestag ein, zwei von uns wurden Kreistagsabgeordnete, ich ging in die Stadtverordnetenversammlung. Ich hatte eigentlich nicht die Absicht, mich aufstellen zu lassen, doch dem Neuen Forum fehlte es an Kandidaten.

Ab Mai 1990 saß ich also als städtischer Angestellter in der Stadtverordnetenversammlung. Eigentlich geht das nach kommunalem Recht nicht, in der Wendezeit aber achtete vorerst niemand darauf. Wir

waren froh, dass wir in diesem neuen Kreis mitarbeiten konnten. Als Vorsitzender des Kultur- und Sportausschusses trieb ich die Sanierung und Profilierung des Theaters der Altmark mit voran und half, den Sport neu zu organisieren.

„Warum kritisieren Sie hier in der Stadtverordnetenversammlung die Stadtverwaltung?", fragte mich nach zwei Jahren der Stendaler Bürgermeister nach einem Diskussionsbeitrag meinerseits. »Sie gehören doch dazu! Was wollen Sie überhaupt da?« Von da an war ich in der Stadtverordnetenversammlung sehr schweigsam und ließ mich schließlich nicht mehr wählen.

Als ich 1994 die Leitung der Musikschule übernahm, musste ich wieder neu lernen, diesmal Verwaltung. Das war nicht einfach, denn davon hatte ich keine Ahnung. Ich war hauptsächlich Musiker und wollte es auch bleiben. Und so ist es noch heute: Ich bin mit viel Freude dabei, Orgel und Klavier zu spielen und weiterhin als Musiker tätig sein zu können. Ganz nebenbei kann ich als sachkundiger Einwohner im Stendaler Kulturausschuss des Stadtrates noch etwas bewegen.

Vom VEB zum CDU- Landrat: Ingenieure bauen die Verwaltung auf

***Dr. Werner Thomas**, geboren 1953, lebt in Rudolstadt in Thüringen. Der studierte Maschinenbauingenieur wurde an der Technischen Hochschule „Otto von Guericke" promoviert. Danach arbeitete er als Abteilungsleiter für Rationalisierungsmittelbau im VEB Verpackungsmittelwerke „Ernst Thälmann" in Saalfeld. Der Protestant trat bereits 1981 der CDU bei und saß dem Runden Tisch des Kreises Rudolstadt von Dezember 1989 bis Mai 1990 vor. 1990 wurde er zum ersten Landrat der Region gewählt und blieb dies bis 2000.*

Nachdem ich 1979 der Liebe wegen von Magdeburg ins thüringische Rudolstadt gezogen war, wurde ich immer wieder auf eine Mitgliedschaft in der SED angesprochen. Damit das ein Ende und ich Ruhe hatte, trat ich 1981 der CDU bei. Unsere beiden ältesten Kinder gingen in den kirchlichen Religionsunterricht genannt Christenlehre – einen staatlichen gab es nicht. Unser Pfarrer bat mich, sonntags im Gottesdienst die Epistel und das Evangelium vorzulesen, darüber kam ich in den Gemeindekirchenrat, in dem ich heute noch sitze. Seit vielen Jahren bin ich auch Mitglied der Kreissynode und in der evangelisch-lutherischen Kirche fest verankert.

Am Vorabend der Deutschen Einheit

Schon vor der Revolution von 1989 gab es in Saalfeld seit gut sieben Jahren einen Gesprächskreis mit jeweils 15 bis zwanzig Teilnehmern. Oft wurde ein Referent eingeladen, zufällig auch am Vorabend des vierzigsten Jahrestages der DDR, am 6. Oktober 1989. Dr. Edelbert Richter, ein Pfarrer aus Erfurt, der später für die PDS im Bundestag saß, war zu Gast. Für diese Veranstaltungen gab es keinerlei Aushänge oder schriftliche Benachrichtigungen, einzig von Mund zu Mund informierten wir über die Treffen. Umso erstaunter war ich, als wir an diesem Abend in die Saalfelder Johanneskirche hineingingen: Sie war brechend voll. Woher nur kamen die vielen Menschen? Drei Reihen vor mir saß die Ehefrau eines Kollegen aus meinem VEB, den Verpackungsmittelwerken »Ernst Thälmann«. Ihr Mann saß zeitgleich in Kampfgruppenuniform im Volkspolizeikreisamt Saalfeld. Er hatte an diesem Abend Bereitschaftsdienst wie viele meiner Kollegen und war einsatzbereit. Solche seltsamen Konstellationen gab es.

Edelbert Richter sprach an diesem Abend über die aktuelle Lage und das Neue Forum, die Bürgerbewegung, die sich erst im September in Berlin gegründet hatte und bereits im ganzen Land Unterstützer fand. Nach dem Vortrag ergriffen fünf Bürger das Wort – einer von ihnen war ich. Mit weichen Knien schlich ich von Bankreihe zu Bankreihe zum Mikrofon und informierte die Anwesenden über unsere Aktionen: Wir hatten vor, unseren CDU-Vorsitzenden Gerald Götting abzuwählen, da er maßgeblich für die Gleichschaltung unserer Partei mit der SED verantwortlich war.

Im gesamten Land sammelten wir daraufhin Unterschriften, um einen außerordentlichen Parteitag einberufen und Götting abwählen zu können. Wir bekamen genug Unterstützung, und auf dem außerordentlichen Parteitag vom 13. bis 15. Dezember 1989 wählten wir Lothar de Maizière zum neuen Vorsitzenden. Eine Woche zuvor war ich zum Kreisvorsitzenden der CDU in Rudolstadt gewählt worden und wurde nun auf dem Berliner Parteitag zu einem von neunzig Mitgliedern des Parteivorstandes der Ost-CDU und im Januar 1990 in den CDU-Landesvorstand gewählt.

Ein Runder Tisch für Rudolstadt

Anfang Dezember 1989 tagte in Berlin das erste Mal der Runde Tisch und beeinflusste in der Zeit bis zur Volkskammerwahl 1990 stark die Arbeit der Regierung Modrow. Auf Initiative der sieben Gruppierungen, die zunächst am Runden Tisch beteiligt waren, wurde dieser von Vertretern der Kirchen einberufen, moderiert und geleitet. In der Folge richtete man nach seinem Vorbild eine Vielzahl Runder Tische auf verschiedenen Ebenen ein. Die Runden Tische auf kommunaler Ebene arbeiteten in der Regel bis zu den Kommunalwahlen am 6. Mai 1990.

Auch im Kreis Rudolstadt sollte ein Runder Tisch entstehen. In einer Sitzung unseres Kreisvorstandes Anfang Dezember 1989 hatte mich mein Stellvertreter beim Kreisvorsitz angesprochen. „Überall machen sie Runde Tische", sagte er. „Lass uns das doch auch machen!" Jawohl! Wir gaben sofort eine Zeitungsanzeige bei der „Volkswacht" auf, dem Organ der SED-Bezirksleitung Gera – eine andere Lokalzeitung gab es zu der Zeit nicht – und luden Mitte Dezember zu unserem ersten Runden Tisch ein. Da niemand vordrängte, übernahm ich als CDU-Kreisvorsitzender die Gesprächsleitung.

Unser Runder Tisch fand im Gemeindesaal der Kirchengemeinde statt. Alle Blockparteien waren eingeladen und nahmen teil: CDU, SED, LDPD, NDPD, die Bauernpartei und die neuen Gruppierungen wie die SDP, so hieß die Ost-SPD zwischen Oktober 1989 und September 1990, das Neue Forum, der Demokratische Aufbruch, die Kirchengemeinden und zwei bewaffnete beziehungsweise im Waffenrock erscheinende NVA-Angehörige des Flugabwehrraketen-Bataillons Remda. Es handelte sich um einen Oberstleutnant und einen Politstellvertreter als ersten Stellvertreter jedes Kommandeurs einer militärischen Einheit im Truppendienst, der darüber wachte, dass der Kommandeur immer auf der Linie der SED blieb. Wir entschieden gemeinsam: Jeder der Anwesenden durfte zu den nachfolgenden Sitzungen wiederkommen, auch die beiden Offiziere.

Mir als Gesprächsleiter war es wichtig, dass jeder zu Wort kam, wir wollten niemanden ausschließen. Selbst wenn wir sechs Stunden lang zusammensaßen. Alle zwei Wochen.

Im Dezember fand die Nominierung für die Volkskammerwahl 1990 statt. Man bat mich zu kandidieren, aber ich lehnte ab. Eine Wahl hätte bedeutet, hauptberuflich in die Politik zu gehen. Das wollte ich nicht. Mein Beruf als Maschinenbauingenieur machte mir Spaß und ich wollte weiter darin arbeiten.

Wir fanden einen Parteifreund, Gert Wunderlich, Forstingenieur aus Rudolstadt, der schließlich im März 1990 in die Volkskammer gewählt wurde.

Ingenieure ins Landratsamt

Dann ging es Schlag auf Schlag: Im Mai standen schon die Kommunalwahlen an. Ich musste mich entscheiden, ob ich als Bürgermeister oder Landrat antreten wollte. Ich entschied mich für den Landrat, zu dem ich im Juni 1990 gewählt wurde.

Zuerst mussten wir das neue Landratsamt organisieren. Noch war niemand arbeitslos, und es war nicht so einfach, fähige Leute zu finden, die die leitenden Positionen besetzten. Bis auf wenige Ausnahmen kamen die meisten aus VEBs. Als Maschinenbauingenieur hatte ich sofort ein Herz für einen Ingenieur, der das Wirtschaftsressort übernehmen sollte. Er war bereit dazu, sofern er einen Mitarbeiter, ebenfalls Ingenieur, mitbringen durfte. So fanden wir Ingenieure uns im Landratsamt zusammen. Ich fand das prima, denn ich war der Meinung – die später immer wieder durch die Praxis bestätigt wurde –, Ingenieure seien am besten für die Verwaltung geeignet. Naturwissenschaftler, wie wir sie auch hatten, sind hervorragende Fachleute und unverzichtbar. Aber um etwas Neues aufzubauen, braucht man Ingenieure: Sie versuchen stets, etwas besser zu machen. Zudem suchen sie nach den besten Fachleuten, um ein Team zusammenzustellen, das sich gut ergänzt.

So hatte ich es im VEB kennengelernt: Ich hatte ein Team von 13 Mitarbeitern geleitet, darunter manchmal auch ein oder zwei Lehrlinge. Die Gruppe hatte sich aus Schweißern, Elektronikern, Drehern, Fräsern zusammengesetzt – alles Alleinunterhalter und Primadonnen auf ihrem Gebiet. Es war wie bei einem Bienenstock: Man musste sie mit ihren jeweiligen Fähigkeiten zusammenbringen und zusammenhalten. Dann wurde etwas Gutes daraus. Dieses Konzept nahm ich aus meiner VEB-Zeit mit ins Landratsamt; genauso organisierten wir uns.

Eine wichtige Aufgabe bis heute: Die Betriebe der Region unterstützen

Wir brachten unsere Erfahrungen ein und schafften es, dass fast alle Betriebe der Region überlebten, so zum Beispiel das Betonwerk Rudolstadt, das Antennenwerk und Transportgummiwerk Bad Blankenburg, die Werkzeugfabrik Königsee, die Maxhütte Unterwellenborn, die Werkzeugmaschinenfabrik Saalfeld, die wichtigsten Bestandteile von Zeiss Saalfeld, die Brauerei Saalfeld, das Schokoladenwerk Saalfeld und das Röntgenröhrenwerk Rudolstadt.

Zudem gab es viele Leute, die unternehmerisch enorm erfindungsreich waren und aus dem Nichts heraus begannen, einen Betrieb aufzubauen. Oftmals bürgten die Gründer mit ihrem Eigenheim, das sie als

Sicherheit einbrachten, um überhaupt Kredite zu bekommen. Das Ergebnis konnte sich allerdings sehen lassen: Bis 1997 lag das Kreisgebiet mit allen Unternehmen nach Umsatz in der Industrie an dritter Stelle in Thüringen. Die Kreissparkasse führte bei der Vergabe gewerblicher Kredite in Thüringen und weitete sie von 2007 bis 2020 um die Hälfte aus.

Im Jahr 1995 hatten wir Birgit Breuel, die Treuhandchefin, bei uns zu Gast. Sie schaute nach den vielen Millionen D-Mark, die in den Aufbau des Elektrostahlwerkes Unterwellenborn geflossen waren. Ohne sie und die Treuhand hätte die Maxhütte in Unterwellenborn nicht überlebt, und wir hätten kein Stahlwerk mehr in Thüringen gehabt.

Kampf um das Chemiefaserkombinat

Das Chemiefaserkombinat „Otto Grotewohl" Schwarza konnten wir allerdings nicht retten. Nach der Maxhütte war es das größte Unternehmen in Thüringen mit über sechstausend Beschäftigten. Zuerst fand sich kein Käufer, dann interessierte sich eine indische Familie dafür und erwarb schließlich das Werk. Wir hatten zuvor einen Aufsichtsrat gebildet, dem ich angehörte sowie die Arbeitnehmervertreter. Der Aufsichtsratsvorsitzende, ein hochgeschätzter Professor aus Leverkusen, erfüllte seine Aufgaben ohne Fehl und Tadel. Dennoch konnten wir nicht verhindern, dass die indische Unternehmerfamilie mit diversen Konzernkonstellationen Millionen D-Mark verschob, sodass die Faser AG – so der neue Name des Kombinats – am Ende pleiteging und Konkurs anmelden musste.

Doch der selbstbewusste und kämpferische Betriebsrat, dem Jürgen Völkerling vorsaß, organisierte jede Woche eine große Demonstration. Sie startete am Werktor. Hunderte Menschen zogen die vier Kilometer von Schwarza bis auf den Rudolstädter Marktplatz. Vor dem Rathaus fand eine Kundgebung statt: Zuerst sprachen die Beschäftigten, dann ein Verantwortlicher der Faser AG, manchmal ein Gewerkschafter. Natürlich mussten auch der Bürgermeister oder der Landrat das Wort ergreifen. Hätten wir geschwiegen, hätte man uns wohl unangespitzt in den Boden gerammt. Also sprach auch ich wenige Male, nach dem Motto: Wir wollen und brauchen die Industrie und wir brauchen alle Unterstützung durch Land und Bund.

An einem dieser Demonstrationstage hatte ich den Staatssekretär aus dem Thüringer Wirtschaftsministerium, der aus Hessen stammt, zu Gast – ein FDP-Mann und ein Marktwirtschaftler durch und durch. Sein Besuch passte wegen der anstehenden Demonstration überhaupt nicht in meinen Zeitplan. „Lieber Herr Doktor Stamm", erklärte ich, „es ist wunderbar, dass sie bei uns sind, und ich bin sehr dankbar dafür. Doch leider muss ich jetzt zur Demonstration der Faser AG. Es reicht nicht, nur an der Kundgebung teilzunehmen, sondern ich muss mit den Beschäftigten am Werktor stehen und mitlaufen. Die Menschen merken schnell, ob man an ihren Problemen Anteil nimmt oder nicht. Was halten Sie davon, wenn Sie mitkommen?" Dr. Stamm nahm die Einladung tatsächlich an.

Gemeinsam fuhren wir mit dem Auto Richtung Werk, mussten es dann aber stehen lassen, weil schon zu viele Menschen auf der Straße waren. „Wenn wir jetzt kneifen, merken das die Leute. Gehen Sie mit!", forderte ich ihn auf. Dr. Stamm nickte und lief mit mir gemeinsam den ganzen Weg bis zum Rudolstädter Markt. Er hörte aufmerksam zu.

Die regelmäßigen Demonstrationen bewirkten, dass die thüringische CDU-FDP-Landesregierung entschied, eine Landesentwicklungsgesellschaft zu bilden, die viele Unternehmen retten sollte. Millionen über Millionen D-Mark sollten nach Schwarza gepumpt werden, damit die sechstausend Menschen eine Zukunft bekamen.

Über fünf Jahre erhielt unsere Region immense Zuschüsse, sodass der Landtagsabgeordnete aus Rudolstadt sich Woche für Woche, Monat für Monat immer wieder neidischer Fragen seiner Kollegen aus anderen Wahlkreisen erwehren musste.

Alle Bestandteile des ehemaligen Chemiefaserkombinates Schwarza überlebten als Einzelwerke mit neuen, meist fremden Eigentümern. Es gibt weiterhin das Forschungsinstitut für Textil- und Faserforschung sowie Betriebe zur Fertigung von Polyamid- und Viskosefasern. Außerdem sind hier Firmen zur Fertigung von verschiedenen Fußbodenbelägen ansässig, dann das Industriekraftwerk für Strom, Heizwärme und technologischen Dampf, eine Industriegebiets-Kläranlage und eine kommunal getragene Hausmüllverbrennungsanlage. Am Standort gibt es seit 15 Jahren eine Wellpappenfabrik und insgesamt etwa zweitausend Arbeitsplätze.

Obwohl das Industriegebiet Rudolstadt-Saalfeld-Unterwellenborn von allen Industriegebieten in Thüringen am allerschlechtesten an den Straßenverkehr angebunden ist, liegt es nach Umsatz an sechster Stelle. Wären Land, Bund und die hauptamtlichen Wahlbeamten wie Landrat und Bürgermeister nach dem Jahr 2000 entsprechend meinem Konzept der Infrastrukturentwicklung vorgegangen, hätte man durchgängig den vierten Platz behaupten können. Wenigstens liegt die Arbeitslosenrate seit langer Zeit im Thüringer Durchschnitt.

Eine junge Mutter als SPD-Landtagsabgeordnete: heimatverbunden und engagiert

***Nadine Julitz**, geboren 1990 in Waren an der Mecklenburgischen Seenplatte, engagierte sich früh als Klassen- und Schulsprecherin. Sie studierte in Rostock Politikwissenschaft und kam über ein Praktikum bei den Landtagswahlen zur Politik. Nach dem Studium stieg sie „in die praktische" Politik ein. Sie sitzt heute für die SPD im Landtag und lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Waren – ihrer Heimat.*

Der Großteil meiner Familie lebt in Waren, meine Eltern sind hier geboren. Ich bin hier zur Schule gegangen und habe das Abitur gemacht. Wer bei uns aufwächst, kennt den Satz: „Wenn man Arbeit hat, möchte man hierbleiben." Das trifft auch auf mich zu.

Für mich war klar, dass ich hierbleibe. Nicht jedoch, dass ich Politikerin werde. Ich engagierte mich allerdings schon in der Schulzeit als Klassensprecherin. Am Gymnasium war ich Schulsprecherin und Mitglied im Landesschülerrat. Dabei ist meine Familie komplett unpolitisch, keiner – auch nicht in der weiteren Verwandtschaft – ist Mitglied in irgendeiner Partei.

Insofern war es ein kleiner Schock für meine Familie, als ich erklärte: „Nach dem Abitur möchte ich Politik studieren". Ich bekam einen Studienpatz für Politikwissenschaften und Öffentliches Recht in Rostock. Danach wollte ich als Quereinsteigerin in den Journalismus gehen. In den Praktika, die ich während des Studiums machte, stellte ich jedoch fest: Wenn man journalistisch erfolgreich sein möchte, braucht man Biss, muss freiberuflich arbeiten und hat hier in der Region wenig Chancen. Das war doch nichts für mich.

Hineinschnuppern in die Politik

2011 musste ich ein weiteres Praktikum absolvieren. Ich dachte, es sei eine gute Idee, neben der Theorie auch mal in die Praxis der Politik reinzuschnuppern und bewarb mich in Waren beim Büro von Rudolf Borchert, der seit vielen Jahre Landtagsabgeordneter für die SPD war. Viel Hoffnung machte ich mir nicht. Doch noch am selben Tag bekam ich einen Anruf und die Zusage für das Praktikum. Rudolf Borchert war begeistert, dass sich ein so junger Mensch für Politik interessiert: „Na klar, kannst du bei uns mitmachen." Die Landtagswahlen in Mecklenburg-Vorpommern standen an und er holte mich in sein dreiköpfiges Wahlkampfteam.

Die letzten sechs Wochen, diese heiße Phase im Wahlkampf, erlebte ich an seiner Seite hautnah mit.

Ich durfte sogar Termine mit Sigmar Gabriel organisieren. Für mich war alles neu, und es machte Spaß. Ich kam im Wahlkreis mit vielen Leuten ins Gespräch, bekam spannende Themen mit und erlebte interessante Streitgespräche. Es war eine tolle Art sich einzubringen. Der Wahlkampf war erfolgreich und am Schluss feierten wir eine große Party. Rudolf Borchert fragte mich: „Möchtest du in die Partei eintreten und dich mit uns engagieren?" Ich erbat mir Bedenkzeit und besprach das Angebot mit meiner Familie.

Schließlich trat ich in die SPD ein und bekam schnell auf Ortsvereinsebene Verantwortung übertragen. Ich wurde sogleich Mitglied im Ortsvorstand. Als junge Frau, ich war 21 Jahre alt, war ich eine Exotin und musste mich erst einmal beweisen. Man schaute anfangs genau, was ich machte und ob ich überhaupt bleiben würde. Das bezweifelten nämlich so einige.

Zurück nach Waren

Nach dem Studium ging ich 2015 mit meinem Partner zurück nach Waren. Wir sind schon seit der Schulzeit zusammen. Auch er ist hier geboren, genauso wie seine Eltern. Ich bekam eine Stelle in der Ausländerbehörde des Landkreises. Es begann eine unglaublich spannende Zeit und Arbeit.

Der Job war psychisch schwierig für mich. Ich saß am Schreibtisch und musste nach dem Gesetz handeln, dabei saßen vor mir Familien und Einzelpersonen, deren Schicksal ich nachvollziehen und verstehen konnte. Sie wollten hierbleiben, um ihren Kindern eine Zukunft bieten zu können. Ich musste nach Aktenlage entscheiden, und hatte dabei doch viel zu wenig Zeit, mich in alles einzuarbeiten.

Schließlich erhielt ich das Angebot, die Büroleitung einer Bundestagsabgeordneten aus Neustrelitz zu übernehmen und nahm es im Januar 2014 an. Nun bekam ich einen noch tieferen Einblick in die übergeordnete Politik. Zuhause machte ich als Kommunalpolitikerin Erfahrungen. Ich war bei der Kommunalwahl 2014 in Mecklenburg-Vorpommern direkt ins Stadtparlament von Waren gewählt worden. Mittlerweile bin ich stellvertretende Stadtpräsidentin.

2015 fragte mich Rudolf Borchert, zudem ich nach wie vor Kontakt hielt, ob ich mir vorstellen könnte, als seine Nachfolgerin für den nächsten Landtag zu kandidieren. Er hatte aus Altersgründen entschieden, nicht wieder zur Wahl anzutreten. Ich besprach mich mit meiner Familie. Das wäre ein weitreichender Schritt mit Konsequenzen für alle. Wir entschieden uns dafür.

Mit 26 Jahren Landtagsabgeordnete und Berufspolitikerin

Ich trat 2016 zur Landtagswahl an und zog tatsächlich über das Direktmandat in den Landtag ein. Das war ein Umbruch in unserem Leben. Auf einmal stand ich in der Öffentlichkeit und manchmal auch mei-

ne Familie. Ich war im ganzen Land unterwegs und nicht mehr nur um den Kirchturm herum, wie man das bei uns so sagt. Ich übe meinen Beruf gerne aus, er macht mir Spaß, er erfüllt mich. So durfte ich bei Jugendweihen in der Scheune Bollewick zu den jungen Menschen sprechen. Das war für mich eine tolle Erfahrung: mit meinen fast dreißig Jahren vor Jugendlichen zu stehen, denen ich meine Ratschläge mit auf den Weg geben darf.

Im letzten Jahr wurde unsere Tochter geboren. Das verändert die Prioritätensetzung noch einmal. Ich muss nun Beruf und Familie unter einen Hut bekommen. Das ist als Berufspolitikerin nicht einfach. Mit einem Wahlmandat hat man keine Möglichkeit, Elternzeit zu nehmen. Wenn ich zu Hause bleibe, kann ich mein Amt und mein Stimmrecht im Parlament nicht wahrnehmen. Doch mit viel Verständnis meines Mannes – wir sind inzwischen verheiratet – und guter Organisation fanden wir einen Weg. Mein Mann ist Prüfingenieur und arbeitet in der Stadt. Wir teilen uns alle Aufgaben, so wie sie gerade am besten für jeden passen. Wir bringen und holen unsere Tochter abwechselnd ab, wir kaufen abwechselnd ein, derjenige der zuerst zu Hause ist, kocht oder wäscht Wäsche. Wenn ich mal in Schwerin oder woanders übernachten muss, dann haben Papa und Tochter mama-frei und wuppen alles allein.

Die einzige Sache, die mein Mann nicht übernehmen konnte, war das Stillen. Deshalb nahm ich meine Tochter mit sieben Monaten zum ersten Mal mit in den Landtag. Das war für einige Abgeordnete merkwürdig, ich wurde beobachtet. Natürlich stand es auch in der Presse. Aber wo hätte es einem so kleinen Kind besser gehen können als bei der Mama? Meine Tochter war die Chefin: Wenn sie Hunger hatte, ging ich ins Büro und stillte sie. Wenn sie schlafen wollte, nahm ich sie in meine Arme.

Ich versuche alles miteinander zu vereinbaren, immer mit dem Anspruch, dass es uns allen damit gut geht. Mittlerweile ist unsere Tochter in der Kita. Das macht es etwas einfacher, zumal wir Unterstützung durch unsere Eltern haben.

Der Heimat verbunden

Waren ist eine stark touristisch geprägte Region. Als Kind fuhr ich nach der Schule an den Hafen und wunderte mich, wenn die Urlauber dort standen, in die Müritz schauten und in einem komischen Dialekt am Telefon erzählten, wie unglaublich klar das Wasser war. Später stellte ich auf Reisen fest, dass das Wasser nicht überall so klar ist wie bei uns. Je älter ich werde, umso mehr lerne ich zu würdigen, welchen Schatz wir hier mit unserer Natur haben. Corona hat das noch viel deutlicher gemacht: Direkt um die Ecke gibt es Felder und Wälder, der Müritz Nationalpark ist gefühlt nur ein paar Meter entfernt. Ist man allein im Wald unterwegs, muss man keine Abstandsregeln einhalten. Natürlich schimpfen die Menschen in den Sommermonaten, weil der Alltag durch den Tourismus für viele stressig ist. Doch ich freue mich über jeden, der hierherkommt und sich in diese Region verliebt. Es gibt so viele Chancen, die man hier nutzen kann.

Ich bin gern in Ostdeutschland, aber in erster Linie lebe ich in Deutschland. Die Wende kenne ich nur aus Erzählungen meiner Familie. Ich hoffe, dass die nächsten Generationen die Begriffe Ossi und Wessi nicht mehr verwenden werden. Denn meine Generation kann diese Trennung schon nicht mehr nachvollziehen. Für uns gibt es keine Ossis und keine Wessis.

Die DDR ist omnipräsent und doch lernen wir in der Schule zu wenig darüber

Leon Schwalbe *aus Saalfeld, geboren 2004, ist Schüler am Heinrich-Böll-Gymnasium Saalfeld. Seit 2018 ist er Landesschülersprecher für Gymnasien sowie Referent für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Landesschülervertretung Thüringen*

Mit meinen bald 16 Jahren blicke ich auf eine relativ kurze Lebensgeschichte zurück. Ich wurde 14 Jahre nach der Wende in Saalfeld geboren, habe keine DDR-Vergangenheit und dennoch ist die DDR in meinem Leben omnipräsent.

Meine Großeltern erzählen viel über die DDR: Sie waren Flüchtlinge und bauten die DDR mit auf. Meine Urgroßeltern flohen 1944 aus Ostpreußen. Da war meine Oma gerade ein Jahr alt. Als Dresden im Februar 1945 bombardiert wurde, hielten sie sich in Sachsen auf und sahen den feuerroten Himmel. Von dort musste die sechsköpfige Familie in verschiedene Lager, bis sie sich im November 1945 offiziell in Großgeschwenda, bei Saalfeld, anmelden konnten. Meine Urgroßeltern wohnten bis 1976 dort, meine Oma ging Ende der Fünfzigerjahre zur Ausbildung als Sekretärin nach Saalfeld. Die Familie meines Opas war 1945 aus Breslau in Schlesien geflohen, da war er zwei Jahre alt. Sie flohen über Bad Charlottenbrunn, das schon zum polnischen Jidlina Zodroj umbenannt worden war. Dort wohnten sie einige Jahre und kamen 1957 über Umwege nach Saalfeld.

Meine Großeltern erlebten also mit, wie der Staat DDR errichtet wurde. Sie standen ideologisch hinter ihm. Meine Eltern wurde Ende der Sechziger- und Anfang der Siebzigerjahre in diesem Staat geboren, wuchsen dort auf, gingen zur Schule und erlernten ihre Berufe: mein Vater Zerspannungsmechaniker, meine Mutter Krippenerzieherin. Auch der Großteil meiner Lehrerinnen und Lehrer studierte in der DDR und machte dort die ersten Unterrichtserfahrungen.

Für sie alle spielt dieses Land, in dem ich selbst nicht gelebt habe, eine große Rolle. Das finde ich äußerst spannend. Mich interessiert dieser Zwiespalt: Ich lebe in einem wiedervereinigten Land, in dem die Einheit postuliert wird, doch in den Erzählungen und in der Realität werde ich immer wieder mit der Teilung konfrontiert: In Berichten und Studien wird zwischen Ost und West unterschieden, Löhne und Renten sind unterschiedlich. So lange das Land finanziell und wirtschaftlich geteilt ist, wird man eine wirkliche Wiedervereinigung nicht hinbekommen.

Mich interessiert: Wie kann diese besondere Situation, in der wir uns als Nachwendekinder befinden, erklärt werden? Wie können wir mit der DDR-Vergangenheit unserer Eltern und Großeltern umgehen? Wie reagieren wir darauf?

Die DDR-Vergangenheit meiner Partei DIE LINKE muss aufgearbeitet werden

Mit der DDR beschäftige ich mich auch aus politischen Gründen. Mit 14 Jahren trat ich in DIE LINKE ein. Für mich war sehr zeitig klar, dass ich Mitglied dieser Partei werden möchte. Sicher spielte der Einfluss meiner Familie eine Rolle. Meine Eltern haben mir soziale, linke Werte vermittelt. Doch sie beeinflussten mich in keinster Weise, Partei-Mitglied zu werden! In meiner Familie gehört heute kein anderer einer Partei an. Meine beiden Großväter waren Mitglieder der SED, allerdings traten sie nicht in die PDS oder DIE LINKE ein. Links gewählt hat meine Familie seit ich denken kann, sowohl väterlicher- als auch mütterlicherseits.

Meine Eltern arbeiten beide in sozialen Berufen - mein Vater ist heute Betreuer in einem Behindertenwohnheim, meine Mutter Hortnerin –und verdienten immer wenig Geld. Mit der Trennung meiner Eltern wurde die finanzielle Situation noch schwieriger. Es ging mir zwar nie schlecht, aber viel konnten wir uns nicht leisten. Und ich wusste, dass es Leuten noch schlechter geht als uns.

Auch durch die gute Erziehung meiner Mutter empfand ich es als wichtig, gegen Rechts und vor allem gegen Nazis aktiv zu werden. Als am 1. Mai 2015 – ich war zehn Jahre alt – der „Dritte Weg" in Saalfeld aufmarschierte, fand ich das zum Kotzen und wollte unbedingt bei den Gegendemos dabei sein. Ich ersehnte meinen 14. Geburtstag, um endlich Parteimitglied zu werden.

Wenn ich davon erzähle, dass ich so jung Mitglied der Partei DIE LINKE wurde, passiert eine Menge in der Mimik der Zuhörer.

Zurecht wird der Partei vorgeworfen, dass sie die Nachfolgepartei der SED ist. Als Mitglied ist es mir deshalb besonders wichtig, DDR-Geschichte aufzuarbeiten. Wenn man in dieser Partei eine Funktion übernimmt, kann man nicht sagen: „Das Thema interessiert mich nicht!" oder „Ich habe keine Zeit, mich damit zu beschäftigen."

Beim letzten Landesparteitag der Linken war ich als Delegierter dabei. Dort sollte ein neuer Landesvorstand gewählt werden. Für den Posten des Landesgeschäftsführers ließ sich ein Kandidat aufstellen, der in der Stasi mitgearbeitet hatte. Im Vorfeld des Parteitages konnte man in allen Thüringer Medien darüber lesen. Für einen jungen Menschen wie mich klingt das Wort „Stasi" zunächst erschreckend. Viele blocken bei diesem Wort ab. Das finde ich interessant. Warum wird die Stasimitgliedschaft, die dreißig Jahre zurückliegt, zu so einem wichtigen Thema erklärt? Ich finde es notwendig, sich mehr damit auseinanderzusetzen.

DDR-Geschichte gehört in den Schulunterricht

DDR-Geschichte sollten wir in der Schule lernen. Doch die Schule wird dabei ihrem Bildungsauftrag nicht gerecht. Das Thema nimmt im Geschichtsunterricht – der ohnehin zu kurz kommt – nur einen kleinen Platz ein.

Wenn sich ein Geschichtslehrer nicht für die DDR interessiert und aus eigenen Erfahrungen berichtet, bekommen wir Schüler nur ein holzschnittartiges, starres Bild vermittelt. Dieses Bild steht im krassen Gegensatz zu dem, was die Eltern und Großeltern erzählen. Das Ministerium für Staatssicherheit, das im Unterricht intensiv besprochen wird und den Diskurs bestimmt, spielt in den Erzählungen meiner Familie eine geringe bis keine Rolle. Im Geschichtsunterricht werden Fakten heruntergerattert, persönliche Erlebnisse und Erfahrungen werden uns nicht vermittelt.

In der Landesschülervertretung diskutieren wir oft, wie wir Schüler uns Schule eigentlich vorstellen. Dabei geht es auch darum, wie wir DDR-Geschichte lernen können. Seit ein paar Jahren gibt es eine Zielvereinbarung mit dem Thüringer Bildungsministerium, mit der die Vermittlung der DDR-Geschichte gefördert werden soll. Sie wurde auf Initiative der Landesschülervertretung getroffen und ermöglicht, Projekte finanziell zu fördern. Doch solange sich in den Schulen keiner dafür engagiert, werden diese Möglichkeiten nicht genutzt.

Seminarfacharbeit zur Treuhand

Schüler, die sich für die DDR-Vergangenheit interessieren, müssen sich also selbst kümmern. Ich möchte das im praktischen Teil meiner Seminarfacharbeit tun. Gemeinsam mit Mitschülerinnen werden wir eine Ausstellung zur Treuhandgeschichte erarbeiten, denn die Treuhand ist ein Grund, warum die DDR noch heute omnipräsent ist. Die Treuhand ist negativ besetzt und ein Thema, über das es zu wenig Aufklärung in der Schule gibt.

In Saalfeld/Rudolstadt lassen sich viele Beispiele finden, bei denen die Treuhand aktiv war. So gab es hier einen Zeiss-Betrieb. Auf dessen Gelände befinden sich heute andere Firmen. Viele ältere Menschen sprechen noch vom „Zeiss-Gelände", die Bedeutung dieses Großbetriebes, in dem viele Saalfelderinnen und Saalfelder arbeiteten, ist noch zu spüren. Aber das Wissen darüber schwindet. Was auf dem Gelände früher passierte, weiß kaum noch jemand.

Zu Betrieben, die es nicht über die Wende geschafft haben, gibt es kaum Informationen. Das will ich in meiner Seminarfacharbeit erforschen. Warum ist so wenig über diese Betriebe bekannt, in denen doch Tausende Menschen arbeiteten? Welche Betriebe gab es in der Region und welchen Einfluss hatte die Treuhand darauf, ob sie weiterexistierten oder geschlossen wurden. In den lokalen Medien haben wir Aufrufe an Zeitzeugen gestartet. Erste Rückmeldungen gab es schon. Darauf aufbauend erstellen wir eine Ausstellung, die im Sommer 2021 im Saalfelder Stadtmuseum vorgestellt wird.

KAPITEL 5

Wir haben unsere Chancen ergriffen

Ostdeutsch und weiblich: als Prenzlauer-Berg-Gewächs in die USA und als Wissenschaftlerin nach München

***Dr. Mandy Tröger**, geboren 1980, wuchs in Berlin-Prenzlauer Berg auf. Sie lebt seit kurzem mit ihrem Mann in München, wo sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ludwig-Maximilians-Universität München arbeitet. Mandy Tröger schrieb ihre Doktorarbeit in den USA, in der sie die Pressewende in Ostdeutschland historisch aufarbeitete.*

Meine Mutter war politisch nicht engagiert, doch bevor die Mauer fiel, nahm sie mich und meine Schwester mit zu den Massendemonstrationen am Alexanderplatz. So auch am 4. November 1989. Ich war neun Jahre alt und verstand nicht, was dort passierte, aber ich wusste, es war etwas Großes. Ich war fasziniert von den vielen Menschen mit ihren kreativen Plakaten. Heute sehe ich das eine oder andere Plakat in Museen hängen und erinnere mich.

Prägende Unsicherheit der Nachwendezeit

Für mich war vor allem die Nachwendezeit prägend. In den Neunzigerjahren veränderte sich alles so rasant. Ein ganzes System, alle Strukturen waren zusammengebrochen. Meine alleinerziehende Mutter wusste selbst nicht, wie die Dinge liefen. Sie fand eine Stelle in West-Berlin, arbeitete Vollzeit und machte nebenbei eine Lehre als Bankkauffrau. Sie fand dann eine Stelle in einer Bank, trotzdem drohte ihr ständig Arbeitslosigkeit und uns der Auszug aus unserer Wohnung.

Dieses Gefühl der Unsicherheit übertrug sich auch auf uns Kinder. Für mich stellte sich beispielsweise die Frage, welche Schule ich besuchen sollte. Meine Mutter bestand darauf, dass ich auf ein Gymnasium gehen würde, auch wenn ein Studium nicht auf dem Plan stand. In meiner Familie war noch nie jemand an der Uni gewesen. Ich kam vor allem deshalb aufs Gymnasium, um bessere Chancen auf eine Ausbildung zu bekommen.

Es war eine schwierige Zeit, ich schwänzte oft. Ich wollte raus aus Berlin. Das wurde mir bereits als Dreizehnjährige bewusst. Ein Schüleraustausch war die Lösung. Ich fragte meine Mutter. Sie war einverstanden – wenn ich mich um die Finanzierung kümmern würde. Das hieß: Ich brauchte ein Stipendium. Von diesem Moment an wurde ich eine super Schülerin. Mit 15 Jahren erhielt ich tatsächlich ein Teilstipendium für einen Schüleraustausch in den USA.

Raus aus Berlin

Ich kam zu einer sehr religiösen, baptistischen Familie nach Texas. Was für ein Unterschied: Zum ersten Mal wurde mir – als Tochter einer alleinerziehenden Mutter in Ost-Berlin – bewusst, dass ich ein ganz spezielles Frauenbild im Kopf hatte und auch lebte. Meine Mutter regelte alles allein und renovierte beispielsweise unsere Wohnung selbst. In Texas dagegen herrschte ein sehr traditionelles Familienmodell vor. Ständig hieß es: „Frag den Vater". Das war für mich eine interessante Erfahrung. Zum ersten Mal nahm ich bewusst wahr, wie grundlegend anders mein Bild davon war, was Frauen leisten, und wie Frauen in der Gesellschaft funktionieren.

Ich stellte auch fest, dass ich viel selbstständiger war, als die Jugendlichen, die ich in Texas kennenlernte.

Zurück in Berlin hatte ich den Anreiz zum Lernen wieder verloren. Mein Abitur schaffte ich nur, weil ich wieder wegwollte und dazu den Abschluss brauchte. Den machte ich mit Ach und Krach – obwohl ich tolle Lehrerinnen gehabt hatte. Für ein Jahr ging ich auf „Work & Travel" und reiste durch die USA. Dort arbeitete ich unter anderem mit obdachlosen Jugendlichen als Betreuerin in einem Sommercamp und jobbte in einem Hostel. Nach diesem Jahr wusste ich allerdings immer noch nicht, was ich machen wollte. Ich bewarb mich als Au-pair und bekam eine Stelle bei einer Familie in Frankreich. Jeden Tag passte ich auf die Kinder auf und war wieder mit dem traditionellen Frauenbild konfrontiert.

Die Mutter der Kinder hielt mich für eine Intellektuelle, weil ich so viel las. Für mich war das kein Lob, sondern ein Schimpfwort. Ich wollte nicht intellektuell sein. Sie fragte mich, ob ich studieren wollte? Das kam für mich nicht in Betracht. Doch während des Jahres erkannte ich, dass ich etwas für meinen Kopf tun musste.

Studieren ist cool

Von Frankreich aus bewarb ich mich in Erfurt und Greifswald. Die Universitäten gehörten zu den ersten in Deutschland, die ein Bachelor-Studium in den Kommunikationswissenschaft anboten. Ich wollte „irgendwas mit Medien machen", bewarb mich ohne große Hoffnung in Erfurt – und bekam einen Studienplatz. Allerdings wechselte ich kurz darauf zu Geschichte.

Zu meinem Erstaunen fand ich Studieren cool. Es machte mir richtig Spaß und war mit Schulunterricht nicht zu vergleichen. Im Anschluss an das Studium ging ich nach Amsterdam und machte dort meinen Master in American Studies (Geschichte). In meiner Abschlussarbeit beschäftigte ich mich mit deutsch-deutschen Medienbeziehungen. Ich war mit Fernsehsendungen wie „Dallas" und „Alf" aufgewachsen. Der Fachliteratur zufolge endete amerikanisches Entertainment an der deutsch-deutschen Grenze. In der DDR sah man angeblich ausschließlich Nachrichten, wenn man Westfernsehen sah. Die Realität, wie ich sie kannte, wurde hier nicht abgebildet.

In meiner Masterarbeit setzte ich mich also damit auseinander und schrieb eine Kritik dieser Perspektive, für die ich sogar einen Theodore Roosevelt American History Award erhielt.

Nach meinem Studium arbeitete ich noch zwei Jahre als Nachrichtenredakteurin in Amsterdam. Da mir für diesen Beruf einige Grundlagen fehlten, absolvierte ich nebenbei ein Journalistik-Fernstudium. Mir fiel auf, dass Eigentumsstrukturen im Medienbereich im Studium nicht behandelt wurden. In der Praxis sah ich auch, wie Medien profitorientiert arbeiteten. Profitinteressen waren aber kein Teil des Studiums. So fing ich an, mich für diese Themen zu interessieren und las viele Bücher.

Medienforschung mit ostdeutschem Blick

Da es in Deutschland im Bereich der Kommunikationswissenschaft keine Auseinandersetzung mit den Medien im Sinne der politischen Ökonomie gab, bewarb ich mich auf eine Doktorandenstelle in den USA. Als ich die Zusage und finanzielle Unterstützung der Universität in Illinois erhielt, zog ich dorthin. Ich studierte fünf Jahre. Danach erhielt ich ein Stipendium der Heinrich-Böll-Stiftung für die Forschung zu meiner Doktorarbeit und zog zurück nach Berlin. In meiner Doktorarbeit untersuchte ich die Pressewende im Osten Deutschlands. Es zeigte sich, wie frühzeitig westdeutsche politische und wirtschaftliche Interessen die Pressetransformation im Osten, beispielsweise durch Lobby-Arbeit, beeinflusst hatten. Das hatte bereits im November 1989 begonnen.

Als ich für meine Arbeit forschte, lernte ich meinen Mann kennen. Er stammt aus den USA, und so zog ich nach zwei Jahren Berlin wieder dorthin. Dann erhielt ich ein Stellenangebot des Instituts für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung an der Ludwig-Maximilians-Universität München. So sind mein Mann und ich seit kurzem in München.

In den zwölf Jahren, die ich insgesamt im Ausland verbrachte, entwickelte ich eine andere Perspektive auf Deutschland und meinen ostdeutschen Hintergrund. Ich erkannte, dass man nie vergessen soll, wo man herkommt: Ich bin Ost-Berlinerin mit Wendeerfahrung. Ich identifiziere mich ganz klar als Ostdeutsche und als Frau, die in einem Fachbereich arbeitet, der von Männern dominiert wird – und in dem es wenige ostdeutsche Stimmen gibt. Das ist Herausforderung und Chance zugleich.

Vom Olympiasieger im Rennrodeln zum Experten für Formen- und Modellbau

***Hans Rinn** aus Ilmenau, geboren 1953, gewann als Rennrodler alles, was man in seinem Sport gewinnen kann. Er wurde mehrfach Olympiasieger, Welt- und Europameister. Nach der Wende machte er sich selbstständig und baut seither unter anderen Wasserrutschen und Sportgeräte. Zu seinem Heimatort Ilmenau hat er eine feste Bindung und wurde dort zum Ehrenbürger ernannt.*

Ich komme aus dem thüringischen Ilmenau, einer Hochburg des Rennrodelns und des Bobsports seit über hundert Jahren. Ilmenau ist eingebettet in eine Mittelgebirgslandschaft umgeben von Sieben- und Achthunderterbergen. Auf dem Lindenberg wurden eine Bob- und eine Rennrodelbahn gebaut. Aus Ilmenau kommen sieben Olympiasieger: Wolfgang Scheidel, Jens Müller, Ute Oberhoffner, Stefan Krause, Jan Behrendt, André Lange und ich.

Die Grundlagen des Erfolgs

Die Grundlagen ihrer Siege wurden bereits in der Schulzeit gelegt. Wintersport war Teil des Schulsports. Als Kinder konnten wir wählen, ob wir Skifahren oder Rodeln wollten. Ich suchte mir Rodeln aus und trat 1965 dem Rodelverein bei. Es gab bei uns ein Trainingszentrum und dort trainierten wir.

Rodeln sieht zwar einfach aus, ist es aber nicht. Man liegt nicht nur auf dem Schlitten und saust die Bahn hinunter. Vorn am Schlitten sind zwei Hörnchen, mit denen sich die Kufen unter dem Schlitten bewegen lassen und mit denen man dementsprechend lenken kann. Es braucht viel Training, bis man den Lenkvorgang verinnerlicht. Der schnelle Start, der genaue Lenkvorgang, das Erkennen des Bahn-Rhythmus und das Einhalten der optimalen Fahrlage sind die drei wesentlichen Komponenten für den Erfolg. Wenn man nicht früh in der Jugend mit dem Training beginnt, hat man im Hochleistungssport keine Chance. Insofern trainierten wir täglich immer wieder dieselben Abläufe. Hinzu kamen Konditionstraining, um das gesamte Trainingsprogramm bewältigen zu können, was sich aus folgenden Teilkomponenten aufbaut: Kraftausdauertraining, Maximalkraft- und Schnellkrafttraining, darauf aufbauend Startkraft- und Starttechniktraining, Gewandheits- und Koordinationstraining. Wenn das alles erfolgreich abgearbeitet ist, kann es auf die Bahn gehen: Im Sommer auf die Sommerrodelbahn, im Winter auf die Kunsteisbahn. Wenn dann alles klappt, geht es zum Wettkampf. Eine weitere Grundlage des Erfolgs: Gehorsam, Disziplin, Fleiß und Talent.

Mir machten der Sport und das Training Spaß und ich war talentiert. 1966 nahm ich auf der Wadeberg-Bobbahn in Oberhof an einem Rennen teil und wurde Pionierpokalsieger. Dadurch wurden die Sportfunktionäre auf mich aufmerksam. Sie schickten mich zur Sportschule nach Zella-Mehlis, wo ich zwei Jahre verbrachte. Von 1969 bis 1971 war ich im Förderkader, einer Auswahl, die zum Armeesportklub (ASK) der Nationalen Volksarmee (NVA) „Vorwärts" Oberhof delegiert werden sollte.

Neben dem Leistungssport erlernte ich nach der 10.Klasse bei der Zentronik in Zella-Mehlis den Beruf des EDV-Mechanikers. Als „Förderkader" absolvierte ich jedoch nur halb so viel Schulunterricht wie die anderen Lehrlinge.

Olympiasieger für die DDR

Nach meinem Abschluss 1971 wurde ich Mitglied im ASK Oberhof. Dagegen konnte ich mich nicht wehren, wollte ich meinen Sport weiter betreiben und keine Probleme bekommen. Man musste gehorchen, dann ging es aufwärts. Bei mir ging es Schlag auf Schlag: 1973 Weltmeister und 1976 Olympiasieger. Darauf folgten weitere Welt- und Europameistertitel und 1980 ein zweiter Olympiasieg.

Parallel zum Sport machte ich ein Fernstudium zum Diplom-Ingenieur (FH) für Feinwerktechnik an der Ingenieurschule für Wissenschaftlichen Gerätebau Carl Zeiss in Jena. Das kam mir gelegen, denn so konnte ich fast einen ganzen trainingsfreien Tag einlegen, natürlich nur im Sommer. Ansonsten wurde nach der „Umfangtheorie" trainiert: Viel hilft viel, drei- bis viermal anderthalb Stunden am Tag! Alle 14 Tage war ein Wochenende fei, von Sonnabendmittag bis Montagfrüh. Wir waren im ASK untergebracht, konnten uns in der Freizeit aber frei bewegen. Da Oberhof nur etwas mehr als dreißig Kilometer von Ilmenau entfernt ist, fuhr ich oft nach Hause.

1983 beendete ich meine Sportlerkarriere und arbeitete danach als Mechaniker für die Oberhofer Sportler. Ich war noch immer Offizier in der NVA und hatte Befehlen zu folgen. Doch ich fühlte mich eingeschnürt in das System aus absolutem Gehorsam, Disziplin und Ordnung. Alles, was man tun konnte, war vorgeschrieben. Meine Aufgabe als Mechaniker bestand darin, die Schlitten schnell zu machen und mit den Sportlern, Trainern und Betreuern ein optimales Ergebnis zu erzielen. Waren die Ergebnisse gut, schob sich die Mannschaftsleitung mit den Trainern ins Rampenlicht, waren die Ergebnisse schlecht, kam die Frage: Rinn was hast du gemacht?

Trainingstechnische Hinweise durfte ich den Sportlern jedoch nicht geben, obwohl mich so manche danach fragten. Leider stand ich immer am Start bei den Schlitten, war somit an der Stelle „kastriert". Dabei bin ich ein kreativer Mensch. Doch es war nicht gewünscht und wurde komplett unterdrückt.

Endlich mein eigener Herr

Als 1990 die Wende kam, sah ich meine Chance und machte ich mich sofort selbständig. Ich richtete mir bei meinen Schwiegereltern in Wümbach, einem kleinen Ort bei Ilmenau, eine Werkstatt ein.

Meinen ersten Auftrag erhielt ich vom Bürgermeister von Oberschönau bei Oberhof. Er fragte mich: „Kannst du uns eine Wasserrutsche bauen?" „Klar kann ich euch so ein Ding bauen!", antwortete ich sofort, wusste aber nicht, wie das geht. Ich fuhr nach Erfurt, besorgte mir die Normen, informierte mich über die Beschaffenheit solcher Rutschen und probierte ein paar in der Praxis aus. Seither bin ich in der Branche „Formen- und Modellbau, glasfaserverstärkte Kunststoffe" tätig. Die Firma läuft gut. Wir fertigen Prototypen nach Kundenwunsch, alles aus Glasfaserverbundwerkstoffen: Fahrzeugtechnik, Medizintechnik, Bühnentechnik, natürlich auch Rutschen, mit denen wir bekannt geworden sind.

Den Kontakt zum Rodeln verlor ich nie. Nach der Wende war ich sogar mit der gesamtdeutschen Mannschaft in Lillehammer und optimierte dort die Rennschlitten vor den Olympischen Spielen. Stefan Krause und Jan Behrend waren damals meine „Patienten".

Von 2000 bis 2005 arbeitete ich noch für den Internationalen Rodelverband (FIL) und betreute als Mechaniker den Nachwuchs von Nationen ohne eigene Mechaniker. In der Wettkampfzeit fuhr ich mit einem Werkstattwagen in Europa von Bahn zu Bahn. Dabei telefonierte ich mit der Heimat und koordinierte die Belange der Firma. Doch die Belastung neben der Arbeit in meiner Firma war so hoch, dass ich die Tätigkeit 2006 aufgab und mich nur noch meinem Betrieb widmete.

Dem Rodelsport bis heute verbunden

Der Kontakt zum Rodelsport riss nie ab. Bis heute kommen Sportler zu mir, die einen Sonderwunsch haben und Kunststoffformteile bei mir bauen lassen – das darf die Konkurrenz natürlich nicht wissen.

Ob der Rodelsport noch eine Zukunft hat, hängt von verschiedenen Faktoren ab: Der Sport ist regional festgelegt. Es gibt professionelle Rodelbahnen in Oberhof, Altenberg, Winterberg und am Königssee. In Deutschland sind wir mit vier Bahnen als Nation am besten ausgerüstet, insgesamt gibt es noch 14 vereiste Bahnen, die befahren werden können. In der Regel kommen die Spitzenathleten aus den Regionen, in denen es Bahnen gibt. Viele Fun-Sportarten sind für junge Leute heute attraktiver als das Rennrodeln. Doch noch ist Rodeln olympische Disziplin und wird häufig im Fernsehen gezeigt. Darauf sind wir stolz.

Zukunft aus Tradition: Wie der Zufallsfund eines Rennrodelschlittens zu einer Museumsidee wird

***Norbert Wagner** aus Ilmenau in Thüringen, geboren 1957, ist Kreisgeschäftsführer des Bundesverbands mittelständische Wirtschaft. Er engagiert sich seit Jahrzehnten als ehrenamtlicher Trainer in der Leichtathletik beim LSV 71. Er ist Mitbegründer der Schlittenscheune, einem Schlitten- und Bob-Museum in Ilmenau.*

Ilmenau besitzt eine lange Tradition im Rodelsport. Schon 1901 gab es den ersten Wettkampf, 1909 wurde parallel zur Gabelbachstraße eine städtische Rodelbahn mit elektrischer Zeitmessung gebaut. Dort fanden 1913 die ersten Deutschen Rodelmeisterschaften statt. Als die Bahn den technischen Anforderungen nicht mehr genügte, baute man 1926 am Lindenberg die Lindenberg-Bobbahn mit fünf schweren Kurven. Auf den Bahnen wurden beide Sportarten betrieben: Bob und Rodeln. Die Bobbahn war berüchtigt als steilste Europas und wurde bis Ende der Dreißigerjahre genutzt. 1934 fanden hier die vierten Europameisterschaften im Rodeln statt.

Der Wintersport hatte schon in unserer Kindheit eine große Bedeutung. Es gab Schulsportfeste und Spartakiaden, einmal belegte ich den dritten Platz im Rodeln. Meine Eltern wollten jedoch nicht so gern, dass ich diese rasante Sportart betrieb. Ihnen zuliebe wechselte ich zur Leichtathletik, wurde Geher und kam so zum weit über die Region hinaus bekannten Rennsteiglauf, an dem ich zwanzig Mal beim Halbmarathon teilnahm.

Ilmenau – das Mekka des Rodel- und Bobsports

Doch in Ilmenau kann man sich dem Rodelsport nicht entziehen. Wir leben in der Hochburg dieses Sports. Nach der Wende, als alle ihre Wohnungen und Keller entrümpelten, entdeckte ich im Sperrmüll einen Schatz: einen alten Rennschlitten, wie ihn der aus Ilmenau stammende Olympiasieger Hans Rinn bei der Weltmeisterschaft und bei der Olympiade gefahren hatte. Und nun stand solch ein Schlitten plötzlich vor mir. Der war das Nonplusultra! Ich nahm ihn sofort mit nach Hause.

Ich hatte allerdings noch keine Idee, was ich mit dem Schlitten anfangen würde. Ich telefonierte herum und erfuhr, dass es eine Handvoll verrückter ehemaliger Profi-Rodler gab, die sich nachts bei uns im Ort im Fackelschein trafen und den Kickelhahn hinunterfuhren. Das fand ich hochinteressant und nahm Kontakt mit ihnen auf. Die Jungs waren über meinen Schlittenfund begeistert und versuchten, mir das Rodeln beizubringen, was einigermaßen funktionierte. Doch mehr Spaß machten mir die Geräte. Jeder Schlitten war ein Unikat und sah anders aus. Ich lernte immer mehr Modelle kennen und entwickelte

eine Leidenschaft dafür. Aus einem Schlitten wurden zwei, dann vier und dann sechs – zum Leidwesen meiner Familie, denn ich benötigte Platz. Erst war der Keller voll, dann die Garage. Ich wurde zum Sammler.

Beim Rodeln mit den alten Schlitten lernte ich neben der Vielfalt der Modelle auch die unterschiedlichen technischen Feinheiten kennen. Nun war nicht nur die Sammelleidenschaft in mir geweckt, sondern auch mein Ingenieurherz schlug schneller. Mittlerweile hatte ich so viele Schlitten, dass es einfach schade war, sie hinter verschlossenen Türen stehen zu lassen. 2010 sprach ich Matthias Prediger an, Chef des Sportartikelgeschäfts im Ort: „Mensch, Matthias, lass uns doch mal bei dir im Laden eine kleine Schlittenausstellung zeigen!" Er war sofort von der Idee begeistert: Das sei in den Wintermonaten ein echtes Highlight und eine gute Werbung für sein neues Geschäft. Und eine schöne Gelegenheit, die Geschichte von Ilmenau zu präsentieren.

Jeder Schlitten hat eine eigene Geschichte

Die Ausstellung traf auf große Resonanz. Ich bekam eine neue Sichtweise auf meine Sammlerstücke. Bisher hatte mich vor allem die technische Seite interessiert. Plötzlich sprachen mich viele Menschen an, darunter auch Historiker. Ich begriff, dass der Wert dieser Sportgeräte durch ihre Geschichte geprägt ist. Ich lernte den Historiker Wolfgang Lerch aus Oberhof kennen. Er kam mit einem Stapel historischer Bücher in mein Büro und sensibilisierte mich dafür, dass hinter jedem Schlitten auch eine Geschichte und Tradition steckt. Seitdem beschäftige ich mich intensiv mit der Rodelsport-Geschichte in Ilmenau und Thüringen. Ich recherchierte und sammelte stapelweise Literatur.

Zudem kam ich mit ehemaligen Sportlern wie Hans Rinn ins Gespräch. Ich fragte ihn nach seinen Ideen. Wir wollten die Ausstellung nicht nur in guter Erinnerung behalten, sondern die vorhandenen Exponate professionell der Allgemeinheit präsentieren, und zwar dauerhaft. Wir hatten viele Ideen und prüften, was sich davon umsetzen ließe. Dabei lernte ich Roland Hollaschke, ehemaliger Rodelsportler und Trainer, näher kennen. Wir gründeten mit 28 Gründungsmitgliedern den Traditionsverein Schlitten und Bob Ilmenau.

Ein Rodelsport-Museum für Ilmenau

Es gab großes Interesse an der Rodel- und Bob-Geschichte Ilmenaus. Immerhin kommen sieben Olympiasieger aus unserem Ort. Die Sportler hatten im Laufe ihrer Karrieren zwanzig olympische Medaillen, 27 Weltmeistertitel und über 41 Europameistertitel errungen. Damit ist Ilmenau die weltweit erfolgreichste Rodel-Bob-Stadt. Das wurde uns erst so richtig bewusst, als wir uns intensiver mit ihrer Geschichte beschäftigten.

Im Zuge der Vereinsgründung fand ich ein leerstehendes Gebäude, das wir nutzen konnten. Wir bauten daraus die Schlittenscheune – ein Schlitten- und Bob-Museum, das wir 2013 eröffneten. Bei der offiziellen Einweihung waren alle sieben hiesigen Olympiasieger anwesend. Das Museum war von Beginn an ein Besuchermagnet, und unser Verein, der hinter dem Museum sitzt und es betreibt, wächst weiter. Heute haben wir achtzig Mitglieder, darunter zwanzig regionale Unternehmen, die uns unterstützen.

Mit etwa zweihundert Schlitten und Bobs aus verschiedenen Epochen und zahlreichen weiteren Exponaten besitzen wir die größte Schlittensammlung weltweit. Platzbedingt können wir aber nur einen Bruchteil dessen zeigen. Eine bessere und lückenlose Präsentation wäre wünschenswert. In unserer Sammlung gibt es den ältesten deutschen Bob aus dem Jahr 1904 bis hin zu Bobs und Schlitten aus der heutigen Zeit. Das ist nicht nur sportlich interessant, sondern auch in Bezug auf die technische Entwicklung, die für Ilmenau eine große Bedeutung hatte. Viele Sportler waren selbst an der Entwicklung der Schlitten beteiligt, während die technische Weiterentwicklung heute überwiegend durch das Institut für Forschung und Entwicklung von Sportgeräten (FES) stattfindet.

Unsere vier Museumsführer kommen aus der Szene und machen den Sport mit Geschichten erlebbar, indem sie die Besucher eine Stunde lang unterhalten. In der Schlittenscheune gibt es zurzeit eine Ausstellung auf 160 Quadratmetern, in der rund achtzig Schlitten gezeigt werden, aber auch Medaillen, Urkunden und Sportkleidung, so beispielsweise den originalen Rennanzug mit Helm von der Rodlerin Dajana Eitberger aus Ilmenau, den sie bei den letzten Olympischen Spielen 2018 in Pyeongchang trug und in dem sie die Silbermedaille gewann. Zudem zeigen wir seit einem halben Jahr eine Außenstelle in Stützerbach, Richtung Rennsteig, mit vierzig Kinderschlitten in einer Sonderausstellung in der Kulturscheune. Anhand der Exponate lässt sich die Entwicklung vom Freizeitgerät zum Sportgerät nachvollziehen.

Zukunftsvision: eine Erlebniswelt für Ilmenau

Bei einem Museum wollten wir es nicht belassen und überlegten, wie wir unser Engagement weiter ausbauen könnten. Es entstand die Idee, aus der Schlittenscheune eine „Erlebniswelt Schlitten und Bob“ zu entwickeln. Wir investierten viel Zeit und Energie in das Projekt.

Mit der Erlebniswelt wollen wir neue Wege gehen. Wir erarbeiteten ein interaktives Konzept, unter anderem mit Schlitten- und Bobsimulatoren, mit Anschubstrecken, in denen der Besucher selbst aktiv sein und sich mit anderen messen kann. Aus Projekten mit Schulkindern erfuhren wir, dass man so nicht nur das Interesse für den Sport fördert, sondern auch für technische Berufe und Technik im Allgemeinen. Hier setzt die Erlebniswelt mit vielfältigen Angeboten für Schüler und Jugendliche an, indem sie physikalische Experimente zu Hangabtrieb, Reibung, Druck und Anschubkraft kindgerecht aufbereitet anbietet.

Im Januar 2019 führten wir für die Erlebniswelt eine Crowdfunding-Kampagne mit Wirtschaftsminister Wolfgang Tiefensee als Schirmherrn durch, die wir anlässlich der Europameisterschaft in Oberhof eröffnet hatten. Daneben gingen wir auf Werbetour und stellten unser Konzept bei regionalen Vertretern wie Kreis, Stadt und Land vor. Die Umsetzung und vor allem die Finanzierung sind eine enorme Herausforderung, bei der wir jede Unterstützung brauchen. Wir sind auf einem sehr guten Weg, haben bereits viele Unterstützer wie die Sparkasse Arnstadt-Ilmenau, die Thüringer Tourismus-GmbH, den Thüringer Schlitten- und Bobsportverband und den Regionalverbund Thüringer Wald. In der Zusammenarbeit mit der Stadt Ilmenau und der Kreisverwaltung konnten wir eine Fördervoranfrage bei der Thüringer Aufbaubank stellen. Sie stuften unser Projekt als förderfähig ein. Leider ist uns bei der Umsetzung Corona dazwischengekommen.

Nun wollen wir erneut starten und hoffen, dass die Politik und die Entscheidungsträger keinen Rückzieher machen. Unser Ziel ist es, die Erlebniswelt in Ilmenau zur nächsten Weltmeisterschaft in Oberhof 2023 zu eröffnen. Jetzt brauchen wir nur noch grünes Licht von der Politik.

Wie wir als Handwerksbetrieb um unsere Selbstständigkeit rangen: vor und nach der Wende

***Heidi Heine** aus Riesa in Sachsen, geboren 1955, ist verheiratet und hat zwei erwachsene Töchter. Schon 1978 gründeten sie und ihr Mann einen privaten Schlosserbetrieb. 1990 firmierten sie den Betrieb zur GmbH um und wurden beide Gesellschafter. Später gründeten sie ein Montageunternehmen. Heidi Heine war in beiden Unternehmen als Geschäftsführerin bis 2005 beziehungsweise 2020 tätig.*

Meine 89-jährige Mutter lehrte uns Kindern und lebte uns vor: „Die Familie ist und bleibt das Wichtigste im Leben." Das ist für mich bis heute so. Auch wenn sich der Satz: „Die Familie ist die Keimzelle der Gesellschaft", verstaubt anhört, so hat er nichts an seinem Sinn für mich und meine Familie eingebüßt.

Eine unbeschwerte Kindheit

Ich bin gemeinsam mit meinen drei Geschwistern, unseren Eltern und Großeltern aufgewachsen. Es war eine unbeschwerte Zeit, obwohl es bei acht Menschen aus drei Generationen nicht ausblieb, dass wir uns auch stritten. Aber es gab eine gute Streitkultur in unserem Haus. Wir einigten uns stets und schlossen Kompromisse. Wir lachten, feierten und trauerten gemeinsam. Das alles ist bis heute so geblieben. Wir Geschwister und unsere Kinder haben ein enges Verhältnis zueinander. Dabei spielt es keine Rolle, dass die einen in Basel und die anderen im Ruhrgebiet oder in Brandenburg leben. Wir halten Kontakt und sehen uns regelmäßig.

Ich fand es in meiner Kindheit wunderbar, dass die Großeltern mit im Haus wohnten. Immer war jemand da, wir hatten einen Ansprechpartner für unsere kleinen und großen Sorgen, wenn wir von der Schule, vom Sport oder vom Spielen kamen. Das prägte uns. In einer intakten Familie können Kinder „das Fliegen lernen", sie werden flügge, ohne dabei die Bodenhaftung zu verlieren.

Mit Mut in die Selbstständigkeit

Ich verließ 1977 unser Zuhause, als ich heiratete. Für die Hochzeit gab es mehrere Gründe: Wir liebten uns, es herrschte große Wohnungsnot, und ohne Trauschein war an eigene vier Wände nicht zu denken.

In dieser Zeit kämpfte mein Mann um eine Gewerbeerlaubnis für einen privaten Schlossereibetrieb, er

wollte sich selbstständig machen. Dazu war ein Meisterstudium erforderlich, außerdem mussten wir uns verschiedenen Prüfungen unterziehen. Der Innungsobermeister und sein Stellvertreter sagten mir persönlich: „Hinter jedem starken Handwerksbetrieb steht eine starke mithelfende Ehefrau." Dabei legten sie dezent die Betonung auf Ehefrau. Kurz danach heirateten wir.

Wir waren arm wie die Kirchenmäuse. Wir besaßen nur unseren Mut und unsere Ideen, die wir verwirklichen wollten. Deshalb war die Familie gefragt. Meine Schwiegereltern, sehr bescheidene Menschen, prüften, was sie an Haushalts- und Einrichtungsgegenständen entbehren konnten. Meine Eltern verkauften einen Bullen, den sie gemästet hatten, und finanzierten mit dem Geld unsere Hochzeit.

Für den Kauf eines Gewerbegrundstücks nahmen wir einen Kredit über dreißigtausend Mark auf. Mein Schwiegervater schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „Um Gottes Willen, Kinder, dieser Schuldenberg, den könnt ihr niemals abtragen." Aber wir waren guten Mutes. Wir nahmen auch den Ehekredit für Jungverheiratete in Anspruch. Die Rückzahlungsrate verringerte sich mit der Kinderzahl, beim dritten Kind wurde sie erlassen. Zusätzlich baten wir unsere Familien immer wieder um Unterstützung.

Zu tun hatten wir eine Menge. Das erworbene Grundstück inklusive der seit zwanzig Jahren nicht mehr genutzten Wertstatt musste umgebaut werden. Das Haus war hundert Jahre alt und sah auch so aus. Jedes Wochenende waren wir auf der Baustelle. Dann wieder standen wir in der Werkstatt und bohrten unzählige Löcher in Zaunsäulen für die Konsumgüterproduktion des VEB Stahl- und Walzwerkes Riesa. Eine Vielzahl unserer Aufträge stammte von dort. Oftmals wurde ich gefragt: „Hey Kleener, is dei Meester nich da?" Man hielt mich anfangs für den Lehrling.

Die Familie als Kern des Erfolgs

Nachdem 1978 unsere erste Tochter geboren wurde, musste die Familie wieder einspringen. Wir hatten viel zu tun und so kümmerten sich Schwiegereltern und Eltern um die Kleine. Mein Mann war der Ansicht: „Alleine schaffen wir es nicht mehr. Du musst auch Zeit für unser Kind haben." Er beschloss: „Wir brauchen einen Gesellen." Aber genauso wie heute fehlten Fachleute im Handwerk. Sie arbeiteten alle in den volkseigenen Betrieben, denn dort verdienten sie viel mehr.

Was lag also näher als Hilfe in der Familie zu suchen. Zu unserem Zweierteam gesellte sich nach einem halben Jahr mein Bruder, den mein Mann überzeugen konnte, von einem VEB-Betrieb zu einem „privaten Krauter" zu wechseln. Seit 42 Jahren ist mein Bruder unserem Familienunternehmen treu und eine wesentliche Stütze der Firma. Er ist in vielen Dingen Ratgeber und ein fachlich hervorragender Mitarbeiter. Dafür sind wir ihm sehr dankbar.

1988 wurde unsere zweite Tochter geboren. Unser Betrieb hatte inzwischen neun Beschäftigte. Wir boten Leuten einen Unterschlupf, die nicht in das vorgegebene Gesellschaftsbild passten, nicht Mitglied

in der Partei oder im Freien Deutschen Gewerkschaftsbund waren und nicht in einem VEB arbeiten wollten.

Steter Einsatz für den Fortbestand der Firma

Dann kam die Wende. Die große Frage, die damit verbunden war: Was machen wir jetzt? Wir hatten von heute auf morgen keine Arbeit mehr. Wir schalteten eine Annonce in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und boten unsere Mitarbeiter als Montagetruppe an. Das lief gut. Inzwischen arbeitete mein dreizehn Jahre jüngerer Bruder bei uns. Er hatte ebenfalls Schlosser gelernt. Auch er ist immer noch im Unternehmen tätig und führt als Werkstattleiter ein Team von dreißig Mitarbeitern.

Mein Mann und ich waren in den ersten Jahren nach der Wende ständig unterwegs: zur Weiterbildung, um neue Kontakte zu knüpfen oder um neue Ideen zu bekommen, in welche Richtung wir uns entwickeln sollten. Für die Kinder hatten wir wenig Zeit, doch die Familie stand uns immer zur Seite, egal ob Schwiegermutter, Mutter, Schwester oder Cousine. Sie waren immer da, wenn wir Unterstützung benötigten. Umgekehrt war es genauso. Meist ging es nicht ums Finanzielle, sondern um seelischen Beistand bei Krankheiten, einer Scheidung oder anderen Sorgen.

Heute zählt unser Unternehmen sechzig Mitarbeiter. Unsere Töchter Melanie und Beatrix sind inzwischen in den Familienbetrieb eingestiegen. Die jüngere Tochter Beatrix erhielt die Prokura und ist hauptsächlich für den kaufmännischen Bereich verantwortlich. Melanie ist geringfügig im Büro beschäftigt, da sie mit ihrem Mann einen landwirtschaftlichen Betrieb führt. Insgesamt steht das Unternehmen heute unter der Leitung eines Nichtfamilienmitgliedes. Unser Geschäftsführer, inzwischen auch in unsere Familie integriert, hat das familiäre Betriebsklima beibehalten und ich bin der festen Überzeugung, dass dies einen großen Teil des bis heute andauernden Erfolges des Unternehmens ausmacht.

Die Familie hält zusammen, in guten wie in schlechten Zeiten. Der Kontakt geht auch über den engsten Kreis hinaus. Neffen und Nichten und weitere Verwandte gehören selbstverständlich zur Familie. Wir pflegen den Kontakt und feiern gern zusammen.

Wie können wir gut zusammenleben? Eine Friseurin wird zur gesellschaftspolitischen Aktivistin

***Ines Krause**, aus Cottbus, geboren 1985, ging zur Ausbildung aus der Lausitz nach Hannover und arbeitete als Friseurin. Elf Jahre später machte sie ihr Abitur an der Abendschule und ging zum Studium der Sozialen Arbeit zurück nach Cottbus. Sie engagiert sich politisch gegen Rassismus und Nazis und kämpft für ein Wohnprojekt in Cottbus.*

Beim Mauerfall war ich gerade fünf Jahre alt, doch ich spürte am Verhalten der Erwachsenen, dass etwas Besonderes geschah. Wir wohnten in einer Plattenbausiedlung in einer P2-Wohnung, einem gängigen Wohnungstyp in der DDR. Da der Grundriss der Wohnungen identisch oder gespiegelt war – je nachdem, ob man rechts oder links des Treppenaufgangs wohnte –, wusste ich bei Freundinnen und Freunden meist genau, wo sich was befand. „Plattenbau" sagte niemand. Wir wohnten ganz einfach „in der Platte" oder dem „Neubau". Wir Kinder fanden es dort okay. Es gab einen großen Hof mit einer Mondschaukel und einem Sportplatz. Über die Wäschestangen spielten wir Volleyball. Im Winter konnten wir die Hügel herunterrodeln.

Von der Platte ins Eigenheim: frei aber allein

Als kurz nach der Wende die Grundstückspreise ins Bodenlose stürzten, kauften meine Eltern ein Grundstück und bauten ein Eigenheim. Als Postzustellerin und Schlosser hatten sie im Gegensatz zu vielen anderen ihre Arbeit behalten. Wie bei uns noch üblich, bauten meine Eltern das Haus zum größten Teil in Eigenregie mit der Unterstützung von Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten. Jeden Tag nach der Schule und am Wochenende waren mein Bruder und ich auf der Baustelle, bis wir endlich einzogen. Der Hausbau nahm gefühlt einen großen Teil meiner Kindheit ein.

Wir fanden es auf dem Bauplatz spannend und hatten viele Freiheiten, denn die Eltern hatten kaum Zeit, sich um uns zu kümmern. Andererseits fehlten uns Menschen, die uns zuhörten. Meine Eltern standen unter enormem Stress und waren überlastet: Die allgemeine Situation im Land war von Ungewissheit geprägt, und jeden Tag neben dem Vollzeit-Job auf dem Bau zu arbeiten, war anstrengend. Ich lernte zu funktionieren, war angepasst, still und verbrachte viel Zeit allein auf Bäumen oder mit den Nachbarskindern. In der Schule war ich ohne Mühe eine der Besten, musste nie lernen, was auf dem Bau sowieso schwierig gewesen wäre. Als wir endlich einzogen, war das Haus noch nicht ganz fertig, aber es war bewohnbar und meine Eltern konnten die Miete sparen, was sie finanziell etwas entspannte.

Später, ab der achten Klasse auf dem Gymnasium, begann ich zu rebellieren. Ich gab leere Blätter bei Klausuren ab und schwänzte den Unterricht. Ich glaube, das war eine Art Notwehr. Ich fühlte mich machtlos gegenüber vielem, was um mich herum passierte, war aber noch nicht in der Lage zu benennen, was es war. Heute weiß ich, dass ich mehr wollte, als Dinge auswendig zu wiederholen, dass ich mich fremdbestimmt, eingeengt und ungehört fühlte.

Meine Noten wurden schlecht, und so entschieden wir, dass ich zur Realschule wechsle. Eigentlich entschied meine Mutter. Meine Eltern verbanden den Schulwechsel mit der Hoffnung, dass ich dort ein gutes Abschlusszeugnis bekommen würde. Das erfüllte sich nicht. Ich ging weiter selten zur Schule. Zuhause gab es deswegen ständig Streit. Schließlich machte ich meinen Realschulabschluss mit passablen Noten, mit etwas Lernen hatte ich sie am Ende doch noch rausgerissen.

Auf eigenen Füßen stehen

Um den Konflikten zuhause auszuweichen und um meinen eigenen Weg zu finden, zog ich mit 17 Jahren nach Hannover. Ich hatte mich dort beworben und einen Ausbildungsplatz zur Friseurin bekommen. Doch es war nicht einfach, mich dort einzuleben. Die Umgebung war mir fremd. Ich kannte keine Menschenseele. Meine Chefin behandelte mich, als wäre ich ihre Leibeigene. Ich war völlig verunsichert, einsam und tat, wie mir beigebracht worden war, alles was sie mir sagte. Ich führte plötzlich ein Leben mit einem Vollzeitjob und der Berufsschule, mit sehr wenig Urlaub, nur sonntags hatte ich frei. Der Satz „Lehrjahre sind keine Herrenjahre" bestätigte sich. Ich hatte kein Ventil für meine Bedürfnisse und Gefühle, lernte kaum Menschen kennen. In meiner Familie hieß es immer, Arbeit sei das halbe Leben. Ich hatte das insgeheim schon immer als traurige Aussicht betrachtet. Doch nun war Arbeit fast mein ganzes Leben.

Trotzdem kämpfte ich mich durch und lebte mich ein. Nach der Ausbildung zog ich in einen bunteren Stadtteil von Hannover, lernte viele liebe und tolle Menschen kennen, mit denen ich bis heute befreundet bin. Nun arbeitete ich in meinem Beruf als Friseurin. In diesem stereotypischen Frauenberuf verdiente ich sehr wenig Geld, etwa 6,50 €pro Stunde. Wenn es eine hohe Stromrechnung gab oder irgendetwas Teures im Haushalt kaputt ging, arbeitete ich vorübergehend zusätzlich im Gastgewerbe, schnitt nach der Arbeit Haare oder übernahm Schichten an verkaufsoffenen Sonntagen. Mein Leben bestand weiter fast nur aus Arbeit. Einmal hörte ich den Sohn eines Arbeitgebers sagen: „Ossis machen alles mit". Damit hatte er recht. Ich war nicht glücklich damit, sah zu diesem Zeitpunkt aber keine Alternative. Viel Zeit zum Nachdenken blieb sowieso nicht.

Dann kam das Jahr 2007: Mein Bruder starb bei einem Unfall. Ich nahm eine Auszeit von ein paar Wochen und kümmerte mich um meine Eltern.

Vom Friseursalon zur Uni, vom Westen zurück in den Osten

Zurück in meiner Arbeitswelt in Hannover begann ich mein Leben zu überdenken. Mein Beruf machte mir viel Spaß, bis heute schneide ich gern Haare, aber der Leistungsdruck war enorm hoch. Ich stand unter Stress. Meist wollten die Chefs, dass ihre Angestellten die Arbeit wie am Fließband machten, während ich mir gern Zeit für die Kundschaft und das Handwerk nehmen wollte.

Ich las Bücher und traf auf Menschen, die sich über ähnliche Dinge Gedanken machten wie ich. Darunter waren einige, die sich gegen ungerechte Bezahlung wehrten. Ich nahm wahr, dass Menschen, die in anderen Berufen viel weniger arbeiteten als ich und sehr viel mehr Geld verdienten, sich sonst nicht sehr von mir unterschieden.

Ich meldete mich schließlich an der Abendschule an, um das Abitur neben meinem Vollzeitjob nachzuholen. Nach und nach begann ich, mein Umfeld und die Gesellschaft mit anderen Augen zu sehen. Ich politisierte mich. Mein erster bewusster politischer Akt war die Teilnahme an einer Mindestlohn-Demonstration, das politischste daran war für mich, dass ich dafür die Arbeit schwänzte.

Nach dem Abitur zog ich nach elf Jahren wegen der hohen Studiengebühren von Hannover fort. Um das Studium dort zu finanzieren, wäre ich wieder im Teufelskreis aus geistiger Arbeit und handwerklicher Arbeit gelandet. Das wollte ich nicht. Ich wollte mich auf das Studium konzentrieren, auch mal frei haben und nicht schon wieder im Hamsterrad stecken.

Ich bewarb mich in Cottbus für das Fach „Soziale Arbeit“. Ehemalige Mitschüler schwärmten von der Stadt. Ich bekam einen Studienplatz und zog zurück in die Lausitz. Das war eine gute Entscheidung, auch wenn ich Cottbus nicht immer als freundlich wahrnehme.

Im Studium lernte ich viel, doch ich fand es auch enttäuschend unpolitisch. Was ich in Hannover über den Studiengang erfahren hatte, war völlig anders. Die meisten meiner Kommilitoninnen und Kommilitonen in Cottbus interessierten sich nicht dafür, bei Fragen in die Tiefe gesellschaftlicher Strukturen zu gehen und über das Allgemeine hinauszublicken.

Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession

Soziale Arbeit ist in ihrer Essenz eine Menschrechtsprofession. Wenn ich beispielsweise im Jobcenter arbeite und jemandem das Existenzminimum kürze, weil er oder sie einen Termin verpasst, dann nehme ich in Kauf, dass ich das Recht eines Menschen auf ein menschenwürdiges und selbstbestimmtes Leben beschneide. Meist werden die Betroffenen in einen sehr schlecht bezahlten Job gezwungen, den sie vielleicht nicht machen möchten. Das hilft der Person nicht. Wo bleibt die Menschenwürde, wenn jemand so fremdbestimmt ist? Wenn Menschen für sehr wenig Geld arbeiten müssen, ohne eine Alter-

native zu haben, gibt es für Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber kaum Anreize, angemessene Bezahlung zu leisten und Menschen fair zu behandeln. Dahinter steht noch viel mehr: Die verbreitete Haltung, arme Menschen seien schlichtweg faul, verschleiert die Tatsache, dass Armut eine notwendige Nebenerscheinung einer kapitalistischen Marktwirtschaft ist. Sie braucht arme Menschen, damit Dinge billig produziert werden können. Menschen, die aus Arbeiter- oder Unterschichtenfamilien kommen und schon seit mehreren Genrationen in schlecht bezahlten Jobs viel arbeiten, lernen, dass viel Arbeit oft eben nicht gerecht bezahlt wird. Sie lernen, dass die Dinge eben so sind und dass sie keine Macht haben, sie zu verändern. Soziale Arbeit besitzt eine politische Dimension, die eine Verantwortung mit sich bringt, die bewusst wahrgenommen werden muss.

Diese Zusammenhänge spielten in meinem Studium selten eine Rolle. Der meistgesagte Satz meiner Mitstudierenden lautete: „Ist das denn prüfungsrelevant?" Als ich mich an der Uni dafür aussprach, eine gendergerechte Sprache zu verwenden, die Mann und Frau berücksichtigt, behandelte mich einer der Dozenten fortan sehr unfreundlich. Mittlerweile gibt es in Cottbus zum Glück ein paar sehr engagierte neue Professorinnen am Lehrstuhl Soziale Arbeit. Doch noch immer sind manche Beschäftigte der Meinung, dass das Fach unpolitisch sei. Das entspricht allerdings nicht dem, was eine Demokratie wehrhaft macht.

Das Wohnprojekt K29, mein Zuhause

In Cottbus lebe ich heute im Wohnprojekt in der Karlstraße 29, die sogenannte K29. Hier lernte ich, mit anderen zusammen zu wohnen, ein solidarisches Miteinander zu organisieren und Dinge, die uns fehlen und die wir uns wünschen, selbst zu machen. Wir veranstalten einmal im Jahr ein großartiges Straßenfest, Konzerte in unserem Hof, Vorträge, Brunches und Filmabende, an denen wir Spenden für unterstützenswerte Projekte sammeln wie den Kost-Nix-Laden. Ich machte hier wertvolle Erfahrungen, die wichtig für mein Menschen- und Weltbild sind. Die wichtigste war wohl, mit so vielen Menschen völlig verschiedener Herkunft in Kontakt zu kommen – egal ob Ost, West, studierend, hartzend, egal welcher Hautfarbe, Religion oder welchen Geschlechts – und mit ihnen etwas zu schaffen, dass die Stadt bunter und lebenswerter macht. Ohne Bezahlung, freiwillig und gemeinschaftlich. Keiner dieser Menschen mussten dazu gezwungen werden.

Die gesellschaftspolitische Dimension, die mir im Studium fehlte, begegnet mir somit in der Realität, in meinem Handeln und Erleben, auch wenn ich sie durch Bücher noch besser verstehen lerne. Seither engagiere ich mich in Cottbus vielfältig: gegen Rassismus und Nazis und für feministische Themen. Der Schwerpunkt meines Engagements liegt jedoch beim K29. Wir kämpfen um unser Wohnprojekt, seit das Haus von einem neuen Eigentümer gekauft wurde. Wir wollen, dass das Projekt weiter so bestehen bleibt, wie es in den letzten dreißig Jahren funktionierte. Wir möchten das Haus selbst kaufen, damit es weiterhin bezahlbaren Wohnraum für Menschen bietet, die gemeinschaftlich leben und aktiv sein möchten.

Mittlerweile studiere ich im Master Biografisches und Kreatives Schreiben an der Alice-Salomon-Hochschule (ASH) in Berlin. Auch hier fließen meine Erfahrungen ein. Ich habe mich bewusst entschieden, während des Studiums in Cottbus zu bleiben, auch wenn es sicher einfacher wäre dort zu leben, wo ich studiere. Doch ich möchte in meinem Wohnprojekt bleiben und weiter für die K29 kämpfen.

Mit der Krankheit leben: von der Diabetikerin zur ganzheitlichen Diabetes-Forscherin

***Bettina Berger**, geboren 1967 in Berlin, erhielt als Zehnjährige die Diagnose Typ 1 Diabetes. Nach dem abgebrochenem Theologiestudium erlernte sie den Beruf der Medizinischen Bademeisterin/Masseurin. Sie studierte ab 1994 an der Viadrina in Frankfurt/Oder Kulturwissenschaften und wurde als wissenschaftliche Mitarbeiterin an verschiedenen gesundheitlichen Einrichtungen tätig. 2005 schloss sie ihre Promotion in Gesundheitswissenschaft an der Universität Hamburg mit magna cum laude ab. Heute arbeitet sie am Lehrstuhl für Medizintheorie, Integrative und Anthroposophische Medizin an der Universität Witten/Herdecke.*

Die Geschichte meiner chronischen Erkrankung beginnt 1977. Unsere Familie war ein Jahr zuvor beruflich bedingt von Berlin nach Magdeburg gezogen: Ich empfand das soziale Umfeld in der neuen Schule als fremd und unangenehm. Im Juni 1977 häuften sich meine gesundheitlichen Beschwerden: extremer Gewichtsverlust, Schlafstörungen, Juckreize. Erst am 29. September 1977 lag die Diagnose vor: Typ 1 Diabetes. Ich wurde noch am gleichen Tag in eine Klinik eingewiesen und dort auf Insulin eingestellt. Seit diesem Tag begleiten mich tägliche Spritzen, Blutzuckerschwankungen, Unter- und Überzuckerung, Angst vor Folgeerkrankungen …

Diabetes in der DDR

In der Klinik wurden wir aufmerksam behandelt. Bereits in den Siebzigerjahren erhielten Kinder, die über längere Zeit stationär behandelt wurden, in der Klinik Schulunterricht. Eine engagierte Krankenpflegerin ermutigte uns, mündige Patienten zu werden und unser Schicksal anzunehmen. Sie hatte ein Buch geschrieben mit dem Titel „Wir schaffen es!"

Ich empfand das Betreuungssystem in der DDR beruhigend strukturiert. Überall war die Diabetes-Behandlung fast identisch. In der BRD variiert die Qualität sehr stark, man kann Glück oder Pech haben. Doch es gab in der DDR qualitative Mängel. So war ich meiner übergewichtigen Diabetologin ausgeliefert. Sie erteilte mir über meine ganze Schulzeit Sportverbot und verweigerte mir in der Pubertät meine Abendbrotmahlzeit zu reduzieren, wie ich es wünschte. Im Vergleich zur BRD benutzten wir ungefähr zehnmal so dicke Kanülen, um uns das Insulin zu spritzen. Zudem war Insulin bei uns schlechter, denn im Westen existierten bessere Reinigungsverfahren. Regine Hildebrandt, die spätere Ministerin für Arbeit und Soziales des Landes Brandenburg, war in der Diabetes-Forschung tätig und setzte sich dafür ein, bessere Reinigungsverfahren für das Rinder- und Schweineinsulin einzusetzen. Mir selbst begannen

irgendwann die Oberarme zu schmerzen von dem verunreinigten Insulin und den Narben, die die zehntausenden Spritzen, die ich mir im Laufe der Jahrzehnte gesetzt hatte, verursachten. Heute versuche ich immer wieder neue Verfahren der Entlastung.

Allerdings hatten wir in der DDR eine sehr gute psycho-soziale Betreuung. Regelmäßig alle zwei Jahre war ich in Karlsburg, einer der Haupt-Diabetes-Kliniken, in der wir statt des normalen Krankenhausbetriebs ein Ferienlager unter medizinischer Aufsicht durchführten. Es gab ein großes Freizeitangebot. Die medizinische Dimension des Aufenthaltes nahm ich kaum wahr – dass mich Ärzte und Pflegepersonal umgaben, dass der Tagesurin in den sogenannten Urinbomben gesammelt wurde und fünfmal täglich Blutzucker gemessen wurde, kannte ich ohnehin von meinem Alltagsleben zu Hause. Beim Volleyballspiel schloss ich Freundschaft mit einem Jungen aus Rumänien, die bis heute besteht. Auch er lebt mit Typ 1 Diabetes.

Als ich mit meiner Familie 1985 nach Berlin zog, nahm mich Regine Hildebrandt – sie arbeite damals in Zentrum für Diabetologie in der Klosterstraße – unter ihre Fittiche und vermittelte mir einen Arzt. Sie nahm mich auch zu Ferienlagern mit, die sie für Kinder mit Typ I Diabetes organisierte. Dort arbeitete ich, inzwischen 18 Jahre alt, als Helferin. Es gab Fotokurse, wir saßen zusammen am Lagerfeuer, nahmen den Kindern Schwimmabzeichen ab und vieles mehr.

Nach der Wende versuchte Regine Hildebrand, die Polikliniken zumindest für das Land Brandenburg zu retten. In der DDR war die Poliklinik das normale Versorgungsmodell. Dort arbeiteten nicht nur Allgemeinmediziner gemeinsam unter einem Dach, sondern auch Diabetologen, Psychologen, Augenärzte und weitere Fachmediziner. Jeder Patient besaß nur eine Krankenakte. Man benötigte weder einen Überweisungsschein, noch musste man von einem Arzt zum anderen laufen.

Die Krankheit bestimmt mein junges Leben

Meine eigene Krankengeschichte wurde derweil vom Hin- und Her zwischen Diabetologen und Psychologen geprägt, die meine pubertären Probleme nicht lösen konnten. Das lag vor allem daran, dass sie zu wenig von Entwicklungspsychologie verstanden. Die Stoffwechselerkrankung hatte starke Auswirkungen auf mein Selbstwertgefühl, die empfundene Leistungsfähigkeit und Lebensperspektive. Ich geriet in eine depressive Situation. Hinzu kamen Erfahrungen in der Schule: Während des Abiturs wurden mir wiederholt Freundschaften in der Schulklasse unterbunden, auch durfte ich kein Englisch lernen und vieles mehr. Während andere auf diese Verbotskultur mit Widerstand oder heimlichen Tricks reagierten, reagierte ich als Autoimmunerkrankte depressiv. Aber das war schwer zu erkennen. Später, im Studium, sanken meine Noten von 1,0 auf 3,0. Weil ich meine Blutzuckerwerte nicht mehr in einem erträglichen Bereich halten konnte, gelang es mir nicht, klar zu schreiben. Ich fühlte mich unfähig und verzweifelt. Das durchschaute keiner, weder ich noch Ärzte oder Psychologen. Sie scheiterten an mir mit ihren verhaltensmedizinischen Vorschlägen.

Auch waren sie nicht in der Lage, Probleme der Berufswahl und -entscheidung einer Jugendlichen mit einer derart schweren Stoffwechselerkrankung wahrzunehmen. Dazu kamen die politischen Umstände: Ich hatte mich auf verschiedene Studienplätze beworben, wurde aber aus politischen Gründen immer wieder abgelehnt: mit 17 wollte ich Biologie studieren und in den Umweltschutz gehen! Die Schule kommentiert das so: „Jemand wie du kann ja wohl nicht sozialistischer Kaderleiter werden", und verweigerte die Weiterleitung meiner Bewerbung. Bei weiteren Versuchen bestand ich zwar die Aufnahmeprüfungen, wurde aber abgelehnt, weil mein Vater als Pfarrer negativ in den Unterlagen verzeichnet war.

Theologie war das einzige Studium, das ich aufnehmen durfte. Nach vier Semester gab ich allerdings auf. Das Studium war kopflastig und losgelöst von meinen Erfahrungen in der Alltagswelt. Das war nicht das, was ich suchte. Schließlich bewarb ich mich für eine Ausbildung zur Physiotherapeutin, um einen Beruf zu haben, den ich trotz Denkverbot ausüben konnte. Aber auch das scheiterte: ich wurde nicht zugelassen, weil ich mit dem Abitur überqualifiziert war.

Schließlich machte ich eine Erwachsenenqualifikation als Bademeister/Masseur in einer Klinik für Physiotherapie in Berlin-Buch. So bekam ich Zugang und Einblicke in die Arbeit der Fachärzte für Physiotherapie, eine Fachrichtung, die es im Westen so nicht gab. Leider fielen die Lehrstühle an der Universität in Jena der Wiedervereinigung zum Opfer. Die Physiotherapie war im DDR-Gesundheitswesen gleichberechtigt verankert. So lernte ich in den beiden Jahren meiner Ausbildung das Fasten kennen. Es wurde Menschen mit Übergewicht vor einer Operation verordnet, um die Risiken der OP zu minimieren. Unter Anleitung des Oberarztes fuhren die Fastenden jeden Tag vierzig Kilometer Rad. So etwas prägte meine Einstellung zur Naturheilkunde.

Noch einmal zur Universität

Nach dem Abschluss als Bademeister war mir klar, dass ich wieder an die Universität musste. Ich fühlte mich permanent unterfordert. Doch nach der Wende hatte ich keinen Mut, Medizin zu studieren. Ich fühlte mich zu alt, hatte keine Vorbilder in meinem Umfeld und wusste auch nicht, wie ich ein Studium finanzieren sollte. Ich hatte keine Ahnung, welche Stipendien es gab und wie man sich bewerben konnte. Mein Bafög-Antrag wurde mit der Begründung abgelehnt, dass man einen Studiengangwechsel spätestens nach einem Jahr vornehmen muss. Doch woher hätte ich das in der DDR wissen sollen?

Vor lauter Verzweiflung und um überhaupt noch an eine Hochschule zu kommen, begann ich an der Viadrina in Frankfurt/Oder Kulturwissenschaften zu studieren. Die Universität wurde 1994 neu eröffnet und bot als eine der wenigen interdisziplinäre, kulturwissenschaftliche Studiengänge an. Ich wählte das Thema Identität und Fremdheit als Forschungsschwerpunkt und arbeitete mich schnell in soziologische, gesundheitswissenschaftliche und gesundheitskulturelle Fragestellungen ein. Dazu schrieb ich meine Diplomarbeit: „Krankheit als Konstruktion – Diabetes mellitus im Vergleich von Schulmedizin und Homöopathie".

Start in eine wissenschaftliche Laufbahn

Nach meinem Abschluss lernte ich Christoph Kranich, einen Mitarbeiter der Verbraucherzentralen in Hamburg kennen, der sich seit Jahren für Transparenz im Gesundheitswesen der Bundesrepublik einsetzte. Mit ihm führte ich das EU-Projekt „Patientennavigation" durch, bei dem wir in verschiedenen europäischen Ländern, darunter die Niederlanden und Großbritannien, untersuchten, wie Patienten über die Qualität von Behandlungen in Krankenhäusern informiert werden und wie sie sich, wenn nötig, beschweren können. Wir fanden heraus, dass Deutschland im Vergleich zu den Nachbarländern, teilweise sehr intransparent ist und kein gutes Beschwerdemanagement besitzt.

Die Patientenperspektive ließ mich seither nicht mehr los. In Hamburg bekam ich eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität in der Fachwissenschaft Gesundheit und leitete einige Jahre das Projekt „Training in wissenschaftlicher Kompetenz für Patienten und VerbrauchervertreterInnen" zu dem ich auch promovieren durfte. Es ging darum, Laien zu befähigen, eine informierte Entscheidung treffen zu können. Wie kann ich als Laie entscheiden, ob ich am Mammografie-Screening teilnehmen soll, meine Tochter zur HPV-Impfung schicke oder eine Darmspiegelung durchführen lasse? Woher weiß ich, ob es besser ist, mich einer Bandscheiben-Operation zu unterziehen oder mein Leiden konservativ behandeln zu lassen?

Bei der Einwicklung sogenannter Entscheidungshilfen arbeiteten wir eng mit Fachärzten wie Neurologen oder Hebammen zusammen. Doch allmählich musste ich begreifen, wie schwer sich die sogenannte informierte Entscheidungsfindung ins Gesundheitswesen implementieren lässt. Die Krankenkassen haben Versuche in diese Richtung unternommen. Eigentlich sollten derartige Entscheidungshilfen für alle Indikationen vorliegen. Die Entwicklung ist aber noch lange nicht soweit, dass man sie als Standard im Gesundheitswesen einführen könnte.

Endlich angekommen: Mein Platz in der Komplementärmedizin

Nach dem Auslaufen meiner Stelle in Hamburg und einigen weiteren beruflichen Stationen verwirklichte sich einer meiner Träume: Ich bekam die Möglichkeit, in der Komplementärmedizin zu arbeiten, zuerst an der Viadrina und ab 2010 am Lehrstuhl für Medizintheorie und Komplementärmedizin der Universität Witten/Herdecke.

In der Medizin wird meist fokussiert gearbeitet, ohne den Kontext zu betrachten. Mir ist bei der Hospitanz in Anamnesegruppen – noch während meiner Studienzeit in Berlin – aufgefallen, dass Ärzte oft nur danach fragen, seit wann welche Beschwerden vorliegen, oder welche Tabletten eingenommen werden. Die Geschichte des gesunden Menschen spielt keine Rolle. Das Wiederanknüpfen an das Gesunde, also an den Menschen, der hinter der Erkrankung steckt, wird immer noch zu wenig berücksichtigt. Hier setzt die integrative Gesundheitsförderung an, der Forschungsschwerpunkt, zu dem ich seit nunmehr zehn Jahren arbeite.

Dabei ist mir wichtig, dass insbesondere auch Menschen mit chronischen Erkrankungen eine Chance bekommen, an ihrer Gesundheit zu arbeiten, denn jeder Mensch hat nicht nur kranke, sondern auch gesunde Anteile, die er entwickeln will. Ich tue dies immer im Rahmen von Studien.

Meine Forschung als Patientin für Patienten

Als Jugendliche fuhr ich in der Welt umher, weil ich nach Heilung suchte. Doch ich habe sehr schlechte Erfahrungen gemacht. Es gab Heiler oder Esoteriker, die mich ausnutzten, sich über mich lustig machten, oder mich sogar einmal missbrauchten. Wenn man sich also auf etwas Neues, Unbekanntes einlassen will, braucht man einen geschützten Raum. Deshalb biete ich gesundheitsförderliche Verfahren für Menschen mit chronischen Erkrankungen im geschützten Raum von Studien an.

Ich habe erlebt, dass Menschen mit chronischer Erkrankung schuldig gesprochen werden für alles, was schlimmer wird oder nicht klappt, dass sich die Ärzte jedoch alles, was gut läuft, auf die Fahnen schreiben. Am stärksten fiel mir das während meiner Schwangerschaft auf: Ich gab mir Mühe, meinen Zucker im Normbereich zu halten. Wenn das nicht klappte und ich um Hilfe bat, wurde ich angeschimpft und bedroht. Nur meine Schulung, die ich für Laien im Gesundheitswesen durchgeführt hatte, befähigte mich, das sehr unangenehme Krankenhaus auf eigene Verantwortung zu verlassen. Die unangenehmen Erfahrungen während meiner Schwangerschaft hielten mich davon ab, ein zweites Kind zu bekommen …

Nachdem ich mich jahrelang damit beschäftigte, wie Patienten in das Gesundheitswesen einbezogen werden können, kann ich nun selbst die Studien realisieren, die mir bislang fehlen: 1994 wollte ich zum ersten Mal fasten, es wurde mir aber als Typ1 Diabetikerin verboten. Inzwischen führte ich das Fasten wiederholt erfolgreich ohne ärztliche Begleitung durch. Doch Fasten kann auch riskant sein. Deshalb realisierte ich 2018 selbst eine Fasten-Studien mit Typ 1-Diabetikern. Ich möchte erreichen, dass Menschen mit Typ 1 Diabetes in einem geschützten Rahmen Fasten können.

Ich habe inzwischen gelernt, dass Autoimmunerkrankungen auch als Folge von Entwicklungs- oder Akuttraumata entstehen können. Diese werden in der normalen Diagnostik jedoch nicht erhoben und somit auch nicht behandelt. Dann leiden Menschen unter Umständen nicht nur unter Diabetes, sondern auch noch unter einer jahrzehntelang nicht bemerkten Traumatisierung. Deshalb entwickle ich jetzt Interventionen, die Menschen den Schutzraum bieten – eingebettet in die sanften anthroposophischen Verfahren der Eurythmie oder Rhythmischen Massage und ressourcenorientierter Arbeiten – ihre eigenen Ressourcen zu entdecken und Selbstregulation zu entwickeln. So gelingt es mir nun immer mehr, an dem zu arbeiten, wozu mich meine Erkrankung befähigt.

Das Engagement einer Musiktherapeutin: Musik ist die beste Therapie

***Ulla Fischer**, 1937 in Weimar geboren, studierte Kirchenmusik an der Franz-Liszt Hochschule Weimar und erlernte anschließend den Beruf der Krankenschwester. Später kehrte sie zur Musik zurück. Sie arbeitete viele Jahre als Musiklehrerin, absolvierte nach der Wende eine Ausbildung als Musiktherapeutin und geht in Altenheime, um dort gemeinsam mit den Bewohnern zu musizieren.*

Mein Leben begann 1937 in Weimar in Thüringen. Ich lernte laufen, sprechen, singen, Klavier und Flötespielen. Gemeinsam mit meinen drei Geschwistern musizierte ich viel. Im Weimarer Kirchenchor und im Schulchor machte mir das Singen immer besondere Freude. Und Musik sollte auch mein Beruf werden.

Nach meiner Schulzeit erlernte ich auf der Kirchenmusikschule in Eisenach das Orgelspiel, Chorleitung und vieles mehr. Aber das Singen blieb immer mein Favorit. Große Musiker kennenzulernen, prägte mein Leben. Und gerade Gesang berührte mich besonders.

Nach dreieinhalb Jahren legte ich die Prüfung zur Kantorin ab und arbeitete einige Jahre in diesem schönen Beruf. Auch in dieser Zeit machte das Singen, vor allem mit älteren Menschen, einen großen Teil meiner Arbeit aus. Ich konnte viel von den älteren Menschen lernen. Ein Stück Freude, Erinnerung, Tradition, Zusammensein, das alles sind Aspekte, die den Alltag bereichern und natürlich auch gesundheitsfördernd wirken.

Von der Kantorin zur Krankenschwester

Als ich meinen Mann, einen Arzt, kennenlernte und heiratete, interessierte es mich sehr, wie Musik auf Kranke wirken könnte, im Krankenhaus. Ich erlernte den Beruf der Krankenschwester an der medizinischen Akademie in Erfurt, arbeitete in verschiedenen Kliniken und Abteilungen und machte erstaunliche Erfahrungen. Besonders auf der Kinderstation sang ich mit den kleinen Patienten. Sie konnten dadurch eine Zeitlang ihre belastende Situation vergessen, konnten tief durchatmen und damit ein Stückchen Gesundheit tanken.

Auf einer anderen Station machte ich ebensolche Erfahrungen mit der Wirkung der Musik. Ich nahm meine Flöte und setzte mich zwischen zwei Krankensäle, die mit jeweils acht bis 16 Männern belegt waren. Für heutige Zeiten unvorstellbar. Ich spielte Volks- und Abendlieder. Vielleicht fanden es einige der Patienten nicht schön, aber es war absolute Ruhe. Morgens um drei oder vier Uhr kam ein Pati-

ent ganz aufgeregt zu mir und sagte, er hätte noch keine Schlaftablette bekommen, worauf ich nur entgegnen konnte, dass er doch auch bis dahin ohne Tablette gut geschlafen hätte. Etwas erstaunt aber beruhigt ging er zurück in sein Bett. Für mich war es ein weiterer Beweis, welche Wunder Musik vollbringen kann.

Von der Krankenschwester zur Musiklehrerin

Als meine eigenen Kinder größer waren, erfüllte ich mir meinen geheimen Wunsch, an der Hochschule für Musik „Franz Liszt" in Weimar drei Jahre Schulmusik zu studieren, mit dem Abschluss Diplommusiklehrer. Musiklehrer wurden immer gesucht und gebraucht. Ich arbeitete an einigen Polytechnischen Oberschulen und nach der Wende am Gymnasium.

Musik ist das schönste Fach in der Schule. Leider sehen das manche Verantwortliche nicht so, weil ihnen die wunderbaren Erfahrungen im Umgang mit Musik und mit Menschen jeden Alters fehlen. Es ist herrlich zu sehen, wie sich Kinder und Jugendliche mit Musik für das Lernen begeistern lassen und wie sie ihre Eigenschaften fördert.

Die Verbindung von Musik und Therapie

Bereits vor meinem ersten Studium hätte ich gern Musik mit therapeutischen Aspekten verbunden. Aber davon, dass Musik tatsächlich eine Therapieform darstellt, erfuhr ich erst sehr viel später. Ich hörte von Dr. Christoph Schwabe, Musiktherapeut, Pädagoge und Kirchenmusiker, der bereits zu DDR-Zeiten mühevoll aber erfolgreich diese Therapieform an Hochschulen und Kliniken bekannt machte.

Ich bemühte mich um Kontakt zu ihm und erfuhr, dass er unter anderem der Leiter der Akademie für angewandte Musiktherapie Crossen war. Obwohl ich schon über fünfzig Jahre alt war, fand ich in Doktor Schwabe meinen Lehrmeister und studierte dreieinhalb Jahre an seinem Institut. Anschließend arbeitete ich neben meiner Lehrertätigkeit auch als Musiktherapeutin und mache seither immer wieder erstaunliche Erfahrungen: in Krankenhäusern, vor allem mit Komapatienten, mit Menschen mit Behinderungen, im Strafvollzug, aber insbesondere in Seniorenheimen.

Seit ich selbst Rentnerin bin, gehe ich regelmäßig einmal in der Woche in verschiedene Heime und singe mit den Bewohnern. Alles was ich in meinen unterschiedlichen, mit Musik verbundenen Tätigkeiten in meinem Leben erfuhr, erlebe ich dort mit Gleichaltrigen wieder. Unsere gemeinsamen Sing- und Erzählstunden tragen viel dazu bei, den altersbedingt oft schwierigen Alltag besser zu meistern.

KAPITEL 6

Wir haben dem Schicksal ein Schnippchen geschlagen und unseren Weg gefunden

Mit Handicap: Auch ich werde gebraucht

***Roland Walter**, geboren 1963 in Magdeburg, lebt seit seiner Geburt mit einer körperlichen und sprachlichen spastischen Lähmung. Er ist heute Performer, Fotograf, Schriftsteller, seit 2015 Inklusionsbotschafter und lebt in Berlin.*

An einem verschneiten Novembertag im Jahr 1981 kamen die Leiter verschiedener Berufsbildungsstätten zu uns Neuntklässlern in die Sonderschule für Körperbehinderte nach Oehrenfeld in Sachsen-Anhalt. Unsere Eltern waren auch eingeladen. Nun sollten wir erfahren, wie es für uns schulisch und später beruflich weitergehen könnte.

Endlich war ich an der Reihe. Nach einigen Überlegungen kam man zu dem Ergebnis: »Herr Walter, Sie sind zu pflegebedürftig. Es ist keine Berufsausbildung möglich. Sie werden mit Heimarbeit versorgt.«

Ich werde gebraucht und gefördert

Ja, ich bin pflegebedürftig und trage seit meiner Geburt den Stempel »spastisch gelähmt«. Trotzdem schloss ich die zehnte Klasse der Sonderschule ab und arbeitete danach für das Heimatmuseum in Ummendorf in Sachsen-Anhalt. Mit einer Schreibmaschine, die mir das Gesundheitsamt zur Verfügung stellte, konnte ich zu Hause alte Bücher abschreiben. Für eine A4-Seite brauchte ich neunzig Minuten und bekam dafür 1,53 Mark. Die einzelnen Blätter wurden dann zu Büchern gebunden und anstelle der Originale ausgeliehen. Durch die Bücher lernte ich viel über meine Heimat, beispielsweise welcher Fürst was bewirkt hatte. Meine Mutter blieb mit mir zuhause und wurde ebenfalls mit Heimarbeit versorgt. Sie montierte Autolampen.

Irgendwann bekam das Gesundheitsamt Wanzleben mit, dass es bei Robotron in Erfurt eine hochmoderne Schreibmaschine gab, für die das Gesundheitsministerium keine Verwendung hatte. »Willst du sie haben, Roland?«, fragte mich ein Mitarbeiter. Ich schaute meinen Vater an, und er sagte: »Die holen wir morgen sofort ab, bevor sie sich ein anderer nimmt.« Eine typische DDR-Haltung.

Am nächsten Morgen fuhren wir mit dem Trabi die 220 Kilometer nach Erfurt. Dort angekommen, lernte ich den Entwickler Doktor Döller kennen. Er war begeistert, mich kennenzulernen. Doktor Döller fragte mich, ob ich Lust hätte, mit ihm die Maschine weiterzuentwickeln. Das war für mich super. Ich bekam alles, was ich brauchte, beispielsweise Typenräder mit verschiedenen Schriftarten. Dafür erhielt er von mir regelmäßig Vorschläge, was verbessert werden könnte.

Ich besaß nun also weit und breit das modernste Gerät. Ich konnte zweihundert Zeichen speichern, damals eine Menge. Das sprach sich schnell herum. Eines Tages fragte mich der Leiter des pharmazeutischen Zentrums in Eisleben, Doktor Vogel, ob ich Etiketten für Verpackungen von Arzneimitteln drucken könne. Na klar, konnte ich das! Mein Vater bastelte eine Halterung für die Rollen – auf einer Rolle befanden sich tausend Etiketten –, und dann ging es los. Bis dahin waren die Etiketten noch per Hand geschrieben worden. Was für ein Fortschritt!

Plötzlich hatte ich Aufträge ohne Ende. Auch dass ich Typenräder mit verschiedenen Schriften besaß, sprach sich herum. Das war etwas Besonderes. So fragten mich die Leute, ob ich Zeitungen für Festlichkeiten abschreiben könne, und so mancher Lehrling bat mich, seine Abschlussarbeit abzutippen.

Ich hätte Heimleiter werden können

Obwohl ich viel zu tun hatte, wollte ich trotzdem einen Beruf lernen. Immer wieder nervte ich das Gesundheitsamt. Nach fünf Jahren durfte ich endlich eine Ausbildung zum Wirtschaftskaufmann beginnen, allerdings nur mit dem Abschluss Teilfacharbeiter, denn ich galt als »zu behindert«.

Eines Tages besuchte uns der Direktor und sagte zu meinem Vater: »Es ist ja schön, dass Sie ihrem Sohn helfen. Aber er soll seine Arbeit doch eigentlich allein machen.«

»Ich hab von dem, was mein Sohn macht, doch gar keine Ahnung!«, antwortete er.

Der Direktor verdrehte die Augen und wandte sich nun an mich. »Wenn Sie so gut sind, dann sollten Sie nicht nur den Teilfacharbeiter machen, sondern Facharbeiter werden. Danach würde ich Ihnen empfehlen, Ökonomie zu studieren, um als Heimleiter zu arbeiten.« Wow, was für ein Lichtblick!

Ich begann die Ausbildung zum Wirtschaftskaufmann 1987 noch zu Zeiten der Planwirtschaft, beendete sie dann aber nach 1989 in der Marktwirtschaft. Die Aufgaben bekam ich per Post nach Hause. Nach der Auserarbeitung schickte ich meine Arbeit nach Langenstein. Dort wurde sie benotet und mir zugesandt.

Mitten in der Ausbildung musste ich von einer Wirtschaftstheorie zur anderen umschwenken. Plötzlich bekam ich Bücher über Marktwirtschaft, die ich gründlich studierte. Bei der Prüfung beantwortete ich alle Fragen ausführlich und hatte dabei den Eindruck, dass ich mehr von der Materie verstand als meine Prüfer. Die Prüfungskommission nickte nur und ich bestand mit Auszeichnung.

Mit der Wende werde ich erwerbsunfähig

Ende 1990 druckte ich die letzten Etiketten. Diese Arbeit hatte ich neben der Ausbildung weitergeführt. Mit der Währungsunion am 1. Juli 1990 wurde ich umgehend zum Erwerbsunfähigkeitsrentner. Das heißt im Klartext, dass ich in der neuen Gesellschaft nicht mehr arbeiten durfte. Aus der Traum vom Studium zum Ökonom! Auch die Weiterentwicklung der Schreibmaschine wurde beendet. Es gab ja auf einmal bessere und billigere Technologien. Was nun?

Ich konzentrierte mich auf ehrenamtliche Tätigkeiten. So veranstaltete ich beispielsweise Jugendfreizeiten für den Christlichen Verein Junger Menschen (CVJM).

Weil es nur in Berlin möglich war, eigenständig mit Assistenz in einer Wohnung zu leben, verließ ich 2001 Sachsen-Anhalt.

Als Künstler gehe ich meinen Weg in der neuen Wirtschaftswelt

2008 begann ich mit meiner Fotografie, denn endlich war die Technik so weit. Vorn auf meinem Rollstuhl wurde eine Kamera montiert, die ich mit einem Taster einstellen und betätigen kann. Seither arbeite ich als professioneller Fotograf. Vor zehn Jahren begann ich mit dem Tanzen und bin inzwischen recht erfolgreich als tanzender Künstler im Ausdruckstanz unterwegs. Gerade sind wir dabei, die Premiere unseres Projekts in den Ufer-Studios vorzubereiten. Sie soll eine der ersten Aufführungen sein, die seit dem Ausbruch der Corona-Pandemie stattfindet. Zudem bin ich heute als Referent für Behindertenfragen tätig und als UN-Inklusionsbotschafter.

All das mache ich, obwohl ich in der BRD offiziell *nicht* arbeiten darf und in der heutigen Arbeitswelt als nicht brauchbar gelte. Wenngleich seit dem Mauerfall dreißig Jahre ins Land gegangen sind und wir beim Thema Inklusion und Teilhabe sehr viel weiter sind, gibt es für Menschen wie mich in der Wirtschafts- und Arbeitswelt kaum einen Platz. Die DDR war in diesem Bereich um einiges fortschrittlicher.

Nach der Wiedervereinigung hieß es: Bei der Arbeitssuche ist jeder auf sich gestellt

***Janet Gellert-Kricheldorf**, geboren 1980 in Salzwedel und aufgewachsen in Winterfeld/Recklingen, lebt bis heute in der Altmark, in Brewitz, einem Ortsteil von Salzwedel. Nach ihrer Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau arbeitete sie zunächst bei der WPV Wochenpresseverlag GmbH, später als Call-Center-Agentin. Nach einer Weiterbildung ist sie heute als Berufspädagogin und Job- und Bewerber-Storycoach selbstständig tätig.*

Meine Kindheit in der DDR war von großer Freiheit und Gemeinschaft geprägt. Ich hatte das Gefühl, ich kann machen, was ich will. Als Dreijährige nahm ich mein Dreirad und sagte zu meiner Mutter, dass ich zur Oma wolle. Oma wohnte nur ein paar Straßen weiter. Sie ließ mich fahren. Heute wäre so etwas nicht möglich. Doch bei uns kannte jeder jeden und man passte aufeinander auf. Bei der Oma angekommen, entschied ich mich einmal, noch ein Stück weiter zu fahren, zur anderen Oma ins etwa vier Kilometer entfernte Apenburg. Spätestens am Ortsausgangsschild von Winterfeld wurde ich von einem Nachbarn oder Bekannten eingesammelt. Das Gefühl, dass immer irgendjemand auf mich aufpasst, hatte ich auch später in der Schule und im Hort.

1986 wurde ich eingeschult. Ich ging gern zu den Jungpionieren. Wir waren eine große Gemeinschaft. Ich fand die Apelle auf dem Schulhof toll, bei denen wir auf die Aufforderung: „Seid bereit!" antworteten: „Immer bereit!" und jede Menge Auszeichnungen erhielten. Heute sehe ich das kritischer, aber als Kind fühlte ich mich wohl und nahm an den Unternehmungen gern teil. In der Schule fand ich sogar den Samstagsunterricht prima.

Die Wende: Das Gefühl der Sicherheit geht verloren

Dann kam die Wendezeit. Arbeitslosigkeit wurde omnipräsent. In unserer Familie traf es meine Mutter. Sie war im VEB Elektronische Bauelemente in Klötze als Kondensator-Entwicklerin tätig. Sie durfte noch bis Anfang 1991 in dem Betrieb weiterarbeiten, immer mit der Hoffnung, dass es irgendwie weitergeht. Doch am 1. Juli 1991 war endgültig Schluss. Die Einladung zur Sprechstunde des Arbeitsamtes in der Tasche musste sie sich mit mehr als hundert anderen Arbeitslosen in eine Schlange einreihen. Meine Mutter beschreibt noch heute, wie unangenehm und erniedrigend es sich anfühlte, anderen Menschen zu erklären, warum sie nun auf finanzielle Unterstützung angewiesen sei.

Hilflosigkeit und Unsicherheit machten sich breit. Das spürte ich als Zehnjährige. Die Frage nach der Arbeit wurde mächtig, allgegenwärtig und bekam einen riesigen Stellenwert, auch für meine Eltern. Sie

sprachen oft darüber, wie es für meine Mutter beruflich weitergehen würde. Arbeit oder Weiterbildung? Und wie dorthin kommen ohne Führerschein und Auto? Fragen, um die sie sich zuvor keinen Kopf hatte machen müssen. In ihrem alten Betrieb in Klötze hatte meine Mutter im Dreischichtsystem gearbeitet. Einen Führerschein brauchte sie nicht. Es fuhren regelmäßig betriebseigene Busse. Nach der Wende gab es die nicht mehr.

Mein Vater hatte das große Glück, seine Arbeit als Kfz-Elektriker für Landmaschinen weiter ausüben zu können. Sein Betrieb, die LPG Badel, wurde zwar nach der Wende aufgelöst, aber danach von drei leitenden Mitarbeitern unter der neuen Firmenbezeichnung Landmaschinen Badel GmbH nahtlos fortgeführt.

Mit der Wende brach der betriebliche Zusammenhalt weg. Zuvor hatte es beruflich wenig bis gar nichts zu meckern gegeben. Meine Eltern erzählten oft von Betriebs- und Brigadefeiern, Feldbesichtigungen, anerkennenden Worten und davon, dass Mitarbeiter betrieblich eingebunden gewesen waren und gefördert wurden. Diese Ausgelassenheit im Beruf hatte sich positiv im privaten Umfeld ausgewirkt.

Keiner wusste, welche Möglichkeiten es gab

1996 schloss ich die Realschule ab. Was nun? Keiner wusste, was er machen sollte und konnte. Welche Möglichkeiten gab es überhaupt? Ich musste mich selbst kümmern. In der DDR wurde – vor allem im Sport –geschaut, wie man jeden nach seinen Fähigkeiten möglichst individuell fördern kann. So spielte ich in meiner Freizeit Badminton, nahm an Turnieren teil und gewann dort einige Medaillen. Ein großartiges Gefühl, wenn andere das Potenzial in einem erkennen und man mit seinem Talent erfolgreich ist. Mit der Wende gab es das nicht mehr. Jeder war auf sich allein gestellt und musste selbst herausfinden, was er wollte.

Ich absolvierte eine Ausbildung zur Kauffrau im Einzelhandel in einem Möbelgeschäft in Brietz. Jeden Tag fuhr ich mit dem Bus von Recklingen nach Salzwedel und dann mit dem nächsten Bus weiter nach Brietz. Wie freute ich mich, als ich endlich meinen Führerschein in den Händen hielt und das letzte Ausbildungsjahr mit meinem Trabant zur Arbeit fahren konnte!

Nach Abschluss der Ausbildung wollte ich weiterkommen. Ich war neugierig auf das Leben und darauf, was man so alles machen kann. Also holte ich an der Fachoberschule Wirtschaft in Lüchow mein Fachabitur nach. Danach stand wieder die Frage im Raum: Und nun? Doch jetzt hatte ich das Gefühl, dass ich meinen Weg finden werde.

Im Berufsleben geht es rauf und runter

Ich schrieb Bewerbungen, setzte mich ins Auto und fuhr Firmen ab, bei denen ich persönlich nach einem Bürojob fragte. So auch bei der WPV Wochenpresseverlag GmbH in Salzwedel. Noch am selben Abend meldeten sie sich und boten mir ein Volontariat in der Redaktion an. Ich hatte nie darüber nachgedacht bei einer Zeitung zu arbeiten. Doch ich sagte zu. Von 2000 bis 2004 verbrachte ich dort eine herrliche Zeit. Es war toll mit der Kamera loszuziehen, und alle Türen öffneten sich. Ich mochte die bunte Themenvielfalt aus Wirtschaft, Politik, Kultur und Lokalem. Ich fand es spannend, Unternehmensgründungen zu begleiten, Tage der offenen Tür zu besuchen.

Innerbetrieblich passte es allerdings immer weniger. Es gab persönliche Differenzen mit einer Kollegin. Das machte mir schwer zu schaffen und führte letztlich dazu, dass ich krankgeschrieben wurde. Unter diesen Umständen wollte und konnte ich nicht weiterarbeiten. also kündigte ich. Mein Chef war schockiert. Er wollte mich nicht gehen lassen und versuchte, mich umzustimmen. Doch mein Entschluss stand fest.

Ich spürte zum ersten Mal selbst die Angst, die mit Arbeitslosigkeit verbunden ist und fragte mich: Was nun? Wie geht es weiter? Reicht das Geld für Miete, Essen und alles andere? Ich suchte nach einer neuen Stelle und erfuhr im Bekanntenkreis vom Angebot eines Call-Centers. Call-Center-Agentin war nicht das, was ich mir vorgestellt hatte und so verwarf ich den Gedanken. Doch dann flatterte ein Vermittlungsvorschlag des Arbeitsamtes ins Haus mit genau diesem Stellenangebot. Aus Angst, dass mir das Arbeitsamt das Geld streicht, nahm ich den Job an.

Ich fand es schrecklich, die Menschen am Telefon zu überreden, etwas zu kaufen, was ich selbst nicht kaufen würde. Doch um die Arbeit tun zu können, setzte ich anfangs eine rosarote Brille auf. Ich dachte nicht darüber nach. Ich hatte Angst, den Job zu verlieren. Eines Tages hatte ich eine alte Dame am Telefon, der ich einen Lottoschein für hundert Euro verkaufen sollte. Sie erzählte mir, dass sie von sechshundert Euro Rente im Monat lebte. Ich hätte am liebsten aufgelegt, doch meine Teamleiterin stand neben mir: Wenn ich den Job nicht verlieren wollte, musste ich der Dame den Lottoschein verkaufen. Nachdem ich aufgelegt hatte, schämte ich mich maßlos. Ich hatte so ein schlechtes Gewissen, dass ich den Auftrag zerriss. Ich rief die alte Dame noch einmal an und sagte, dass sie das besser nicht machen sollte. Von sechshundert Euro Rente hundert Euro in einen Lottoschein investieren, von dem sie überhaupt nichts haben würde. Nein, das wollte ich nicht verantworten! Danach gingen meine Umsätze deutlich zurück und eines Tages rief mich die Chefin in ihr Büro, um mir zu kündigen. Ich brach vor Freude in Tränen aus.

Zum ersten Mal selbstständig

Der Wunsch, Menschen zu helfen und ihnen nicht irgendetwas aufzuschwatzen, brachte mich dazu, mich selbstständig zu machen. Mein erster Kunde war eine Mutter-Kind-Einrichtung in Arendsee. Mei-

ne Aufgabe war es, ehemalige Kurbesucher für einen erneuten Aufenthalt zu akquirieren. Das machte Spaß und fühlte sich gut an. Nur das Honorar reichte nicht aus. Auf der Suche nach weiteren Auftraggebern wurde ich auf einen Finanzdienstleister in Wolfsburg aufmerksam. Völlig naiv stürzte ich mich in diese Arbeit. Anfangs fühlte ich mich gut aufgehoben, doch mit der Zeit merkte ich, dass Erfolg das Einzige in dieser Branche war, das zählte: Man musste möglichst viele Abschlüsse tätigen, der Mensch interessierte nicht. Ich wechselte zu einem anderen Finanzdienstleister in Salzwedel, doch auch dort bestätigte sich mein Gefühl, dass ich nicht für die Finanzbranche gemacht bin. Einige Zeit hielt ich mich über Wasser, aber als 2008 die Gerichtsvollzieherin vor der Tür stand, wusste ich, so kann es nicht weitergehen.

Mein Mann, den ich bei der Arbeit kennengelernt hatte, stand mir zur Seite und unterstützte mich, sodass ich wieder Vertrauen in mich und in die Menschen setzte. Im Grunde stützten wir uns gegenseitig. Endlich hatte ich jemanden gefunden, der mich auf meinem Weg begleitete und mir den Rücken stärkte. Ich fand das Gefühl für Gemeinschaft wieder und wusste, dass ich nicht allein war. Ich gründete eine private Arbeitsvermittlung, gab sie jedoch nach wenigen Monaten wieder auf. Viele kamen zu mir mit der Einstellung: Hier sind meine Unterlagen, sieh zu, dass du mich in irgendeinen Job vermittelst. Das waren nicht die Menschen, mit denen ich arbeiten und meine Zeit verbringen wollte.

Ich habe einen Weg gefunden

Ich suchte im Internet nach einer Weiterbildung, um Techniken zu erlernen, wie ich Menschen dazu bringe, ihren beruflichen Weg zu gehen und selbst aktiv zu werden, indem ich ihnen verschiedene Perspektiven aufzeige. Meine Suche führte mich zu der Weiterbildung „Geprüfte Berufspädagogin IHK" in Schwerin, die ich 2013 erfolgreich abschloss.

Schon 2010 schloss ich mich den Wirtschaftsjunioren in der Altmark an, dem Verband junger Unternehmer und Führungskräfte unter vierzig Jahren. Mein Ziel war es, mit jungen Gründern und Start-ups in Kontakt zu kommen, mich auszutauschen, mich weiterzuentwickeln und mein Netzwerk auszubauen. Nachdem ich keine Juniorin mehr war, wurde ich Mitglied in ihrem Förderverein.

Zudem engagiere ich mich in Projekten an Schulen, beispielsweise bei „Ein Tag Chef" und Futurego, bei denen es darum geht, jungen Menschen Einblicke ins Berufsleben zu geben und ihnen wirtschaftliche Zusammenhänge und die Chancen beruflicher Selbstständigkeit zu vermitteln. Ich werde von Bildungseinrichtungen und Privatpersonen als Job- und Bewerber-Storycoach beauftragt und gebucht. Dabei geht es darum, über die Geschichten der Menschen herauszufinden, welche berufliche Richtung zu ihnen passt. Ich möchte wissen, was die Menschen erlebt haben, und greife ihre Geschichte auf, um sie in der Bewerbung zu berücksichtigen. Die Menschen sollen sich so präsentieren, wie es zu ihnen passt, ohne sich verbiegen und verstellen zu müssen. Dieser Job macht mir Spaß und ist sinnerfüllend.

Bei der Arbeit mit den jungen Menschen geht es mir auch um die Vermittlung von Werten wie Freiheit und Gemeinschaft. Ich möchte ihnen mitgeben, dass sie sich ihre Träume und Ziele sehr wohl erfüllen können. Im Grunde braucht jeder einen Coach an der Seite, dem man sich anvertrauen kann, um das Gefühl zu bekommen: Ich bin nicht allein. Wenn ich das vermitteln kann, bin ich glücklich.

„Mir reicht's. Ich mache jetzt etwas ganz Anderes": Eine HO-Verkäuferin quittiert den Dienst

***Ramona Gemeiner**, 1972 in Sachsen geboren, zog mit ihren Eltern – einer Floristin und einem „Elektromonteur für Auslandsmontage" – 1976 nach Cottbus. Sie begann noch in der DDR eine Lehre zur Verkäuferin und beendete sie nach der Wende als Einzelhandelskauffrau. Kurz vor Ausbruch der Corona-Pandemie machte sie sich in der Seniorenlebenshilfe selbstständig. Ramona Gemeiner hat drei Kinder und lebt mit ihrem Lebensgefährten in Gallinchen, einem Ortsteil von Cottbus.*

Meine Eltern zogen 1976 der Arbeit meines Vaters hinterher. Wir bekamen eine nagelneue Wohnung im gerade erst entstandenen Wohnkomplex 13 (WK13) in Cottbus-Sachsendorf. Wir bezogen den ersten Wohnblock, um den herum es noch viel Wald gab. Viele weitere Blocks folgten – und das Grün verschwand. Ich konnte zugucken, wie die Bäume fielen und die „Platten" wuchsen. Heute verläuft die Entwicklung genau umgekehrt: Die Plattenbauten verschwinden und neue Grünflächen entstehen.

Meine Kindheit verbrachte ich vor allem mit meiner Mama. Papa war meist auf Montage im Ausland: in Syrien oder auf Kuba. Wenn es gut lief, kam er alle drei Monate nach Hause. Manchmal dauerte es ein halbes Jahr, bis wir ihn wiedersahen. Meine Eltern schrieben sich Briefe, wichtige Entscheidungen besprachen sie, wenn Papa zuhause war. Meine Mutter arbeitete bei der Gärtnerischen Produktionsgenossenschaft Floralia in Groß Gaglow. Dort hatte sie tolle Arbeitskollegen, man half sich gegenseitig und lebte miteinander Solidarität. Dass der Betrieb die Wende überlebte, machte alle stolz. Im vergangenen Jahr musste er jedoch Konkurs anmelden. Da war meine Mutter schon in Rente.

Wir bauen ein Haus

Obwohl mein Vater die meiste Zeit im Ausland arbeitete, erlebte ich eine glückliche Kindheit und wuchs behütet auf. Von Sachsendorf zogen wir 1982 ins etwa vier Kilometer entfernte Gallinchen. In einer Zeitung hatten sie eine private Annonce gefunden: „Tausch mit Auszahlung: Haus gegen P2-Wohnung".

Unter vielen Bewerbern erhielt mein Vater den Zuschlag – vielleicht dachte man, er würde mit Devisen bezahlen, weil er im Ausland arbeitete. Auf dem Grundstück stand das älteste Haus im Dorf. Daneben bauten wir ein neues. Papa bekam für den Hausbau ein halbes Jahr Urlaub. Zuerst rissen wir das alte Haus in Handarbeit ab. Was wir für den Neubau nicht verwenden konnten, brachten wir mit unserem Trabant zur Schuttgrube. Material für den Bau unserer Nebengelässe holten wir aus Dörfern, deren Häuser der Braunkohle weichen mussten. Mit Hämmerchen und Meißel klopften wir die Steine ab,

sortierte sie vor und transportierten sie im Kofferraum unseres Autos nach Hause. Das gesamte Haus bauten wir in Eigenregie. Alle halfen mit, Familie, Freunde, Nachbarn und Mamas Arbeitskollegen.

Ich ging gerne zur Schule, war Sport- und Kulturredakteur in unserer Klasse und gehörte zu den Jungpionieren. Wir freuten uns, erst die blauen und dann die roten Halstücher zu bekommen, später dann die FDJ-Bluse. Wir waren eine tolle Gemeinschaft, jeder half dem anderen. Hatte man Probleme in der Schule, bekam man von einem Pionier Nachhilfe. Niemanden ließen wir hängen.

Nach der Schule wäre ich gerne BMSR-Technikerin (Betriebsmess-, Steuerungs- und Regelungstechnik) geworden, aber weil mein Vater im Ausland arbeitete, war das nicht so einfach. Wir standen immer unter Beobachtung, zumal er kein Parteimitglied war. Natürlich wussten wir, dass die Leute, die vor unserem Haus auf und ab gingen, zur Stasi gehörten und dass wir überwacht und sicher auch abgehört wurden. Doch wir ließen uns nichts anmerken. Probleme gab es nie. Mama durfte einmal sogar in den Westen reisen, während Papa zuhause auf mich aufpasste.

Von der HO zu Kaiser's

Ich entschied mich für eine Lehre zur Verkäuferin bei der HO, der Handelsorganisation. Im Volkseigenen Einzelhandelsbetrieb für Waren des Täglichen Bedarfs (WtB) und Industriewaren in der Karl Liebknechtstraße 8 absolvierte ich meine Ausbildung als Fachverkäufer WtB.

Nach meinem ersten Lehrjahr kam die Wende. Plötzlich waren die Regale voll mit gut riechenden Dingen. Nun roch es auch bei uns wie im Intershop. Alles sah wunderschön aus. Die Menschen standen zum Einkaufen Schlange. Ich fand diese Zeit herrlich. Doch bald sah ich die Veränderungen. Wir hatten in der DDR nicht so viel weggeworfen, alles war verbraucht worden. Wenn wir merkten, dass das Verfallsdatum für Wurst nahte, machten wir einen Aushang für die Bauarbeiter: „Heute tolle Bockwurst im Angebot – mit Brötchen". Weggeworfen wurde bei uns so gut wie nichts.

Aus der HO, bei der ich die Lehre begonnen hatte, wurde zunächst die Cottka Warenhandelsgesellschaft mbH. Anfang 1991 kam dann die Kaiser's Kaffee AG nach Cottbus. Sie übernahmen mich als Lehrling. Nun musste ich ein drittes Ausbildungsjahr anhängen und schloss danach als Einzelhandelskauffrau ab. Zu DDR-Zeiten waren wir bei der HO dreißig Lehrlinge in vier Betrieben. Heute gibt es maximal einen pro Filiale. Auch das Personal wurde deutlich reduziert. In den kleineren Filialen gibt es zumeist nur noch fünf Angestellte. Der Arbeitsalltag ist heute hektischer.

Der Stress nimmt zu

Doch es änderte sich nicht nur das Tempo, nicht nur der Stress nahm zu. Früher entschied eine Verkäuferin in ihrem Arbeitsbereich, was bestellt werden musste. Sie wusste aus Erfahrung, was sich gut verkaufte und was nicht. Heute bestellt die Verkäuferin zwar die Ware, die ins Regal einsortiert wird, die Werbeware wird allerdings zugewiesen. Hier hat man keine Handhabe: Die Zentrale entscheidet, was in welchen Mengen verkauft werden soll. Die Erfahrung der Verkäuferin vor Ort interessiert die Zentrale nicht. In manchen Lagern kann man sehen, welch billige Waren produziert, überproduziert und eingekauft werden, nur um günstigste Preise zu erzielen.

Nach meiner Ausbildung wurde ich Abteilungsleiterin. Später absolvierte ich eine Marktleiterschulung in Berlin. Ich hätte Karriere machen können, doch dann bekam ich 1999 mein erstes und 2001 mein zweites Kind. In der Zeit wurde Kaiser's von Reichelt übernommen. Für mich als Mutter mit zwei kleinen Kindern war kein Job mehr vorgesehen. Doch ich war zuversichtlich, dass ich etwas Neues finde. Das gestaltete sich allerdings schwieriger als gedacht, und ich schlug mich mit Gelegenheitsjobs und Vertretungen durch.

Zwischenzeitlich, von 2000 bis 2001, bauten mein Lebensgefährte und ich unser eigenes Haus. Doch anders als noch bei meinen Eltern half außerhalb meiner Familie und einem Nachbarn niemand, trotz unseres großen Freundeskreises. Dank meines Partners, der zwei goldene Hände hat, und meines Papas, der für die Elektrik sorgte, bauten wir alles in Eigenregie, nur für das Dach holten wir uns Profis.

Eine andere Seite des Lebens

An der TÜV-Akademie absolvierte ich 2004 einen einjährigen Lehrgang und lernte mit dem Computer umzugehen. Die neuen Kenntnisse brachten mir eine zweimonatige Vertretungsstelle im Büro. Von 2005 bis 2006 bekam ich eine ABM-Stelle beim Albert-Schweitzer-Familienwerk bei der Cottbuser Tafel zugewiesen. Die Arbeit machte mir, wie alles bis dahin, großen Spaß. Ich lernte eine ganz andere Seite des Lebens kennen: Für Essen anstehen und zugewiesen bekommen, was da ist, kannte ich vorher nicht.

Ich arbeitete in den verschiedenen Bereichen und machte alles mit: Lebensmittel von den Kaufhallen abholen, vorsortieren und Verdorbenes wegwerfen, Beutel packen und an die Bedürftigen ausgegeben. Natürlich war ich auch regelmäßig in der Küche, wo wir für etwa dreißig Leute kochten. Wir machten aus nichts alles, und es funktionierte! Aber auch dort erlebte ich, wie getrickst wird: Einige holten sich Lebensmittel bei der Tafel, obwohl sie es nicht nötig hatten.

Nachdem ich mein drittes Kind bekam, wurde es nicht einfacher, eine feste Stelle zu finden. Ich nahm weiterhin kleinere Jobs oder befristete Stellen an. Ich arbeitete als Zimmermädchen in einem Hotel, hatte von Januar 2010 bis Juni 2011 eine Festanstellung in einem Getränkefachmarkt und leitete diesen ein halbes Jahr ganz allein.

Von September 2011 bis Ende Januar 2018 hatte ich endlich wieder das Glück, einen längerfristigen Job zu behalten. Ich fing beim Lila Bäcker an, in einer neuen Filiale in meinem Wohnort. Es war das Schönste, was mir passieren konnte. Alles passte perfekt. Unsere Filiale war in einen Supermarkt integriert, mit einem Fleischer nebenan. Wir waren alle ein so tolles Team, kollegial über die Firmen hinaus. Nach fünf Jahren wollte ich es endlich wagen und alles Gelernte weitergeben. Ich ging in den Außendienst und übernahm 17 Filialen von Beeskow bis hoch nach Vogeldorf. Es waren drei wundervolle Jahre, aber die Arbeit zehrte. Ich sah meine Kinder kaum noch, verließ morgens um fünf Uhr das Haus und kam manchmal erst um zehn Uhr abends zurück. Alle Probleme der Filialen lagen in meinem Aufgabenbereich, das Telefon klingelte sieben Tage in der Woche. Schließlich fühlte ich mich wie zerstört und musste die Arbeit aufgeben.

Nahtlos an den Lila Bäcker trat ich eine Stelle bei einem Lebensmitteldiscounter an und machte dort meine negativste Erfahrung. Fünf Personen arbeiteten jeweils in einer Filiale: zwei in der Frühschicht, zwei in der Spätschicht, einer hatte frei. Die Arbeit war die reinste Ausbeutung. Der Stundenlohn war nicht schlecht, doch Feierabend bekamen wir erst, wenn wir das Tagespensum geschafft hatten. Jeder musste so lange bleiben, bis die Arbeit erledigt war. Es wurde zudem nicht gern gesehen, dass sich die Kollegen unterhielten oder sich gut verstanden. Es ging nur ums Arbeiten, so schnell und so viel wie nur irgend möglich. Sonst wurde man vom Marktleiter angeraunzt.

Ich mache mich selbstständig

Neben der Arbeit betreute ich meine Nachbarn**.** Ich half ihnen bei Arztbesuchen, im Haushalt, beim Einkaufen oder war einfach nur für sie da, indem ich ihnen zuhörte und mit ihnen redete. Sie rieten mir: „Mach dich in der Seniorenhilfe selbstständig. Du kannst so gut mit alten Menschen umgehen." Das spornte mich an und motivierte mich.

Zum 1. Januar 2020 begann ich, als Selbstständige zu arbeiten. Ich meldete mich im Rathaus bei der zuständigen Stelle für Pflegedienste an. Diese gibt meine Kontakte heraus, wenn private Hilfe benötigt wird. Ich erledige dann die Arbeiten im Haushalt, die von den älteren Herrschaften nicht mehr geschafft werden, gehe einkaufen oder wir reden einfach nur miteinander. Ich lausche gern den Erzählungen von früher, diese Generation hat viel zu berichten. Viele machten noch die letzten Jahre des Krieges mit, verloren Angehörige und standen große Nöte durch. Es ist traurig, wie wenig Zeit die Angehörigen heute für ihre Eltern oder Großeltern haben. Dabei sind die alten Menschen dankbar für alles, was man ihnen Gutes tut. Ich versuche einfach, ein wenig Sonne in ihren Alltag zu bringen. Ihre Freude ist für mich Motivation weiterzumachen.

Gleich zu Beginn betreute ich zwei ältere Damen, meine Nachbarn und hatte sogar schon drei neue Aufträge. Doch dann kam Corona. Es konnte niemand ahnen, dass uns die Pandemie so einen Strich durch die Rechnung machen würde. Doch ich bin optimistisch, dass es bald wieder besser wird.

Alleinerziehender Vater und arbeitslos: Erst schlägt das Schicksal zu, dann die Wende

***Bernd Havenstein**, geboren 1952 in Schwerin, studierte Wissenschaftstheorie in Berlin und arbeitete an der Akademie der Wissenschaften der DDR. Nach dem frühen Tod seiner geschiedenen Frau und Mutter seiner kleinen Kinder fand er nur schwer ins Leben zurück. Im Zuge der Wende verlor er seine Arbeit. Heute lebte er als Rentner in einem alternativen Wohnprojekt in Berlin-Schöneberg.*

Die Familie meines Vaters kam ursprünglich aus Stettin und wurde 1945 nach Schwerin umgesiedelt, wo sich meine Eltern 1949 kennenlernten und heirateten. Ich wurde 1952 geboren, meine Schwester1960. Mitte der Fünfzigerjahre zogen wir, bedingt durch den Arbeitsplatzwechsel meines Vaters, nach Berlin.

Behütete Kindheit in sehr geordneten Verhältnissen

Wir wohnten in Pankow, wo ich eine herrliche Kindheit mit einem sicheren und geordneten Familienleben verbrachte. Das war meiner Mutter geschuldet. Als uneheliches Kind war sie mit dem Makel des „Bastards" aufgewachsen. Ihre eigene Mutter hatte sie als Kleinkind in eine Pflegefamilie aufs Dorf gegeben – erst Jahre später sahen sie sich wieder. Das und die Kriegs- und Nachkriegszeit waren für meine Mutter so traumatisch gewesen, dass sie in ihrer Ehe auf ein geordnetes Familienleben mit festen Strukturen achtete: Der Keller war stets gefüllt mit Kartoffeln und Kohlen, es durfte nie an Essen, Trinken, Wärme und einem Dach über dem Kopf fehlen. Alles war geregelt.

Als Kind wusste ich nicht zu schätzen, dass unsere Mutter so auf Ordnung bestand. So nervte mich das Ritual, jeden Sonntag vor dem gemeinsamen Frühstück frische Unterwäsche und möglichst ein weißes Hemd anziehen zu müssen. Erst dann war das Sonntagsfrühstück perfekt. Davon abgesehen, hatten wir eine schöne Kindheit in einem – fast könnte man sagen „bürgerlichen" – Rahmen.

Von 1967 bis 1971 machte ich mein Abitur an der Carl-von-Ossietzky-Oberschule in Berlin-Pankow und studierte direkt im Anschluss an der Humboldt-Universität Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsorganisation.

Meine eigene Familie

Während des Studiums lernte ich meine Frau kennen. Wir lernten zusammen in einer Studiengruppe und kamen uns bei den X. Weltfestspielen 1973 in Berlin näher. Es war eine aufregende Zeit. In der Stadt traf man überall internationale Delegationen. Unsere FDJ-Gruppe stand zum Einsatz als Straßenfeger auf Abruf bereit. Immer wenn es etwas zu tun gab, nahmen wir Besen und Plastiksäcke in die Hand und sorgten rund um den Alexanderplatz und den Fernsehturm für Sauberkeit. Dafür wurden wir gut bezahlt und bekamen abends fünfzig Mark bar auf die Hand.

Wir waren mittendrin im Geschehen und zwischen den einzelnen Bühnen unterwegs. Es fanden Diskussionen statt, Musik wurde gemacht, rings um den Alexanderplatz waren unglaublich viele Leute unterwegs. Eine tolle Zeit, die Monika und ich gemeinsam erlebten.

Nach den Weltfestspielen waren wir eine Paar und heirateten im April 1974. Meine Vorstellungen von der Ehe waren von meinen Eltern geprägt. Das Fundament ihrer Ehe bildeten Treue und dass man sich aufeinander verlassen kann. Ihre Vorstellungen gaben sie an mich weiter, und mit diesen Erwartungen heiratete ich meine Frau.

Im August 1974, als wir beide an unseren Diplomarbeiten schrieben, kam unsere Tochter zur Welt. Es war eine anstrengende Zeit, in der wir zum Glück von unseren Kommilitonen und unseren Eltern unterstützt wurden. Nach dem Studium fanden wir beide über die Studentenvermittlung Arbeit in Berlin: ich an der Akademie der Wissenschaften am Zentralinstitut für Wirtschaftswissenschaften und meine Frau im Ministerium für Kultur.

Unsere Ehe war gleichberechtigt. 1976 wurde unser Sohn geboren. Wenn eines oder beide Kinder krank waren, blieb meist ich zuhause, da ich an der Akademie in den ersten Jahren mit siebenhundert Mark ein deutlich geringeres Gehalt bekam als meine Frau im Ministerium. Zusätzlich bekamen wir Unterstützung von unseren Eltern. Trotz dieser guten Voraussetzungen kam es in unserem Familienleben zu Spannungen. 1979 ließen wir uns scheiden.

Da es nicht einfach war, eine Wohnung zu finden, lebten wir noch einige Zeit zusammen in Berlin-Lichtenberg, was unserer Beziehung nicht gut tat. Erst als ich auszog, wurde unser Verhältnis zueinander wieder besser und wir bekamen die Betreuung unserer Kinder gemeinsam gut organisiert.

Ein harter Schlag

Dann kam der schlimmste Tag meines Lebens: Meine geschiedene Frau erkrankte schwer und starb am 12. Juni1983. Ich musste den Kindern diese Nachricht beibringen.

Ich zog wieder zurück in die vormals gemeinsame Wohnung. Das alleinige Erziehungsrecht für die beiden Kinder wurde mir ohne Komplikation vom Sozialamt zugesprochen. Positiv bei der Organisation des Familienlebens und des Haushaltes war, dass schon bei der Planung des Neubaugebiets – zu Beginn der Siebzigerjahre gebaut – an Schulen, Kinderkrippen und Kindergärten sowie eine große Kaufhalle gedacht worden war. Die Schule befand sich nur hundert Meter von unserer Wohnung entfernt, die Kaufhalle zweihundert Meter. Das erleichterte mir das Leben. Heute wird beim Bau neuer Wohnquartiere solche Infrastruktur nicht mehr mitgeplant. Ganz zu schweigen von den langen Schulwegen, die Kinder oftmals zurücklegen müssen.

Meine Eltern unterstützten mich besonders an den Wochenenden, doch unter der Woche musste ich viel selbst erledigen. Nach der Arbeit machte ich die Hausarbeit, sah die Schularbeiten durch und fragte Vokabeln ab. Ich machte Abendbrot, sah mit den Kindern noch ein wenig fern und brachte sie ins Bett. Erst danach hatte ich Zeit für mich. Diese nutzte ich auch, um mich mit dem Elternaktiv der Klasse meines Sohnes zu treffen, in dem ich mitarbeitete. Im Elternaktiv ging es um die Unterstützung leistungsschwacher Schüler, um Renovierungsarbeiten für das Klassenzimmer, aber auch um die Organisierung von „Pioniernachmittagen". So organisierten wir einen Besuch der Schüler bei einer Familie im Hochhaus an der Weberwiese in Friedrichshain, dem ersten Wohnhochhaus Ost-Berlins. Diese Familie hatte in den Fünfzigerjahren im Berliner Glühlampenwerk gearbeitet und dort als Arbeiterfamilie eine Wohnung erhalten. Beeindruckt waren die Schüler und auch wir Erwachsenen, dass schon damals an einen Müllschlucker-Schacht gedacht wurde: Von der Küche führte eine zweite Tür zu einem separaten Treppenhaus, in dem sich der Müllschlucker befand.

Als Alleinerziehender mit zwei Kindern räumte mir der Betrieb – in Übereinstimmung mit den Gesetzen – die Vergünstigungen alleinerziehender Mütter ein: meine Arbeitszeit wurde, ohne Gehaltsabzug, um eine Stunde pro Tag verkürzt und einmal im Monat bekam ich den berühmten „Haushaltstag". Eine wunderbare Errungenschaft. Am Haushaltstag konnte man selbst bestimmen, was man macht. Manchmal nutzte ich ihn als „Schlendertag", ganz ohne festes Ziel.

Mein Arbeitsleben und die Familie konnte ich also gut bewältigen. Doch die Erlebnisse der Scheidung und des Tods der Mutter prägten unsere Kinder. Und auch ich kam lange Zeit nicht mit dem Tod meiner Frau klar. Mittlerweile haben die Kinder ihren Weg gefunden: Sie haben gute Jobs und schöne Wohnungen. Insoweit bin ich zufrieden.

Nach der Wende wird es noch schlimmer

Zur Wendezeit gingen meine Kinder noch zur Schule. Ich wurde arbeitslos, als mein Betrieb – das Amt für industrielle Formgestaltung – zum Herbst 1990 abgewickelt wurde. Es war zwar ein Regierungsorgan, unterstellt dem Ministerrat der DDR, aber weil es in der bundesdeutschen Regierungsstruktur, beispielsweise im Bundeswirtschaftsministerium, keine dementsprechende Einrichtung gab, wurde das Amt aufgelöst.

Ich bekam nun die ganze Härte der unsozialen Familiengesetzgebung der Bundesrepublik zu spüren: Keinerlei Kündigungsschutz für Alleinerziehende, eine lächerliche Abfindung von achthundert D-Mark.

Ich versuchte, eine neue Arbeit zu finden und bewarb mich per Brief bei Betrieben, Einrichtungen, Museen, Galerien oder stellte mich persönlich vor. Erfolglos. Mir erging es wie hunderttausend anderen Bürgern der Noch-DDR.

Schließlich bewilligte mir das Arbeitsamt ab 1. Oktober 1990 eine Umschulung für die Dauer eines dreiviertel Jahres. Danach ging ich in die Arbeitslosigkeit. Ab Januar 1992 erhielt ich eine zweijährige Arbeitsbeschaffungsmaßnahme im Luisenstädtischen Bildungsverein. Danach wurde ich erneut arbeitslos. Ich fasste den letzten Strohhalm, der sich mir bot und machte eine Umschulung zum Versicherungsfachwirt bei der Allianz-Versicherung. Daran anschließend war ich eine Zeit lang in dieser Branche tätig. Mein Berufsleben nach der Wende war ein einziges Auf und Ab aus Beschäftigung und Arbeitslosigkeit. Hinzu kamen die finanziellen Sorgen.

Es geht wieder aufwärts

Es dauerte viele Jahre bis ich wieder Fuß fasste, beruflich wie privat. Bei der Potsdamer Schlössernacht lernte ich Inge kennen. Wir traten als Rokoko-Paar auf, sozusagen als lebendige Personage der damaligen Zeit, und wandelten durch die Wege und Parkanlagen von Schloss Sanssouci. Den Job erhielten wir über eine Veranstaltungsagentur. Dabei kamen wir uns persönlich näher und vier Jahre später, im Jahr 2008, zog ich zu Inge nach Schöneberg, sechs Jahre später heirateten wir. Sie brachte ebenfalls zwei erwachsene Kinder in die Ehe. Untereinander verstehen wir uns alle gut.

Aus Lichtenberg waren mir normale Mietwohnungen oder Genossenschaftswohnungen vertraut, aber keine alternativen Wohnprojekte. Das änderte sich nun. Die Gründer des Projekts hatten das völlig heruntergekommene Haus in Schöneberg vor längerer Zeit gekauft – mit Senatsmitteln. Diese vergab der Senat, denn er hatte ein Interesse daran, illegale Wohnungs- und Hausbesetzungen zu vermeiden. Somit wurde das Projekt legalisiert. Für die noch im Haus wohnenden Altmieter musste von den Käufern entsprechender Wohnraum als Ausgleich für den Auszug gesucht werden. Alle Beteiligten an dem Wohnprojekt – bei denen es sich um keine radikalen Linken, sondern zumeist um SPD- oder Grüne-Wähler handelt – eint das Bestreben, gut und günstig in einer Gemeinschaft Gleichgesinnter zu leben.

In vielen privaten Aufbaustunden wurde das Haus wiederhergerichtet. So wurde das einst durch Kriegsschäden und Vernachlässigung heruntergekommene Gebäude wieder zu einem Gründerzeit-Schmuckstück. Wir organisieren viel gemeinsam, räumen Schnee, fegen den Hof, mähen den Rasen auf dem begrünten Dach. Vorgarten- und Renovierungsarbeiten der Gemeinschaftsräume oder kleinere Reparaturen sind entweder zeitlich festgelegt oder werden durch eigene Initiative erledigt. Dadurch sind die Wohnkosten jedes Einzelnen sehr niedrig. Da ich wegen meiner Arbeitslosigkeit nur eine kleine Rente bekomme, hilft mir das sehr.

Nach vielen Anfangsschwierigkeiten und Niederlagen, die die Wende mit sich brachte, und nach der düsteren Zeit durch den Tod meiner ersten Frau habe ich wieder ein positives Lebensgefühl entwickelt. Dank meiner neuen Frau habe ich heute festen Boden unter den Füßen – auch wenn der Kampf hart war und lange dauerte.

„Aufgeben gibt's nicht: Ich stehe immer wieder auf": als Tierwirtin, Schornsteinfegerin und Bürokauffrau

***Susan Teßner**, geboren 1972, stammt aus Zangenberg, einem Ortsteil von Zeitz im Burgenlandkreis. Sie lernte zuerst Tierwirtin, dann Schornsteinfegerin und später Bürokauffrau. Nachdem sie ihren Lebenspartner verlor kämpfte sie sich zurück ins Leben – auch dank ihrer Leidenschaft für das Theater. Sie spielt und führt Regie am Amateurtheater AmuThea und arbeitet auf einem Weingut.*

Meine Kindheit in Zeitz war nicht sehr erfreulich. Meine Eltern ließen sich scheiden, mein Vater verließ uns und unserer Mutter kompensierte ihre Überforderung mit Schlägen. Ich wurde in der Schule gemobbt, weil ich nie das Selbstbewusstsein hatte, das man durch Vertrauen in die Eltern und sich selbst erlangt. Schon im Alter von acht Jahren erkannte ich, dass meine Eltern nicht gut für mich sind und dass ich bei ihnen nie die Geborgenheit finden würde, die ich mir ersehnte.

Ein Beruf, den keiner mehr braucht

So war ich froh, als Jugendliche Ende der Achtzigerjahre nach Mecklenburg zu kommen, um Tierwirtin zu lernen. Danach wollte ich studieren. Doch kam die Wende. Ich war siebzehn Jahre alt und lernte einen Beruf, der in der Region plötzlich keine Zukunft mehr hatte. Von einem Studium, das ich mir nun nicht mehr hätte leisten können, konnte ich nur träumen.

Ich ging nach Zeitz zurück und kam in eine sogenannte Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Ein Jahr lang arbeitete ich in der Stadtgärtnerei, säuberte Beete und pflegte Grünanlagen.

Danach suchte ich nach einem neuen Ausbildungsplatz. Es gab für mich zwei Möglichkeiten als Umschüler: Koch – das fand ich furchtbar – und Schornsteinfeger. Also entschied ich mich für Letzteres. Während der Umschulung lernte ich die Liebe meines Lebens kennen. Als ich eine Arbeitsstelle fand, war die Welt für mich in Ordnung.

Nach ein paar Jahren fragte mich meine Mutter, ob ich mit ihr und ihrem Lebenspartner ein Haus kaufen würde. Sie hatte ein Objekt in einem Dorf in Aussicht. Warum nicht? Ich wollte gern in einem eigenen Haus auf dem Land leben. Etwas Schöneres könnte es nicht geben, als in einem Dorf ein eigenes Haus zu bewohnen. Also willigte ich ein. Doch ich war naiv und überließ das Geschäftliche meiner Mutter und ihrem Partner. Als es Probleme mit der Finanzierung gab, machten sich meine Mutter und er „vom Acker". Sie zogen weg und ließen mich mit den Schulden allein. Ich war als Bürge eingetragen und musste nun für alles aufkommen.

Doch mein Lebensgefährte machte mir Mut: „Zusammen schaffen wir das." Wir hatten beide Arbeit und ein gutes Einkommen, ich als Schornsteinfeger, mein Freund als Monteur. Bis er eines Tages nicht mehr von der Montage zurückkam.

Plötzlich allein mit den Schulden

Nach seinem Tod stand ich allein da, mit dem Haus und den vielen Schulden. Ich sprach mit jeder Bank und der Bausparkasse über die Finanzierung. Doch niemand wollte mir helfen. Bei einer Frau, die schwanger werden konnte, war den Geldinstituten das Risiko zu groß. Doch ich wollte nicht aufgeben und lief nach jeder Absage zu einer weiteren Bank. Irgendwann war ich mit den Nerven am Ende und meine Seele krank.

Fast ein Jahr tat ich nichts anders als zu arbeiten. Nur das Theaterspielen hielt mich noch im Leben – hier konnte ich in eine andere Welt flüchten. Nach einem Jahr war ich bereit den Kampf wieder aufzunehmen. Ich ging in die Privatinsolvenz, zog aus dem Haus aus und suchte mir eine Wohnung in Zeitz. Eine schreckliche Zeit begann. Ich durfte von meinem Verdienst kaum etwas behalten, es reichte gerade zum Überleben. Ich konnte mir manchmal nicht einmal Heizöl leisten. Ein Jahr lang hatte ich weder warmes Wasser noch eine Heizung, obwohl ich Vollzeit arbeitete. Mein einziger Trost waren meine beiden Hunde und das Theater. Doch ich überstand auch diese Phase.

Dann starb mein Chef mit 39 Jahren an einem Herzinfarkt. Ich hatte mich gut mit ihm verstanden, wir waren Freunde und sein Tod traf mich sehr. Mit meinem neuen Chef verstand ich mich von Anfang an nicht. Er konnte mich und ich ihn nicht leiden. Die Arbeit wurde eine Zumutung. Als er mir kündigte, war ich glücklich. Doch ich hatte nicht damit gerechnet, dass es so schwer sein würde, einen neuen Job zu finden.

Krank und ohne festen Arbeitsplatz

Ich wurde herzkrank. Ich konnte meine Arbeit als Schornsteinfeger nicht mehr ausüben, mit der Erkrankung würde mich niemand einstellen. Die Gefahr, dass mir etwas passierte, wenn ich auf dem Dach arbeitete, war den Arbeitgebern zu groß. Ich musste mir etwas völlig anderes suchen und bekam tatsächlich eine Stelle: eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme im Herrmannschacht in Zeitz. Dort führte ich Besucher durch das wunderschöne Museum – allerdings als Ein-Euro-Job und zeitlich begrenzt. Daran schlossen sich weitere Jobs an. Ich betreute Tiere auf der Landesgartenschau, arbeitete als Sicherungsposten bei der Bahn, zweihundert Stunden im Monat für achthundert Euro. Es war eine furchtbare Zeit.

Dann riss mir das Kreuzband. Ich hatte Glück im Unglück, denn daraufhin wurde mir eine Umschulung zur Bürokauffrau bewilligt. Die Arbeitssuche im Anschluss war allerdings schwierig, mit meinen 38 Jahren war ich den meisten als Anfänger in dem Job zu alt. Immer wieder bekam ich Absagen. Hartz IV-Aufstockungsgeld existierte noch nicht. Die Jobs, die es gab, waren so schlecht bezahlt, dass ich davon nicht leben konnte.

Endlich ein sicherer Job

2015 bekam ich endlich eine Anstellung, die passte. Auf dem Weingut Schulze arbeite ich seither als Bürokauffrau. In meiner Freizeit war mir die ganzen Jahre über das Theater erhalten geblieben. Zurzeit spiele ich Musicaltheater und führe Regie. Ich habe mein Leben wieder, weil ich nie aufgab, dafür zu kämpfen.

Wie man alt wird und trotzdem jung bleibt: Ein neunzigjähriger Diplomat erzählt

***Heinz Birch** aus Berlin, geboren 1927, studierte an der Deutschen Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft in Potsdam Völkerrecht und Internationale Beziehungen. Ab September 1955 arbeitete er im Außenministerium der DDR und von 1964 bis 1973 in der Abteilung Internationale Verbindungen des ZK der SED. Er war unter anderem Attaché an der Botschaft der Volksrepublik China, Gesandter an der Botschaft in Großbritannien, Botschafter der DDR in Indien und von Januar 1988 bis September 1990 Botschafter in Kanada.*

Ich kam 1927 in der Weimarer Republik zur Welt. Im April 1933 wurde ich eingeschult, nach der Schulzeit begann ich eine Lehre zum Technischen Kaufmann. Im Februar 1944 musste ich diese abbrechen, da ich zuerst zum Arbeitsdienst und im Oktober als Soldat eingezogen wurde – in den letzten Wochen des Zweiten Weltkriegs.

Anfang Mai 1945 kam ich für einen Tag in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Aufgrund einer Vereinbarung zwischen den Amerikanern und den Sowjets wurde ich in ein Kriegsgefangenenlager in Brandenburg verlegt, danach nach Frankfurt/Oder. Ende August 1945 kehrte ich aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft zu meinen Eltern zurück. Ich hatte keine Ahnung, was ich machen sollte und mir fehlte jegliche Motivation. Doch dann fand ich einen – meinen – Weg, von dem ich nicht mehr abwich.

Ein Leben im Dienst der Diplomatie

Eigentlich wollte ich Lehrer für Mathematik und Physik werden, doch weil Mitarbeiter für den Staatsapparat gesucht wurden, ergab es sich, dass ich an der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften in Potsdam Babelsberg studieren konnte. 1955 nahm ich – nach erfolgreich abgelegtem Diplom – meine Tätigkeit im protokollarischen Bereich des Außenministeriums auf. Hier hatte ich meinen ersten Auslandseinsatz: von 1957 bis 1961 in der Botschaft der DDR in Peking, bei dem mich meine Frau und unsere Tochter Gudrun begleiteten.

1964 wechselte ich in die Abteilung Internationale Verbindungen. Es gab viele Erlebnisse, um die ich beneidet wurde: Während einer Studienreise in die USA lernte ich Angela Davis kennen. Als das Gericht nach einer weltweiten Solidaritätsbewegung ihren Freispruch verkündet hatte, wurde sie am 28. Juni 1972 von ihren Genossinnen und Genossen in New York freudig begrüßt. Am Tag danach hatte ich das Glück, an einer historischen Kundgebung im Madison Square Garden teilzunehmen, bei der Angela

stürmisch begrüßt und gefeiert wurde. Im Herbst 1972, als Angela zum ersten Mal zu Beuch in Berlin war, durfte ich sie betreuen. Auch bei den Weltfestspielen der Jugend und Studenten 1973 war ich als Mitarbeiter der Abteilung Internationale Verbindungen ihr Betreuer.

Unvergessen sind mir meine Begegnungen mit dem Alterspräsidenten der Kommunistischen Partei (KP) der Vereinigten Staaten, Henry Winston, mit ihm reiste ich zweimal durch die Republik. Ich lernte Luís Carlos Prestes, Generalsekretär der KP Brasiliens, in Peking kennen, als ich ihm eine Einladung zu einem Besuch in der DDR zu überbringen hatte. Als Jugendlicher hatte ich mit großer Begeisterung das Buch von Jorge Amado gelesen, in dem Leben und Kampf von Prestes und seinen Genossen beschrieben sind. Die kluge und hochgeachtete Ministerpräsidentin Indiens, Indira Ghandi, lernte ich kennen, als ich Botschafter in diesem großen Land war. Ich machte ihr später eine riesige Freude, als ich ihr das Buch „Natur als Baumeister", nach dem sie mich bei einem früheren Treffen gefragt hatte, zum Geburtstag überreichte. Den Tag werde ich nie vergessen. Sie drückte das Buch an ihr Herz und sagte, sie sei sehr gerührt. Nachträglich bekam ich von ihr ein Dankesschreiben, das ich bis heute wie meinen Augapfel hüte. Meine Berufsjahre waren eine sehr ereignisreiche Zeit. Aufzählen kann ich bei weitem nicht all die Persönlichkeiten, denen ich auf dem internationalen Parkett begegnete, darunter die britische Königin Elisabeth II., der Kosmonaut Juri Gagarin, der Generalsekretär der KP Chiles Luis Corvalán und viele mehr.

Erinnerungen an eine fröhliche Kindheit

Seit ich die Neunzig überschritten habe, werde ich häufig gefragt, wie alt ich sei. Wenn ich mein Alter nenne, schaut mich mein Gegenüber meist verdutzt an und bemerkt: „Dafür haben Sie sich aber gut gehalten!"

Nach solch anerkennenden Worten denke ich daran, dass mir schon in meiner Jugend beigebracht wurde: „Wer rastet, der rostet." In den Küchen der meisten Familien hing an besonderer Stelle der Spruch: „Sich regen bringt Segen". Wir mussten uns bewegen. Und wir mussten hart arbeiten.

Wenn ich an meine Kindheit denke, erinnere ich mich daran, wie ich mich um die Tiere im Schrebergarten meines Großvaters zu kümmern hatte – um Kaninchen, Hühner und Tauben – und ihr Futter besorgte. Das war für einen kleinen Jungen eine Menge Arbeit und nicht immer leicht. Doch ich tat es gern. Ich durfte dabei durch Feld und Wald streichen. Während ich für die Kaninchen Löwenzahn stach, war ich fröhlich und frei. Ich war Teil der Natur meiner Heimat und aß gern nebenbei den Sauerampfer, der auf der Wiese wuchs. Wer isst das heute noch? Vielleicht verdanke ich mein langes Leben auch der engen Verbindung zum vielfältigen Reichtum der Natur.

Leider nehmen die Menschen ihre nähere Umgebung heute kaum wahr. Stattdessen reisen sie in die Dominikanische Republik, nach Südafrika oder Australien. Ich gönne allen diese Reisen, aber ich weiß auch, dass viele nicht einmal ihre Heimat richtig kennen.

Sicherheit und Zufriedenheit im Alter

Ich lebe heute – nachdem meine Frau 2013 verstarb – in der Seniorenanlage Schönholzer Heide im Berliner Bezirk Pankow, neben dem Bürgerpark. Jeder von uns Alten wohnt in seiner eigenen Mietwohnung und möchte dort so lang wie möglich seinen Lebensabend verbringen. Sollten wir pflegebedürftig werden, gibt es vielfältige Möglichkeiten, wie wir in unseren eigenen vier Wänden betreut werden können. Das ist uns wichtig und gibt uns Sicherheit und Zufriedenheit.

Für alle Berufstätigen, die langsam auf die Rente zugehen, gilt, dass sie sich gut auf den Lebensabend vorbereiten, um ihn genießen zu können. Nur dann können sie von der Rente und mit der Rente gesund leben. Dazu möchte ich den Menschen ein paar Ratschläge mit auf den Weg geben, die ich vor einiger Zeit von einem guten Freund als Präsentation in Wort, Bild und mit Musik bekommen habe:

Wie man jung bleibt und trotzdem alt wird

1. *Lasse unwichtige Zahlen wie Alter, Gewicht und Größe beiseite. Darum können sich die Ärzte kümmern.*

2. *Pflege nur die Verbindung zu liebenswerten Freunden und kümmere dich nicht um die Miesmacher.*

3. *Bleib am Ball und lerne stetig dazu, arbeite mit dem Computer, mache Handarbeit, Gartenarbeit und beschäftige dein Gehirn.*

4. *Genieße die einfachen Dinge des Lebens.*

5. *Lache oft, lang und laut, sei frei und jubiliere ausgiebig, bis dir die Luft wegbleibt.*

6. *Gib Tränen, Trauer und Leid einen Raum. Aber lebe danach dein Leben weiter.*

7. *Umgib dich mit dem, was du liebst: Familie, Haustiere, Gesammeltes, Musik, Bücher, Pflanzen, Hobbys. Deine Wohnung ist dein Rückzugsgebiet.*

8. *Pflege deine Gesundheit. Wenn du krank wirst, dann warte nicht, kümmere dich gleich um Hilfe.*

9. *Meide Plätze, an denen du versagt hast oder schuldig geworden bist. Geh in die Stadt oder mache eine Auslandsreise, aber gehe nicht dorthin, wo du an unangenehme Dinge erinnert wirst.*

10. *Zeige den Menschen bei allen sich bietenden Gelegenheiten, dass du sie magst.*

KAPITEL 7

Heimat ist, wo wir herkommen und uns wohlfühlen

Zurück aus Westdeutschland: Im Osten gehöre ich dazu

***Leonie Türpe**, aus Naumburg, geboren 1985, wuchs bei Zeitz im Burgenlandkreis auf. Nach dem Abitur am Gymnasium in Droyßig absolvierte sie eine Ausbildung zur Medienkauffrau im Ruhrgebiet und lebte anschließend mit ihrem Mann in Baden-Württemberg. Nach zwölf Jahren zog sie das Heimweh in ihre Heimat zurück. Sie wohnt wieder in der Nähe ihres Heimatdorfes und arbeitet als Sekretärin bei der evangelischen Kirchengemeinde Naumburg. Neben dem Beruf absolviert sie ein Studium der Kulturwissenschaften an der Fernuniversität Hagen.*

Ich wuchs in einem kleinen Dorf in der Nähe von Droyßig auf, wo meine Eltern schon zu DDR-Zeiten einen Gartenbaubetrieb hatten. Nach der Wende verwirklichten sie ihren Traum und wurden selbstständige Bauern mit einem eigenen Ökobetrieb.

Veränderungen nach der Wende: Telefon, Sperrmüll und Autos

Während ich die DDR als kleines Kind kaum wahrgenommen hatte, erlebte ich die Nachwendezeit dafür umso intensiver und wurde stark von ihr geprägt. Eine Errungenschaft, die die Wende für uns im Dorf gebracht hatte, war das Telefon. Bis dahin gab es nur einen einzigen Apparat in unserem Dorf im Haus einer Nachbarin. Draußen am Eingang hing ein Schild mit einem Telefonhörer und der Aufschrift: „Öffentlicher Fernsprecher". Wenn jemand telefonieren wollte, ging er zu der Dame und zeigte ihr die anzurufende Nummer. Sie wählte und übergab einem den Hörer. Während man sprach, stand sie daneben, stoppte die Zeit für die Abrechnung und bekam natürlich alles mit. Dementsprechend kurz hielt man sich und gab nur wichtige Informationen weiter, wie etwa den Großeltern, dass ein Enkelkind geboren wurde. Eines Tages, 1991 oder 1992, kam ich aus der Schule und da stand tatsächlich ein Telefon bei uns zuhause. Es war weinrot. Noch „völlig von den Socken", rief ich sofort eine Schulfreundin im Nachbardorf an. Wie gewohnt, war es nur ein kurzes Gespräch: „Ich wollte dir nur Bescheid sagen, dass wir jetzt auch ein Telefon haben. Tschüss bis morgen."

Die Folgen der Wende und der Währungsunion zeigten sich bei uns auch durch den Sperrmüll an den Straßen. Die Leute im Dorf schmissen ihre alten Möbel und Elektrogeräte weg und stellten sie zum Abholen nach draußen. Monatelang prägten Sperrmülllandschaften das Bild. Es wurde viel neu gekauft. Endlich gab es Möbel und Elektrogeräte aus dem Westen. Bei uns zu Hause war es nicht so extrem. Meine Eltern waren schon immer sehr sparsam gewesen und das Materielle für sie nicht so wichtig. Diese Einstellung gaben sie an uns Kinder weiter. Solange ein Gerät funktionierte, wurde nichts Neues angeschafft. Wenn doch, musste es nicht unbedingt aus dem Westen sein. Wir fuhren noch einige

Jahre nach der Wende unseren alten Trabi, den uns die Großeltern Ende der Achtzigerjahre geschenkt hatten. Das Auto wurde nur genutzt, wenn es unbedingt notwendig war. Wenn wir etwas besorgen mussten, gingen wir die drei Kilometer zum Bahnhof zu Fuß und stiegen dort in den Zug. Mitte der Neunzigerjahre kauften meine Eltern dann doch ein neues Auto. Zu diesem Zeitpunkt wurden fast nur noch Westautos gekauft. Mein Vater war jedoch vollkommen uneitel und kaufte einen Wartburg, der ihm quasi hinterhergeworfen wurde. Mir war das peinlich, denn die Väter meiner Freundinnen fuhren alle schicke Westautos.

Gegen Ende der Neunzigerjahre gab es nur noch sehr wenige Industriebetriebe in unserer Gegend, anders als das zu DDR-Zeiten der Fall gewesen war. Selbst die Kinderwagenfabrik ZEKIWA, die den gesamten Ostblock beliefert hatte, schaffte es nicht zu überleben. Damit ging eine extrem hohe Arbeitslosigkeit und ein massiver Einwohnerschwund einher. Meine Geburtsstadt Zeitz verlor in diesen Jahren ein Drittel ihrer Einwohner. Wenn ich in der Stadt Besorgungen machte spürte ich eine merkwürdige Atmosphäre – eine Stimmung aus Tristesse und Hoffnungslosigkeit, ein sehr beklemmendes Gefühl.. Überall standen Häuser und Wohnungen leer. Die wenigen Läden, die es noch gab, wechselten ständig ihre Besitzer. Einer nach dem anderen ging pleite, weil den Menschen das Geld fehlte, um etwas zu kaufen.

So wie mir ging es vielen meiner Mitschüler. Als wir 2005 das Abitur machten, sollte jeder von uns für die Abi-Zeitung kurz aufschreiben, wo er sich in zehn Jahren sieht. Der Spruch eines Mitschülers „Ich sehe mich überall, nur nicht hier", gab unsere Stimmung am besten wieder.

Ich sehe mich überall, nur nicht hier

Wir waren gebildet und uns lag die Welt zu Füßen. Am liebsten wäre ich ins Ausland gegangen, aber das konnte ich mir nicht leisten. Eine Mitschülerin brachte mich auf die Idee, mir eine Au-Pair-Stelle zu suchen. Das fand ich spannend und meldete mich auf einer Plattform im Internet an. Wenige Wochen später ging ich für zwei Monate zu einer Familie nach Österreich. Das war zwar nicht das Ausland, das ich mir vorgestellt hatte, aber ein erster großer Schritt weg von zu Hause.

Danach bewarb ich mich bei einem christlichen Zeitschriftenverlag in Cuxhaven in Niedersachsen um ein Volontariat. Ich bekam die Stelle und ging für ein Jahr an die Nordsee. Anschließend bot mir der Verlag eine Ausbildung zur Medienkauffrau an. Ich sagte zu, musste aber ins Ruhrgebiet umziehen, wo die Zentrale des Verlags ihren Sitz hatte. Drei Jahre lebte ich in Witten und verbrachte dort eine schöne Zeit. Ich war jung, genoss das Leben und die Ausbildung machte Spaß. Doch zum ersten Mal fühlte ich mich auch fremd und hatte Heimweh. Nach Hause fuhr ich nur selten, denn die Zugfahrt war lang und teuer.

Dass ich der einzige Ossi in der Firma und in der Berufsschule war, bekam ich immer wieder zu spüren. Man machte sich daraus einen Spaß. Wenn ich von meinen Eltern zurückkam, hieß es: „Na, warst du zu

Hause Trabi fahren?" Es gab noch weitere solcher Spitzen, die aber niemand wirklich böse meinte. Ein Mitschüler versuchte mit sächsischem Dialekt mit mir zu reden, obwohl ich gar nicht so spreche. Eine Mitschülerin, die ein Praktikum in Mecklenburg gemacht hatte, erzählte mir bei ihrer Rückkehr, dass sie völlig überrascht war, dass dort alle Menschen Hochdeutsch sprechen. „Ich dachte, in Mecklenburg sprechen alle Sächsisch – wie überall im Osten", erklärte sie. Für diesen Spruch hätte ich ihr am liebsten eine gescheuert. Doch dann lachte sie über sich selbst und ihre eigene Dummheit – und ich konnte es ihr nicht mehr übel nehmen.

Nach meiner Ausbildung zog ich nach Baden-Württemberg in die Nähe von Schwäbisch Hall, wo ich an einer Bibelschule eine theologische Ausbildung machte. Dort lernte ich meinen Mann kennen. Er kommt ursprünglich aus Klingenthal im Vogtland. Nach vier Jahren zogen wir zusammen in die Nähe von Karlsruhe, weil mein Mann dort ein Aufbaustudium absolvierte. Ich bekam in Heilbronn eine Stelle als Assistentin der Abteilungsleitung bei der Diakonie. Der Job machte mir viel Spaß und ich arbeitete in einem tollen Team. Doch nach dem Studium meines Mannes wollten wir zurück in unsere Heimat.

Zurück in die Heimat

Das Heimweh war nie gewichen. Ich hatte Sehnsucht nach meiner Familie. Egal wie schön es an den Orten war, an denen ich lebte, ich hatte doch immer das Gefühl, fremd zu sein und nicht wirklich dazuzugehören. 2017 war es dann soweit. Nach zwölf Jahren zog ich wieder in den Burgenlandkreis, meine Heimat – zusammen mit meinem Mann, der in der Landeskirchlichen Gemeinschaft in Naumburg eine Stelle als Prediger bekam. Für mich ging ein Wunsch in Erfüllung. Wir wohnen in der Nähe meiner Eltern und haben zu ihnen eine gute Mischung aus Nähe und Distanz gefunden. Ich genieße es, ganz schnell zu ihnen und wieder zurück fahren zu können.

Mir hat einmal jemand gesagt, man merke mir an, dass ich schon viel herumgekommen bin. Das empfinde ich als großes Lob und es macht mich stolz. Es ist gut, einmal über seinen eigenen Tellerrand hinauszuschauen, aber auch zu wissen, wo seine Wurzeln sind und was einen geprägt hat. Ich fühle mich hier zu Hause, weil ich die Menschen verstehe und auch verstanden werde. Dieses Gefühl ist unbezahlbar.

Mecklenburg ist lebenswert: Hier bin ich endlich angekommen

***Thomas Winkler**, geboren 1975 in Dresden, wuchs auf dem Land auf und verließ als Jugendlicher mit der Familie erst die Zeugen Jehovas, dann kurz vor der Wende die DDR. Nach einigen Jahren in Berlin lebt er heute mit seiner Frau an der Mecklenburgischen Seenplatte in Volksdorf. Er hat vier Kinder.*

Nachdem ich meine ersten sieben Lebensjahre in Dresden verbracht hatte, zogen meine Eltern mit mir und meinen beiden Geschwistern auf ein kleines Weingut in Radebeul. Dort erlebte ich eine erfüllte und abenteuerreiche Kindheit. Ich liebte das Landleben, verbrachte die meiste Zeit draußen und eroberte mir den Wald, die Weinberge und die Schrottplätze der Umgebung. Prägend waren vor allem meine Großeltern, mit denen ich so viel Zeit wie möglich verbrachte. Die Opas waren Handwerker, Kesselschmied und Heizungsbauer, von ihnen lernte ich, was ich alles mit meinen Händen erschaffen kann. Die Omas waren liebevoll, hatten die Dinge im Griff und lehrten mich zu denken.

Repressalien und Schikane in der DDR

An meine Schulzeit habe ich sehr gemischte Erinnerungen. In den Schulen in Dresden und Radebeul hatte ich viele Freunde und fühlte mich wohl in meiner Klasse. Durch die Zugehörigkeit bei den Zeugen Jehovas war ich nie bei den Pionieren oder der FDJ und hatte dadurch einiges auszustehen. Bei den Appellen wurde ich regelmäßig nach vorn gerufen, jedoch nicht, um eine Auszeichnung zu erhalten, sondern um vor der gesamten Schulgemeinschaft gerügt zu werden. Ich war also irgendwie ein Außenseiter. Dies lag wohl auch daran, dass meine Gedanken mit denen kollidierten, die gewollt waren.

Unser Leben in der DDR war nicht einfach – wir wurden regelmäßig kontrolliert und mit Repressalien schikaniert, besonders als bekannt wurde, dass meine Mutter staatsfeindliche Kontakte unterhielt. So hatten wir zum Schluss regelmäßig die Staatssicherheit im Haus, die unsere Räume durchsuchte oder „einfach nur" Gespräche mit meinen Eltern führte. Wir wurden regelmäßig zu Interviews ins Ministerium des Innern vorgeladen. Meine Eltern kamen danach stets sehr aufgewühlt und verheult aus dem Verhörzimmer zu uns Kindern heraus. Das machte mich wütend und hilflos und sorgt noch heute dafür, dass ich Sachen nicht einfach so hinnehmen kann.

Wir erhielten häufig Besuch von der recht großen Verwandtschaft aus West-Berlin. Einige kamen regelmäßig zum Urlaub und verbrachten gern ihre freie Zeit bei uns auf dem Land. Für sie war es pure Erholung vom „eingekesselten" Leben in der ummauerten Stadt.

Natürlich brachten sie uns Westwaren mit, behaftet mit diesem besonderen Geruch, der dafür sorgte, dass wir alles von dort toll fanden. Scheinbar waren die Freiheit und die Möglichkeiten, sein Leben zu gestalten, dort grenzenlos. Meine Erfahrungen in der DDR standen dazu in krassem Kontrast.

Austritt aus der Glaubensgemeinschaft und Flucht aus dem Land

Als meine Mutter aus medizinischen Gründen eine Abtreibung vornehmen lassen musste, wurde unsere Familie aus den Zeugen Jehovas ausgeschlossen. Denn Abtreibung war für die Glaubensgemeinschaft undenkbar. Als Zwölfjähriger war ich über den Ausschluss nicht unglücklich, denn mir waren längst Ungereimtheiten in Theorie und Praxis aufgefallen: Was in den Bibelstunden gepredigt wurde, hatte mit dem Verhalten der Mitglieder außerhalb oft nichts zu tun. So war den Gläubigen das Trinken von Alkohol nicht erlaubt, in der Freizeit hielten sich viele jedoch nicht daran. Ich hatte auch mitbekommen, dass einer der Onkel und eine Tante hinter der Garage knutschten, obwohl sie doch gar nicht zusammengehörten.

Im Sommer 1989 fällte meine Mutter eine folgenschwere Entscheidung: Hals über Kopf nahmen wir das Risiko auf uns und verließen die DDR. Wir konnten nicht wissen, dass nicht mal ein halbes Jahr später die Mauer fallen würde. Unsere Familie flüchtete über die deutsche Botschaft in Prag nach Westdeutschland. Als Vierzehnjähriger lauschte ich den Worten von Außenminister Genscher und war hin- und hergerissen zwischen dem, was ich zurücklassen musste und dem, was ich mir im Westen erhoffte.

Von Prag aus brachte man uns in ein Auffanglager nach Hammelburg, in dem wir herzlich aufgenommen wurden. Ältere Menschen verteilten mit Tränen in den Augen kartonweise Schokolade an die Kinder. Sie drückten uns dicke Bündel Zehn-D-Mark-Scheine in die Hand. Das war ein unglaubliches Gefühl. Der Zusammenhalt und die Freundlichkeit berührten mich, auch wenn ich sie nicht vollumfänglich verstand.

Der goldene Westen ist doch nicht so golden

Dann kamen wir in ein anderes Lager nach Nürnberg, in dem wir auf die Überführung nach Berlin West warteten. Wir wollten zu unserer Familie, die dort lebte. In Nürnberg waren wir plötzlich ungewollte Flüchtlinge, eine völlig konträre Erfahrung zu Hammelburg. Ich war erst 14 Jahre alt, doch ich merkte: Der goldene Westen ist doch nicht so golden, wie er nach außen scheint. Wenn man nichts hat, das man vorzeigen kann, ist man nichts. Und wenn man kein Geld besitzt, kann man sich nicht das kaufen, was in den Schaufenstern angeboten wird. Wenn man sich wiederum nichts kaufen kann, sinkt man im Ansehen der meisten Menschen. In Radebeul entstand soziale Anerkennung durch anderes: Da reichte es, etwas zur Gemeinschaft beizutragen, zum Beispiel lustig zu sein, eben einfach dafür zu sorgen, dass die Gemeinschaft ein bisschen Spaß hatte, oder seine Interessen und Fähigkeiten einzubringen.

Das zerriss mich: Zum einen wollte ich mein altes Leben zurück, zum anderen war alles spannend und abenteuerlich. Und wieder musste ich meine eigene Wahrheit finden.

Neue Möglichkeiten nach der Wende

Schließlich kamen wir nach West-Berlin. Mittlerweile war die Wende eingeläutet und die Menschen hatten plötzlich alle Möglichkeiten. Auf dem Gebiet der ehemaligen DDR konnte man fast alles machen, es herrschte eine Art Anarchie und Goldgräberstimmung. Meine Mutter war ehrgeizig und fasste schnell Fuß. Sie begann in der Finanzbranche, verkaufte Versicherungen und Immobilien und vermittelte Finanzierungen. Sie verdiente viel Geld. Wir konnten uns eine große schöne Wohnung leisten.

Ich ging nun in Berlin zur Schule, und bald stellte sich die Frage, was ich beruflich machen wollte. Ich interessierte mich für das, was meine Mutter machte. Einerseits fand sie gut, dass ich ihr nachstrebte, andererseits riet sie mir, meinen Talenten zu folgen und etwas Handwerkliches zu machen. Als ich sieben Jahre alt gewesen war, hatte mir mein Großvater im Keller des Weinguts in Radebeul meine erste Werkstatt eingerichtet. Mit nun 16 Jahren entschied ich mich dafür, eine Ausbildung zum Gas-Wasser-Installateur zu absolvieren, da ich durch meine Großväter bereits Einblicke in dieses Gewerk bekommen hatte.

Nach der Ausbildung ging ich noch einmal zurück zur Schule, lernte Finanzwirt und machte mich mit Anfang zwanzig in der Finanzbranche selbstständig. Da meine Freundin und ich gerade unser erstes Kind bekommen hatten, forderte uns diese Zeit besonders heraus. Doch ich setzte mich trotz meines jungen Alters in der Branche durch.

Nicht alles dreht sich ums Geld

Mit 23 Jahren wurde mir jedoch bewusst, dass sich in meinem Umfeld alles nur ums Geld drehte. Es ging stets darum, was als nächstes neu angeschafft werden sollte. Das wurde mir regelrecht zuwider. Ich wollte nur noch raus aus dieser Welt.

Schließlich ließen wir Berlin hinter uns und zogen an die Mecklenburgische Seenplatte, wohin meine Mutter einige Jahre zuvor mit ihrem neuen Lebenspartner gegangen war. Meine Urgroßeltern waren nach ihrer Flucht aus Schlesien ebenfalls in Mecklenburg-Vorpommern angekommen und hatten bis zuletzt in Upost gelebt. Als Kind hatte ich dort oft Urlaub gemacht und viele schöne Erinnerungen gesammelt, vor allem am Kummerower See, zu DDR-Zeiten *die* Surfer-Hochburg.

Unseren Plan ein Haus zu kaufen, auf dem Land sesshaft zu werden und unsere Kinder dort großzuziehen, verwirklichten wir schließlich in Volksdorf im Trebeltal. Wir fanden ein schönes Haus mit Grundstück, in dem ich heute noch wohne. Ich wechselte meinen Beruf, machte meinen Meister und qualifizierte mich als Restaurator im Handwerk. Damit baute ich mir ein neues Unternehmen auf, restauriere hauptsächlich Oldtimer, Objekte und arbeite in der Denkmalpflege.

Wir bekamen noch eine Tochter. Jedoch trennten sich meine Frau und ich nach zwanzig gemeinsamen Jahren. Ich lernte eine neue Partnerin kennen, die aus Leipzig zu mir zog.

Unsere Region ist lebenswert, mit viel Raum für Neues

Wir sind beide sehr engagiert im Bereich Gesellschaftsentwicklung, Kulturentwicklung und Bildung. Wir möchten etwas gestalten, haben ein Stadthaus in Demmin gekauft, dort ein Projektbüro etabliert und wollen das gesamte Haus zu einem Ort entwickeln, an dem Gemeinschaft und innovative Gesellschaft ein Zuhause haben. Wir möchten die Kreativen und die verschiedenen Kompetenzen, die es hier gibt, zusammenführen, mit den Leuten ins Gespräch kommen und die Dinge nach vorn bringen.

Das gelingt uns bereits recht gut. Wir haben den Verein T30 e.V. gegründet und setzen verschiedene Projekte um. Das wird honoriert, wir bekommen sowohl lokal als auch überregional positive Rückmeldungen und neue Ideen für Projekte.

Mir ist es wichtig, zu zeigen, wie lebenswert unsere Region ist. Es gibt bei uns zwar viel Leerstand, in zwei Drittel der Läden wird nichts mehr verkauft, doch das bedeutet eben auch viel Raum für Neues: Neues, das ausprobiert werden kann, Potenziale können gebündelt werden, verschiedenste Kompetenzen finden die Möglichkeit zur Verwirklichung.

Ich bin hier angekommen und fühle mich zu Hause.

Flucht aus der syrischen Heimat: Wie wir in Deutschland ein Zuhause fanden

Omar Kassab *aus Großräschen in der Lausitz, geboren 1984 im syrischen Homs, studierte dort Elektrotechnik und gründete 2006 sein eigenes Unternehmen Integral Professional Systems. 2014 kam er mit seiner Familie über den Libanon nach Deutschland. Er eröffnete 2017 einen Laden für orientalische Lebensmittel in Großräschen und ist Mitgründer der Logistikfirma K&L Handels- und Logistik GmbH. Omar Kassab engagiert sich ehrenamtlich in verschiedenen Vereinen und ist seit Anfang 2020 Mitglied des Integrationsbeirats des Landes Brandenburg und Vorsitzender des Integrationsbeirats im Landkreis Oberspreewald-Lausitz. Er ist verheiratet und hat zwei Töchter und zwei Söhne.*

Ich wurde 1984 in Homs in Syrien geboren. Nach meinem Studium gründete ich 2006 meine eigene Firma Integral Professional Systems für Sicherheits- und Überwachungssysteme, Feueralarmanlagen und Telefonsysteme. Angefangen hatte ich mit vier Mitarbeitern, Ende 2011 waren wir bereits zu zehnt. Dann begannen die Demonstrationen, das Volk wollte seine Freiheit. Wir mussten uns entscheiden, entweder für unsere Rechte und unsere Freiheit zu demonstrieren oder die Regierung weiter zu unterstützen. Syrien war ein reiches Land, dennoch litten viele Menschen Armut. Das Land wurde von einem Diktator und einer schlechten Regierung geführt. Dabei wollten wir nicht länger tatenlos zusehen und schlossen uns den Demonstranten an. Wir wussten nicht, wie grausam dieser Krieg noch werden sollte.

Die schlimmste Zeit meines Lebens

Ab 2012 konnten wir nicht mehr arbeiten. Ich war noch ehrenamtlich in einem Waisenhaus tätig. Ich hatte also weder eine bezahlte Arbeit noch eine Perspektive in unserem Land. So entschieden meine Frau und ich, dass wir nicht bleiben konnten. Auch mein Vater riet mir, das Land zu verlassen, um anderswo Sicherheit für unsere Kinder zu finden.

Wir flüchteten im Februar 2014 in den Libanon. Fünf Monate später, am 14. Juli 2014, wurde mein Vater in Homs verhaftet und schließlich im Gefängnis getötet. Um herauszufinden, wie und wann er starb, bezahlte meine Familie Offiziere der Geheimpolizei. Doch jedes Mal bekamen wir eine andere Antwort: Einmal hieß es, er sei an einem Herzinfarkt gestorben, ein andermal an einem Schlaganfall. Bis heute wissen wir nicht, wo er begraben liegt.

Die folgenden zwei Jahre waren die schlimmste Zeit meines Lebens. Meine Frau war mir jedoch eine besonders große Stütze. Sie ist immer für mich da und half mir besonders in dieser sehr schwierigen Zeit.

Sechs Monate nach unserer Ankunft im Libanon hatten wir das Glück, ein Visum zu bekommen. Wir durften nach Deutschland fliegen und kamen sicher dort an. Andere haben es nicht geschafft, vor allen diejenigen, die die Route über das Mittelmeer wählten. Viele Menschen starben auf ihrer Flucht.

Ohne Sprachkenntnisse geht es nicht

In Deutschland trafen wir auf tolle Menschen, die uns unterstützten, damit wir uns hier ein Leben aufbauen konnten. Wir hatten nichts und mussten ganz von vorn anfangen. Heute lebe ich mit meiner Familie in Großräschen, einer kleinen Stadt, 120 Kilometer südlich von Berlin. Die Menschen nahmen uns gut auf und sind sehr freundlich zu uns. Unsere beiden älteren Kinder besuchen hier die Schule, meine Tochter die fünfte und mein Sohn die zweite Klasse. Sie haben sich prächtig entwickelt und hier Freunde gefunden. Die beiden Kleinen, Lea und Jacob, sind in Deutschland geboren und gehen inzwischen in den Kindergarten.

Schon bei unserer Ankunft in Deutschland sagten wir uns, dass wir die Sprache lernen müssen – ohne Sprachkenntnisse funktioniert nichts. Sprache ist der Schlüssel zur Integration. Ich habe Deutsch gelernt und versuche meine Sprachkenntnisse immer weiter zu verbessern. Die Kinder lernen sehr schnell, aber wir Erwachsene brauchen mehr Zeit.

2017 eröffnete ich einen Laden für orientalische Produkte. Er läuft gut, obwohl Großräschen eine kleine Stadt ist. Anfangs war es kompliziert, weil ich die Regeln für die Eröffnung eines Ladens nicht kannte und meine Sprachkenntnisse noch nicht so gut waren. Da gab es ein paar Missverständnisse. Inzwischen habe ich dazugelernt. Und ich kenne mittlerweile viele Menschen hier. Unsere Idee, ein Café in Cottbus oder Senftenberg zu eröffnen, mussten wir wegen Corona aufgeben. Doch im Oktober dieses Jahres gründete ich die K&L Handel und Logistik GmbH mit: Wir sind vier Gründer und zwei Gesellschafter, die aus Algerien, Jemen, Jordanien, Syrien und Deutschland stammen. Unser Geschäft läuft gerade an.

Das Ehrenamt macht mich glücklich

2017 wurde ich Mitglied im Integrationsbeirat im Landkreis Oberspreewald-Lausitz, dessen Vorsitz ich in diesem Jahr übernommen habe. Wir besprechen die Schwierigkeiten und Herausforderungen, die Ausländer im Kreis haben, und versuchen Lösungen zu finden. Gleichzeitig bin ich Mitglied im Landesin-

tegrationsbeirat von Brandenburg. Ich finde es wichtig, mich zu engagieren. Das Ehrenamt macht mich glücklich! Ich lerne dabei außerdem viele tolle Menschen kennen und bin stolz auf sie.

Ende 2016 gründeten wir den Verein „Haus der Kultur und Weisheit". Wir, das sind Menschen aus ganz unterschiedlichen Ländern wie Algerien, Marokko, Jordanien, dem Jemen und Syrien. Wir wollen in dem Verein unsere arabische und muslimische Kultur pflegen und erklären gleichzeitig unseren Landsleuten die deutsche Kultur. Unser Ziel ist es, interessierten Menschen die arabische Sprache und Kultur näherzubringen, um damit für mehr Verständnis zu werben.

Ein zweiter Verein, den ich mitgründete, heißt Sabil. Auf Deutsch bedeutet das „der Weg". Wir setzen uns für Themen wie Gesundheit, Bildung und Arbeit ein. Dem Verein Sabil gehören Syrer aus verschiedenen Städten und Bundesländern Deutschlands an, die sich zumeist erst hier kennenlernten. Obwohl wir unser Land verlassen mussten, sind wir in Deutschland füreinander da. Wegen der Corona-Pandemie finden unsere Treffen jetzt zwar nur online statt, aber wir freuen uns darauf, uns bald wieder vor Ort begegnen können.

Abenteuer Wendezeit: mit dem Rucksack auf Zeitreise

***Yvonne Scharnagl**, geboren 1981 und aufgewachsen in Chemnitz, studierte bis 2005 Biologie in Bayreuth und arbeitete anschließend als Lehrerin in einer Berufsschule. Danach war sie Leiterin im Labor des DRK-Blutspendedienstes in Plauen. Seit 2016 arbeitet sie als Seiteneinsteigerin im Schuldienst und unterrichtet in Plauen.*

Ich bin zwar in der DDR geboren, hatte zu diesem Land aber lange Zeit keinen Bezug. Ich wuchs in *Deutschland* auf. Mir wurde erst viel später klar, was die Deutsche Demokratische Republik bedeutet hatte. Erst viele Jahre später, als ich Reportagen über die Maueröffnung und die Wendezeit im Fernsehen sah, wurde mir deutlich, wie mutig die Menschen gewesen waren, die eine offene Grenze und einen demokratischen Staat forderten. Ich bekam Gänsehaut beim Zusehen.

An der Grenze

Viele Erinnerungen an die DDR habe ich nicht. Meine frühe Kindheit war geprägt vom Verlust meines Vaters, der in den Westen ging, als ich etwa zwei Jahre alt war. Einmal im Jahr trafen wir uns in Tschechien. Meine Mutter und ich fuhren mit dem Auto über die Grenze. Ich hatte jedes Mal eine wahnsinnige Angst vor der Grenzpolizei. Damit ich ihnen nicht negativ auffiel und ihnen womöglich einen Grund gab, uns zu kontrollieren, machte ich mich stets besonders klein. Auf dem Rückweg hatte ich noch mehr Angst. Vati brachte mir bei jedem Treffen eine Menge Süßigkeiten mit, die wir im Kofferraum nach Hause mitnahmen. Einmal schenkte er mir ein Malbuch. Bei der Kontrolle nahm es mir der Grenzbeamte aus der Hand, schaute es sich genau an und gab es mir danach unverständlicher Weise wieder zurück. Ich war sicher, dass sie uns verhaften würden. Doch das passierte nicht.

Die Wende kam, ohne dass ich es bemerkte. Von den großen Demonstrationen bekam ich nichts mit. Mir fiel nur auf, dass wir plötzlich meinen Vati besuchen durften. Wir fuhren in völlig überfüllten Zügen von Plauen in den Westen. Unser Treffpunkt war Hof, als erster Ort nach der Grenze ein begehrtes Reiseziel in dieser Zeit. Vielleicht auch, weil sich die Menschen dort die hundert D-Mark Begrüßungsgeld abholten.

Wie bringe ich Schülern die Wendezeit bei?

Seit 2015 arbeite ich als Lehrerin an der Dr.-Christoph-Hufeland-Oberschule in Plauen. Im vergangenen Jahr sollten wir eine Projektwoche zum Thema Wendezeit durchführen. Mein Kollege Nico Roßbach,

der bis dahin ebenfalls wenig mit der DDR anfangen konnte, und ich überlegten, was wir machen und vor allem, wie wir Schüler für das Thema interessieren könnten. Schließlich kamen wir auf die Idee, unser Projekt als Abenteuer zu gestalten: Wir wollten drei Tage am Grenzstreifen entlang wandern. Auf der Wanderung sollten die Schüler Zeitzeugen finden und befragen.

Es meldeten sich auf Anhieb zwölf Schüler, die Lust hatten, von Jugendherberge zu Jugendherberge zu wandern und sich mit der Wendezeit zu beschäftigen. Neben den Schülern, die zwischen zwölf und 16 Jahre alt waren, kamen meine kleine Tochter, neun Jahre, und mein Hund mit auf die Tour. Da es nicht einfach war, Übernachtungsmöglichkeiten für die gesamte Gruppe zu finden, mussten wir recht lange Strecken planen: Rund zwanzig Kilometer legten die Kinder jeden Tag zurücklegen. Mit dem Rucksack auf dem Rücken. Die Schüler schreckte das nicht. Sie waren mit Feuereifer bei der Sache.

Unterwegs mit Zeitzeugen

Am 7. Oktober, genau dreißig Jahre nach den ersten großen Protest-Demonstrationen in der DDR, starteten wir. Vorher erklärte ich den Schülern, dass in Plauen Menschen demonstriert hatten, obwohl es für sie gefährlich gewesen war und sie hätten verhaftet werden können. Die Feuerwehr hatte mit Wasserwerfern auf die Demonstranten „geschossen". Viele von ihnen wurden verhaftet und mussten mit ausgestreckten Armen die ganze Nacht im Regen und in der Kälte stehen. Bereits wenige Tage später entschuldigte sich die Feuerwehr und erklärte, dass die Männer einen Befehl hatten ausführen müssen. Als ich die Geschichte zu Ende erzählt hatte, meldete sich ein Schüler: „Ich bin bei der Freiwilligen Feuerwehr und kann fragen, ob es jemanden gibt, der einen Zeitzeugen kennt?" Tatsächlich fand er nach der Wanderung einen der Männer, die damals einen Wasserwerfer gefahren hatten, und interviewte ihn.

Die nächste Zeitzeugin wurde unsere Busfahrerin. Die Schüler fanden heraus, dass sie in den Westen geflohen war. Beim Interview schilderte sie, warum sie die DDR verlassen und welche Angst sie bei ihrer abenteuerlichen Reise mit dem „Zug der Freiheit", der von Prag aus fuhr, ausgestanden hatte.

Die Begeisterung der Schüler hielt das ganze Projekt über an.

Unsere Tour startete in Lehesten und führte uns von dort nach Nordhalben, Blankenstein und Mödlareuth. Wie wanderten entlang des sogenannten „Grünen Bandes", wie der aufgeforstete ehemalige Grenzstreifen heute heißt. Von den Stacheldrahtzäunen, Mauern und Minenfeldern auf der ehemaligen Panzerstrecke war nichts mehr zu sehen. Wir konnten uns nicht vorstellen, wie die Grenze einmal ausgesehen hatte. Mehrere Stunden wanderten wir Berg rauf und runter. Auf einem Berg konnten wir die Landschaft überblicken und sahen nun die kilometerlange Schneise, der wir immer geradeaus folgten.

Unsere erste Station war Nordhalben. Wir trafen dort den Bürgermeister und kamen mit ihm ins Gespräch. Er zeigte uns die Kulisse des Films „Ballon", der im Jahr zuvor in Nordhalben gedreht worden

war. Basierend auf einer wahren Geschichte erzählt der Regisseur Michael Bully Herbig die Flucht einer Familie mit einem Ballon im Sommer 1979. Der Bürgermeister erzählte uns davon und berichtete, dass er nach der Wende über die Grenze gelaufen und auf dem Rückweg einen ostdeutschen Grenzsoldaten kennengelernt hatte. Leider hatte er sich nie seine Adresse aufgeschrieben und ihn auch nicht mehr wiedergesehen. Die Schüler wollten den Soldaten unbedingt ausfindig machen, das gelang uns allerdings nicht.

Wir trafen auf der Wanderung weitere interessante Menschen. Einmal erzählte uns ein Radfahrer, dass er sich noch an seine schreiende Mutti erinnere, als die Familie zwangsumgesiedelt wurde. Abends saßen wir zusammen und sprachen, obwohl wir müde von den anstrengenden Touren waren, noch lange über das Erlebte.

Die alte Grenze und ihre Geschichte

Am letzten Tag unserer Tour erlebten wir einen Gänsehaut-Moment: Wir waren schon den ganzen Tag unterwegs gewesen und ziemlich geschafft, als wir um eine Kurve kamen und im Grenzmuseum in Mödlareuth den alten Zaun sahen, der an dieser Stelle zur Veranschaulichung der Grenze erhalten geblieben war. Alle waren ganz still, jeder in seine eigenen Gedanken vertieft. Der Zaun sah so klein aus, aber wir wussten inzwischen, dass viele Menschen an ihm gestorben waren.

Unsere Geschichtslehrerin Frau Volkmann und ihr Mann, mit denen wir uns dort verabredet hatten, gaben uns eine exklusive Führung. Sie erzählten von den Selbstschussanlagen, den Wachhunden und davon, was an der Grenze passiert war. Durch die Erfahrungen der letzten Tage waren die Schüler nun sehr interessiert. Wären wir mit ihnen einfach nur dorthin gefahren, hätten sie zwar zugehört, wären danach aber wieder in den Bus gestiegen und nach Hause gefahren. Nach den Erlebnissen auf der Wanderung jedoch bombardierten sie Frau Volkmann und ihren Mann, der Grenzsoldat gewesen war, mit Fragen. Sie wollten genau wissen, was an der Grenze passiert war und wie es dort ausgesehen hatte.

Einige Zeit nach der Wanderung sahen wir uns mit den Schülern den Film „Ballon“ an. Durch unsere Tour und die Informationen, die wir alle hatten, konnten wir den Film viel besser verstehen und auch die Seitenhinweise blieben uns nicht verborgen. Als Gruppe waren wir auf dieser Tour zusammengewachsen. Mein Kollege und ich erhielten einen ganz anderen Zugang zu der Zeit. Aber auch die Schüler bekamen einen nachhaltigen Einblick. Es war ein besonderes Projekt für Schüler und Lehrer.

Ich bin stolz auf diese BRD, aber das musste ich erst lernen

***Kathrin Grumbach**, geboren 1964 in Mirow, erlebte die Wende als harten Einschnitt. Nach zwei Jahre erkämpfte sie sich Stück für Stück ihr eigenes Leben mit ganz neuen Erkenntnissen zurück. Heute bringt sie als Unternehmerin Menschen aus den alten Bundesländern den Osten nahe. Sie lebt in Röbel an der Müritz.*

Ich bin Mecklenburgerin durch und durch. Gemeinsam mit zwei Geschwistern wuchs ich in Mirow an der Mecklenburgischen Seenplatte auf. Ich hatte eine klassische DDR-Kindheit: Gefühlt bestand mein Leben nur aus Wasser, Zander, Pfifferlingen, Waldspaziergängen und ein bisschen Schule. Obwohl meine Eltern mit uns in den Ferien viel unternahmen: Zum Campen ging es mit dem Škoda und später mit dem Moskwitsch an die Ostsee, nach Polen, Ungarn, Tschechien und einmal auch nach Bulgarien.

Ich werde Agraringenieur

Es gab in der DDR bereits in der 7. Klasse eine Berufsfrühorientierung. Wir sollten uns zuhause Gedanken machen, was wir später einmal werden wollten. Ich war zu der Zeit ein großer Fan der Fernsehserie „Zur See" und schrieb natürlich Kapitän auf den Zettel.

Alternativ konnte ich mir auch Zootechniker vorstellen, weil ich Tiere mochte. Ich dachte natürlich wirklich an Zoo-Tiere. Der Herr von der Berufsberatung war nicht so begeistert: „Kapitän geht nicht, das ist ein Männerberuf". Ich war noch zu jung, um zu widersprechen. Also sagte ich: „Gut, dann werde ich Zootechniker." Mein Vater war davon nicht begeistert. „Kind, mit deinen Noten kannst du doch einen guten Beruf ergreifen, damit wird man doch kein Bauer. Das ist nichts für dich." Mein Vater hatte sich zum Finanzökonom hochgearbeitet, meine Mutter führte zu der Zeit das „mittelständische Unternehmen" Haushalt. Wie alle Eltern wünschten sie sich eine tolle Zukunft für die Kinder.

Doch ich blieb stur und lernte Zootechniker in der LPG in Retzow, einem wichtigen Ausbildungsbetrieb in unserem Kreis. Bei der Ausbildung merkte ich schnell, dass Zootechniker nichts mit Zoo zu tun hat, sondern mit Kühen und Schweinen. Ich war nur zu dickköpfig, mir einzugestehen, dass ich mich geirrt hatte. Die Zeit der Ausbildung war sehr schön: lauter junge Leute, die viel Quatsch machten und wertgeschätzt wurden. Ich fand Freunde fürs Leben und lernte viel. Nicht nur melken.

Im Anschluss an die Ausbildung wollte ich ein Fachschulstudium absolvieren. Ich war 18 Jahre alt und suchte mir die am weitesten von uns entfernte Fachschule aus: An der Agraringenieurschule Stadtroda in Thüringen lernten schon andere Schüler unseres Betriebs.

Drei Jahre studierte ich nun Agraringenieur für Tierproduktion und stellte fest: Die Berge sind nichts für mich. So ging ich zurück nach Mecklenburg. Die Absolventenvermittlung ließ mir auch gar keine Wahl. Ich musste zurück in den Bezirk Neubrandenburg. Warum auch nicht!? Ich konnte mich nur zwischen Futterökonomin in Quadenschönfeld und Schlachtviehhandel in Waren entscheiden. Futterökonomie war das Letzte was ich wollte, also blieb Waren. Letztlich landete ich in der Außenstelle Röbel, die zum Fleischkombinat Neubrandenburg gehörte.

Die Wende empfand ich als Katastrophe

Den Mauerfall habe ich im wahrsten Sinn des Wortes verschlafen. Wir waren acht oder neun Beschäftigte in unserer Außenstelle Röbel. Am Tag nach dem Mauerfall fehlte der halbe Betrieb.

Dabei mussten wir einen Export nach Italien vorbereiten, den wir für eine westdeutsche Firma durchführten. Dazu mussten vier oder fünf Waggons per Hand und Schubkarre besandet werden, dann wurden die Tiere sortiert und gewogen. Eine Knochenarbeit. Die zuständigen Männer waren mal kurz in Westberlin „einkaufen". „Na wunderbar", dachte ich. Das große Ziel unserer Arbeit, etwas für die Gemeinschaft zu schaffen, rückte zusehends in den Hintergrund. Jeder verfolgte nun seine eigenen Interessen. Jedenfalls kam es mir so vor.

Im August 1990 verlor ich meine Arbeit. Das Fernstudium zum Diplom-Agraringenieur war für die Katz. Zwei Semester quälte ich mich noch und zahlte alles selbst. Dann schmiss ich hin. Niemand wusste, ob der Abschluss überhaupt anerkannt werden würde.

Ich fiel in ein tiefes Loch – emotional wie politisch. Für mich brach eine Welt zusammen. Ich war zu nichts mehr in der Lage. Ich schaffte gerade noch den Haushalt, kurz bevor mein Freund um 17 Uhr von der Arbeit kam. Fast zwei Jahre ging es so, dann erkannte ich, dass ich mich aufrappeln muss.

Ein neuer Start ins Leben

Gemeinsam mit Freunden gründete mein Lebensgefährte eine Firma: Öko-Tours war der erste alternative Reiseveranstalter in den neuen Bundesländern. Hier bekam ich eine ABM-Stelle. Da ich gut schreiben kann, sollte ich für die Stadt Material zusammenstellen und eine Art Führer für einen Stadtrundgang schreiben. Damit fing alles an. Leider ging die Firma pleite. Doch die Arbeit machte mir Spaß. Und wir waren gut!

Im Rahmen einer Struktur-Erfassungs-Maßnahme der Arbeits- und Ausbildungsinitiative in Bollewick erhielten ein Kollege und ich die Chance, unsere Ideen weiterzuentwickeln. Wir wollten den Menschen

die Region näher bringen. Als Reiseziele waren in Mecklenburg-Vorpommern nur die Ostseeküste, die Kreidefelsen auf Rügen und die Städte Rostock und Schwerin bekannt. Die kleinen Perlen unserer Gegend kannte kaum jemand. Den Müritz-Nationalpark oder die Müritz. Warum kannte sie keiner?

Wir begannen, Projekte zu entwickeln. Ziel war es, Wissen über die Region, ihre Kultur und Geschichte zu vermitteln. Die Maßnahme lief 1997 nach drei Jahren aus. Danach machte ich mich selbständig und gründete den ibena Müritz & Natur Reiseservice. Mittlerweile beschäftige ich in der Saison eine Angestellte und kann auf vier freie Mitarbeiter zurückgreifen. Wir bieten touristische Dienstleistungen aller Art an, organisieren Bildungsreisen für westdeutsche Bildungsträger, die mit Gästen zu uns kommen, die Land und Leute kennenlernen möchten.

Wir erklären euch unsere Welt

In den ersten 15 Jahren kamen Menschen, die bedächtig mit dem Kopf nickten und uns in Gesprächen erklärten, wie unser Leben gewesen war. Das kränkte mich. Es war mühselig, sich immer wieder rechtfertigen zu müssen. Dann beschlossen wir: Wir blasen zum Angriff und erklären den Menschen, wie unsere Welt, unser Leben und unsere Biografien tatsächlich aussehen. Man sollte von nun an uns zuhören. Ich weiß nicht, ob wir damit viel veränderten oder ob es nur die Beharrlichkeit und Offenheit waren, mit der wir unsere Sicht der Dinge zeigten. Vielleicht ist es das: zeigen, nicht erklären. Es funktionierte wunderbar.

Plötzlich waren die Gäste neugierig. Es ergaben sich herrliche Gespräche auch über die kleinen Dinge des Lebens. Wie war es beispielsweise als nach der Wende viele Berufsabschlüsse nicht anerkannt wurden? Oder wie fühlt sich ein Lehrer, dessen Fach es nach dreißig Jahren nicht mehr gibt? Warum freut sich nicht jeder über die sogenannte Wiedervereinigung?

Meine kleine Firma hatte mit dem Konzept Erfolg und die Auftragsbücher füllten sich. Wir arbeiten mittlerweile nicht nur an der Seenplatte, sondern auch auf Rügen, Usedom und in der Uckermark. Je besser es lief, umso mehr überlegten wir, wie wir unser Angebot noch toppen, was wir noch anbieten könnten. Natürlich war da auch die Angst vor finanzieller Not, die uns davon abhielt, Aufträge abzulehnen. Schließlich übernahm ich mich und fiel in ein tiefes Loch. Das war 2013 oder 2014. Ich begann nachzudenken, was im Leben wirklich wichtig ist. Ich fragte mich, wohin ich will und was meine Ziele sind. Aber irgendwie gab es nie greifbare Ergebnisse und der Alltag begann wieder pünktlich mit der Saison.

Angekommen in der BRD

2015 überschlugen sich die Ereignisse. Ich engagierte mich bei der Flüchtlingsbetreuung in Röbel. Am Anfang ging alles drunter und drüber. Wir organisierten schnell ehrenamtliche Hilfe und gründeten eine Flüchtlingsinitiative, die es heute noch gibt. Darüber lernte ich viele neue Menschen aus meiner Stadt kennen. Die Projekte sind der Kitt, der uns bis heute zusammenhält.

In dieser Zeit stellte ich fest, dass ich hier, trotz aller Schwierigkeiten des Alltags glücklich bin. Ich empfand eine tiefe Dankbarkeit dafür, an der Mecklenburgischen Seenplatte und in Europa zu leben. Das Wort Sicherheit bekam für mich eine neue Bedeutung. Seither schätze ich die Solidargemeinschaft, in der wir leben. Und zum ersten Mal war ich stolz auf dieses Deutschland. Bis dahin konnte ich mit der Bundesrepublik, in die ich zwangsadoptiert worden war, nichts anfangen.

Ich lernte nicht nur viele Menschen und ihre Schicksale kennen, sondern erhielt auch die große Aufgabe, Pflegemutter eines syrischen Jungen zu werden. Man sagt, Kinder suchen sich die Eltern aus, nicht umgekehrt. So jedenfalls war es bei Abdalah. Nachdem wir uns ein gutes Jahr kannten und er nach Neubrandenburg umgezogen war, stand er vor mir und sagte: „Du musst dich um mich kümmern. Ich zieh bei dir ein! Sonst wird aus mir nichts." Ich war total perplex und wusste nicht, wie das gehen sollte. Aber wir haben es probiert. Und es klappte und klappt noch immer. Das heißt nicht, dass alle Wege gerade sind. Aber wir gehen durch dieselben Probleme, Irrungen und Wirrungen, die es auch mit einem leiblichen und deutschen Kind geben würde.

Aus dem sechzehnjährigen Jungen ist inzwischen ein zwanzigjähriger junger Mann geworden, den es in die weite Welt zieht. Sein Sehnsuchtsort heißt Hannover, denn dort leben seine einzigen Verwandten in Deutschland. Doch Corona brachte auch diese Pläne durcheinander. Ich freue mich, wenn er mich an meinem freien Tag fragt, ob wir zusammen Tretboot auf der Müritz fahren wollen. Die kleinen Dinge im Leben können so wertvoll sein.

Für mich ist die Mecklenburgische Seenplatte der richtige Platz. Sie bietet mir alles, was ich für mein Leben brauche. Das ist ein schönes Gefühl. Doch bis ich das so sehen konnte, brauchte es seine Zeit.

Mein Leben in neun Szenen: Pfarrer, Musiker, Koch

***Michael Greßler**, geboren 1966, ist im Pfarrhaus von Metzels (Thüringen) aufgewachsen. Er legte sein Abitur am Kirchlichen Proseminar Naumburg ab, war bei den Bausoldaten und studierte Theologie. Seit 1996 ist er evangelischer Pfarrer in mittlerweile 18 Gemeinden in 34 Orten in der Region Camburg-Leislau. Neben dem Pfarramt ist er auch Chorleiter, Dirigent und leidenschaftlicher Koch. Verheiratet ist er mit einer Kirchenmusikerin. Das Paar hat drei erwachsene Kinder und lebt in Leislau im Molauer Land im Saale Holzland-Kreis.*

Mein Leben ging erstaunlich geradeaus. Immer geradeaus, und es kam eigentlich immer das, was ich mir gewünscht und erträumt hatte. Trotz mancher Wendungen, die weder gewollt noch vorhersehbar waren.

Szene eins: Glückliche Kindheit

Um 1968, ich war ungefähr zwei Jahre alt: Zuhause, im großen Pfarrhaus in Metzels bei Meiningen, war ich vormittags mit meiner Mutter in der Küche. In meiner Erinnerung schält sie jeden Tag einen Eimer Kartoffeln. Danach nimmt sie den Eimer und rüttelt ihn, damit die Schalen nach unten fallen, die Kartoffeln bleiben oben. Ein einmaliges Geräusch. Ich bekomme ein kleines Stück Kartoffel zum Kosten. Meine Mutter singt dabei Küchen- und Kinderlieder.

Die Wohnstube kehrte meine Mutter jeden Morgen nach dem Frühstück mit dem Besen aus. Über den sauberen Boden zog ich ein Schiffchen, das mein Bruder gebaut hatte. Es besaß eine goldene Fahne, die in der Sonne leuchtete. Das ist eine meiner ersten Erinnerungen. Einer der Glücksmomente in meinem Leben, die ich nicht vergessen werde. Geborgenheit.

Diese spürte ich auch in einer anderen Beziehung: Neben unserem großen Pfarrgrundstück lag hinter einem hohen Zaun ein Kindergarten mit fünfzig bis sechzig Kindern aus unserem Dorf. Ich sah die Kinder hinter dem Zaun. Mittags rief die Kindergärtnerin mit schriller Stimme: „Alle Kinder gehen jetzt rein." Alle nahmen sich brav an den Händen und gingen ins Haus zum Mittagessen. Da dachte ich: „Nee, ich bin nicht ‚alle Kinder'. Ich geh ins Haus, wenn meine Mutter mich ruft. Oder wenn ich will." Das war ein Gefühl von Freiheit.

Ich hatte vier ältere Geschwister, die entweder noch zur Schule gingen oder schon „aus dem Haus waren". Keiner von uns hatte den Kindergarten besucht. Unser Zuhause, das Pfarrhaus, war ein sicherer

Hafen. Wir waren geschützt vor dem Massenbetrieb Kindergarten, in dem alle gleich waren und schon die Kinder zu sozialistischen Menschen geformt werden sollten.

Sonntagfrüh gab es einen weiß gedeckten Frühstückstisch. Wie unsere Mutter das schaffte – keine Ahnung. Nach dem Frühstück gingen wir in die Kirche. Ich saß auf einem winzigen Bänkchen neben der Orgelbank. Meine Mutter war Kirchenmusikerin und spielte die Orgel: Ich machte es ihr nach und tat auf meinem Bänkchen sitzend so, als würde ich Orgel spielen.

Szene zwei: Für ein Pfarrerskind gab es keine schöne Schulzeit

Sechste Klasse Geschichtsunterricht: Der Geschichtslehrer rief: „Alle, die in die Christenlehre gehen, aufstehen!" Wir traten vor – etwa zwanzig von 26 Schülern. Der Lehrer erklärte: „Die glauben an unwissenschaftliches Zeug. Ihr anderen lacht sie jetzt einmal aus!" Die anderen Schüler lachten.

Die Schule machte mir keinen Spaß, denn als Pfarrerskind hatte ich es nicht einfach, schon gar nicht im Bezirk Suhl im Südwesten der DDR: Hier war es ideologisch besonders streng. Ich steckte das als Kind weg.

Unser Geschichtslehrer wurde nach der Wende Studienrat. Es machte mich wütend, dass Menschen so taten, als wäre nie etwas gewesen.

Szene drei: **Freies Denken auf dem kirchlichen Gymnasium**

1. September 1982, eine neue Schule: Wir standen in Naumburg vor einer alten Villa im Bürgergartenviertel. Hier befand sich das christliche Gymnasium, das sogenannte kirchliche Proseminar, in dem ich die nächsten drei Jahre verbringen sollte. Wir klingelten und ein kleiner alter Herr, Doktor Gerhard Wolfrum, öffnete die Tür. Er trug eine Hose, die seine Mutter ihm gestrickt hatte. Ich ging durch diese Tür in eine neue Welt. Es war eine Welt des freien Denkens.

Ich erfuhr: Schule kann Spaß machen, du darfst hier sagen, was du denkst, was du willst, ohne Restriktionen. Ich lernte Griechisch und Latein und fand Freude an der Sprache überhaupt – auch an der deutschen. Ich fand Freunde. Wir waren fünf Schülerinnen und fünf Schüler in unserer Klasse und legten 1985 das Abitur ab.

An der Schule lernte ich auch meine Frau kennen, sie ging in die Klasse unter mir. Ich war schüchtern und hätte mich nicht getraut, sie anzusprechen. Umso glücklicher war ich, als sie es tat. Heute sind wir 36 Jahre zusammen und seit dreißig Jahren verheiratet.

Szene vier: **Wehrdienst bei den Bausoldaten oder wie man durch Macht Angst erzeugt**

Nach bestandenem Abitur wurden die meisten von uns eingezogen. Bei der Musterung beim Wehrkreiskommando sagte ich: „Ich schieße nicht!" Ich hätte den Kriegsdienst auch total verweigern können, aber für den „Knast", der darauf stand, war ich zu feige. Hinterher stellte sich heraus, dass aus dem Jahrgang 1985 kein einziger Verweigerer ins Gefängnis kam.

Ich kam für die nächsten 18 Monate zu den Bausoldaten und lernte dort, wie Macht funktioniert. Ich hatte Angst, wenn ich abends ins Bett ging und nicht wusste, wie es morgen weitergeht: Du fährst raus auf den Schießplatz und musst Schützengräben ausschaufeln, oder es gibt in der Nacht Alarm und du musst einen Gewaltmarsch machen, oder beim Appell frühmorgens wird verkündet: „Packt eure Sachen, ihr werdet an einen anderen Ort versetzt!"

Wenn man die Menschen immer in Unsicherheit lässt und sie nicht wissen, was am nächsten Tag passiert, ist das eine aggressive Form von Machtausübung. Auch später in der Kirche erfuhr ich: Wenn man Menschen im Ungewissen lässt, erzeugt das ungute Gefühle, wenn beispielsweise eine Strukturreform ansteht und die Betroffenen nicht wissen, was passieren wird.

Szene fünf: **Demokratie lernen und praktizieren**

1987 im Mai: Ich wurde aus der Armee entlassen und ging ans katechetische Oberseminar – eine kirchliche Hochschule. Es gab in der DDR drei Hochschulen in kirchlicher Trägerschaft: eine in Leipzig, eine in Berlin und eine in Naumburg. Ich studierte in Naumburg. Es war für mich eine Welt des freien Geistes. Unsere Professoren – sprachlich korrekt hießen sie Dozenten – und wir begegneten uns auf Augenhöhe. Diese Hochschule wurde nicht etwa von einem Rektor oder einem Dozenten-Collegium geleitet, sondern von zwei Gremien: dem Studentenrat auf der einen und dem Professoren-Collegium auf der anderen Seite. Unser gemeinsames Gremium war der Konvent. Darin wurde über die Schicksale des Hauses entschieden. Wir lernten in den Gremien und in den Studentenvollversammlungen, was Demokratie bedeutet. Es war kein Wunder, dass Absolventen der drei kirchlichen Hochschulen bei und nach der friedlichen Revolution an den „Runden Tischen" saßen und politische Verantwortung übernahmen. Dazu gehörte auch Markus Meckel, der letzte Außenminister der DDR, der, wie ich, in Naumburg studiert hatte. An der Hochschule lernte ich den Wert von Demokratie und auch ihre Schwächen kennen. Man bekommt in der Regel nicht, was man will, sondern muss Kompromisse eingehen.

Szene sechs: **Aus sechs werden 18 Kirchengemeinden**

1992 wurde ich Vikar und 1996 Pfarrer in Leislau, demselben Dörfchen, indem ich heute noch lebe. Ich zog Sonntagfrüh meinen Talar an und fuhr mit meinem Trabant, später einem alten Golf, zu drei, vier,

fünf oder sechs Gottesdiensten, die jeweils um die dreißig Minuten dauerten. Den Talar behielt ich praktischerweise die ganze Zeit an.

Ich bereitete die Predigt vor, hielt Gottesdienste und bildete mich weiter. Das mache ich bis heute. Denn wie jede Wissenschaft bewegt sich auch die Predigtwissenschaft fort. Da muss man, wenn man „gut" bleiben will, weiter lernen. In den letzten zwanzig Jahren ist dahingehend viel passiert. Beispielsweise kann man Predigten heute so ähnlich verstehen, wie Filme. Nicht mehr wie früher als „Vorträge". Man malt den Hörenden Szenen vor die Augen, so entstehen in deren Köpfen „Bilder". Man muss beim Predigen auf der Höhe der Zeit bleiben, weil sich die Hörgewohnheiten ändern. Als ich Kind war, war eine Predigt mindestens zwanzig Minuten lang. Das wurde erwartet und war okay. Heute hört kein Mensch mehr so lange zu. Es muss kurz, prägnant und bildhaft sein, dabei aber klar in der Sache. Ich predige gern und möchte schöne Gottesdienste mit den Gemeinden feiern, die Herz und Verstand gleichermaßen berühren, die theologisch durchdacht sind und ästhetisch ansprechend.

War ich 1996 für sechs Dörfer verantwortlich, sind es heute 18. In der Anfangszeit arbeitete ich noch mit zehn Pfarrerinnen und Pfarrer gut zusammen, dann waren es nur noch fünf und heute sind wir zu zweit – die letzten Mohikaner. Die anderen Kolleginnen und Kollegen wurden weggespart. Sie mussten sich auf andere Stellen bewerben.

Die Arbeit wird durch Ehrenamtliche aufgefangen. Zum Glück gibt es bei uns viele Engagierte. Es ist ein herzliches Miteinander. Für mich ist es toll, dass die Ehrenamtlichen die komplette Verwaltungsarbeit und Geschäftsführung des Pfarramtes übernehmen. So bleibt mir Zeit für Gottesdienste, Gemeindeveranstaltungen, für Besuche bei Menschen oder für Aktionen, die wir gemeinsam vorbereiten und durchführen.

Szene sieben: Musik gehört zum Leben

Neben der Arbeit als Pfarrer, leite ich einen Chor, der noch auf die Naumburger Zeit zurückgeht – der ehemalige Hochschulchor. Jeden Sommer machen wir eine Konzertreise in verschiedene Orte und treten in großen und kleinen Kirchen bei befreundeten Pfarrern auf.

Wenn ich in der Camburger Stadtkirche vor einem Chor und einem Orchester stehe und das Weihnachtsoratorium dirigiere, bin ich glücklich: Ich strecke die Hand aus und die ersten Violinen beginnen zu spielen. Ich dirigiere Sänger und Musiker und gestalte Musik. Sie machen das, was ich will. Ich schaue Soprane an, Alte, Tenöre, Bässe: Alle kommen zum Einsatz und es entsteht ein wunderschöner Klang.

Szene acht: Ich koche, wie ich Musik mache – mit viel Leidenschaft

Erste Etage im Pfarrhaus Leislau: Täglich, außer sonntags wenn ich predige, stehe ich ab elf Uhr am Herd. Das ist meine Mittagspause. Ich sitze bereits ab sieben Uhr am Schreibtisch, in Nicht-Corona-Zeiten besuche ich vormittags Gemeindemitglieder, nachmittags und abends habe ich Veranstaltungen. Mittags nehme ich mir Zeit zum Kochen. Ich koche für mich und meine Frau, früher auch für die Kinder. Die erste Frage beim Hereinkommen war immer: „Na, was gibt's heute?"

Als Pfarrer produziere ich viele Texte, als Musiker produziere ich Klang, und als Koch produziere ich Schmackhaftes. Seit 15 Jahren gebe ich jedes Jahr ein Kirchenkochbuch heraus, mit eigenen Rezepten und denen von Gemeindemitgliedern.

Und alles soll schön sein. Wenn eine große Runde zusammenkommt, wenn wir Besuch haben oder die Kinder da sind, koche ich auch für viele Menschen. Im September gibt es den Kirchplatzmarkt in Camburg mit bis zu 1.500 Teilnehmern. Dafür koche ich im Riesenkessel 150 Liter Gulaschsuppe auf dem Feuer. Die Suppe wird gern genommen, der Kessel wird leer.

Dieses Jahr haben wir uns wegen Corona etwas anderes überlegt: Ich stellte mich mit meinem Kirchenmobil auf den Camburger Kirchplatz und verkaufte eingeweckte, sterilisierte Gulasch- und Tomatensuppe, die wir im Garten über dem Feuer gekocht hatten.

Letzte und neunte Szene: Meine schöne Heimat – der Saale-Holzland-Kreis

Ich stehe in Camburg auf dem Steg und die Saale fließt unter mir. Sie fließt um meine Orte herum. Wenn die Zeit und die Saale fließen, denke ich an die Menschen, die mich begleiten. Da ist ein alter Herr, über achtzig Jahre, ein ehemaliger Maurermeister, der neben seiner Arbeit Flöte spielen lernte. Er steht um fünf Uhr morgens auf, übt eine Stunde Tenorflöte und eine Stunde Klavier. Dann kehrt er die Straße und kümmert sich rührend um seine kranke Frau. Er ist nicht nur deswegen eine Säule in der Kirchgemeinde, sondern auch weil er mit mir glaubt.

Mein verstorbener Vorgänger Peter Bechmann, Superintendent und Pfarrer in Camburg, und seine Frau, Stadtärztin, haben mir durch ihre starke Persönlichkeit hier eine Basis geschaffen. Unsere kleine Stadt Camburg gönnt sich ein Heimatmuseum und ein Freibad und Vereine. Andere Städte sagen: Dafür haben wir kein Geld.

Wir halten zusammen. Als wir vor zwei Jahren nach langer Planung und vielen Spenden unsere große, neue Orgel einweihten, kamen alle Vereine und haben uns unterstützt. Deshalb ist es schön in Camburg und schön im Saale-Holzland-Kreis – unserer Heimat.

KAPITEL 8

Wir bewegen den ländlichen Raum

Traumberuf Agraringenieur: vom Wandel der Landwirtschaft

***Udo Große** aus Reinstädt in Thüringen, geboren 1961, studierte Agrarwissenschaften an der Martin-Luther-Universität in Halle. Bis 1990 arbeitete er in einem landwirtschaftlichen Großbetrieb für Pflanzenbau und wurde in der Wendezeit Vorsitzender der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft (LPG) Reinstädter Grund. Nach deren Umwandlung in eine Agrargenossenschaft wurde er Vorstandsvorsitzender und ist es bis heute.*

Meine Familie betreibt seit vielen Generationen Landwirtschaft. So lag es nah, mich auch für einen landwirtschaftlichen Beruf zu entscheiden. Nach der Schule studierte ich von 1981 bis 1986 Agrarwissenschaften in Halle. Agraringenieur ist bis heute mein Traumberuf, und ich habe die Entscheidung nie bereut.

Landwirtschaft als Nische

Nach dem Studium hatte ich das Glück – was in dem Absolventenlenkungssystem der DDR nicht selbstverständlich war –, dass ich zurück in meine Heimat kam, zu einem spezialisierten Pflanzenbaubetrieb in Kahla. Es handelte sich um ein großes Unternehmen mit mehreren tausend Hektar Fläche und einigen hundert Arbeitskräften. Ich bekam dort eine Stelle als Pflanzenschutzagronom und war verantwortlich für die Führung und Gesunderhaltung der Pflanzenbestände. Dazu gehörte beispielsweise, Schaderreger und Krankheiten zu erkennen und im Bedarfsfall den Einsatz von Pflanzenschutzmitteln anzuordnen, um die Ertragsfähigkeit der Pflanzen zu erhalten. Darüber hinaus leitete ich den Komplexeinsatz von Erntetechnik und erledigte Verwaltungs- und Planungstätigkeiten.

Nach dem theorielastigen Studium musste ich in der Praxis viel lernen. Es galt, den Umgang mit speziellen Boden- und Standortverhältnissen zu erlernen, aber auch Fähigkeiten in der Organisation und Leitung von Arbeitskollektiven zu erwerben. Es war eine spannende Zeit. Wir hatten gute Vorgesetzte, in unserem Team fühlte ich mich sehr wohl.

Auch privat fand ich mein Glück. Meine Freundin hatte einen ähnlichen landwirtschaftlichen Hintergrund wie ich. Parallel zu unserer beruflichen Etablierung beschlossen wir zu heiraten und eine Familie zu gründen. Wir bauten ein Wirtschaftsgebäude auf dem Hof meiner Eltern aus, wodurch sich unsere Wohn- und Lebenssituation gut gestaltete – das war in der DDR nicht selbstverständlich. Unsere beiden Kinder kamen 1988 und1990 zur Welt. Ich war mit meinem Job zufrieden, zumal es die Perspektive gab, in Zukunft mehr Verantwortung übertragen zu bekommen.

In den Achtzigerjahren wurde die Kluft zwischen der Realität und dem zur Schau getragenen Selbstverständnis unserer Regierung immer tiefer. Deshalb zogen sich viele Menschen ins Private zurück. Die Landwirtschaft bot allerdings eine Nische. Wir hatten dort mehr Spielräume, als in anderen Bereichen. Zum einen gab es die Möglichkeit (und auch Notwendigkeit) im Rahmen einer individuellen Wirtschaft zusätzliches Einkommen zu erwirtschaften. Zum anderen hatten wir unterhalb der Ebene der strengen staatlichen Planvorgaben einen, wenn auch begrenzten, Handlungsspielraum in der Gestaltung unseres Unternehmens und der Produktionsabläufe.

Die Wendezeit: Wir dachten, wir schaffen uns eine bessere DDR

1989 verschärfte sich diese Situation in vielerlei Hinsicht. Es gab Kommunalwahlen, bei denen so offensichtlich betrogen worden war, dass dies in der Bevölkerung Unmut hervorrief. Man merkte, es passiert etwas. Dann hörten wir Geschichten von Menschen, die auf Biegen und Brechen das Land verlassen wollten und über die Botschaft in Ungarn in den Westen abhauten. Dass die Situation äußerst kritisch war, spürten wir selbst auf dem Land. Überall fanden Demonstrationen statt.

Dann kam der 9. November 1989, die Grenzöffnung. Damit war de facto der Untergang der DDR vorbestimmt, auch wenn wir das noch nicht ahnten. Für mich war es ein zweischneidiges Schwert: Einerseits gab es neue Freiheiten, die ich begrüßte. Die Möglichkeiten, die es plötzlich gab, lösten bei uns Hochgefühle aus. Am hervorstechendsten war die Freiheit, Dinge mit eigenen Augen sozusagen „live" zu sehen, die einem bislang vorenthalten worden waren. Andererseits gab es diese Unsicherheit: Wie wird es weitergehen? Anfangs dachten wir, jetzt werden umfassende Reformen eingeleitet und wir schaffen uns eine bessere DDR. Aber diese Hoffnung starb schnell.

Mit der Währungsunion kündigte sich die Wiedervereinigung an. Da fürchtete ich, dass wir mit diesem neuen Wirtschaftssystem Probleme bekommen würden. Als die Währungsunion am 1. Juli 1990 kam, waren die Menschen euphorisch. Sie wussten noch nicht, welche massiven Auswirkungen dies auf unsere Betriebe, auf die Arbeitsplätze, auf zukünftige Eigentumsstrukturen und vieles mehr haben würde.

In der Landwirtschaft waren die Folgen gravierend. Im Sommer 1990 brachen unsere Märkte beim Großhandel und der Verarbeitungsindustrie zusammen. Niemand wollte unsere Kartoffeln, Gemüse und Getreide kaufen. Die Unternehmen, die nur Tierhaltung betrieben, hatten ihrerseits Probleme ihre Produkte wie Milch und Schlachtvieh abzusetzen und konnten dadurch oft das von den Pflanzenproduzenten erzeugte Futter nicht bezahlen. Es gab extreme Absatzkrisen und einen Verfall der bisher staatlich garantierten Preise. Da wir nichts verkauften, hatten wir keine Einnahmen. Die Betriebe hatten große existenzielle Sorgen.

Das führte in allen größeren Städten zu Demonstrationen. Die Bauern protestierten. Selbst in Jena organisierten wir eine Demonstration – eine vollkommen neue Erfahrung. Im August, mitten in der Ernte,

fuhren wir mit Mähdreschern durch die Stadt und machten auf unsere Lage aufmerksam. Daraufhin empfing uns der Landrat und nahm sich unserer Sorgen und Nöte an. Seitens der Regierung wurden finanzielle Anpassungshilfen gewährt. Wir konnten unsere Produkte, in erster Linie Getreide, zum sogenannten Interventionspreis an eine staatliche Organisation, die der Bundesanstalt für Landwirtschaftliche Marktordnung entsprach, verkaufen. Eine ähnliche Institution war in den letzten Monaten der DDR geschaffen worden. Sie kaufte Produkte, die nicht am Markt unterzubringen waren.

Andere Dinge gingen aus unserer Sicht überhaupt nicht: Wir waren ein Kartoffelanbaubetrieb mit 550 Hektar Anbaufläche. Doch niemand wollte mehr Kartoffeln zur Einkellerung kaufen. Was sollten wir mit den Kartoffeln machen? Bei den Erntemaschinen wurden die Siebketten so umgerüstet, dass die kleineren Kartoffeln auf dem Feld blieben und wir nur noch die Großen ernteten. Es gab auch Hilfsprogramme, über die wir Kartoffeln nach Rumänien exportierten. Mit allen Problemen, die damit zusammenhingen. Wir warten heute noch auf Geld, das uns versprochen wurde.

Neue Rechtsformen müssen gefunden werden

Gleichzeitig mussten im Zuge der zu erwartenden Wiedervereinigung die rechtlichen Rahmenbedingungen geschaffen und neue Rechtsformen gefunden werden: Eine LPG gab es im Recht der Bundesrepublik nicht. Doch die Rechtsform der Genossenschaft spielte eine große Rolle. Wir diskutierten im Sommer 1990 mit unseren Mitgliedern und Beschäftigten ausführlich, welchen Weg wir einschlagen würden. Die Genossenschaft war eine Option, eine andere bestand darin, Betriebe zu liquidieren und den Liquidationsüberschuss zu verteilen, sofern wir überhaupt etwas erzielen würden. Das Ergebnis der Diskussionen: Wir überführen die Betriebe in eine Agrargenossenschaft und versuchen, weiter Landwirtschaft zu betreiben.

Das Hauptargument für viele war: Sie wollten ihre Arbeit behalten. Entsprechend wurden Beschlüsse gefasst. Wir wollten die Trennung der Unternehmen nach Pflanzenbau und Tierhaltung aufheben und die riesigen Betriebseinheiten verkleinern. Als Pflanzenbaubetrieb mit sechstausend Hektar Fläche waren wir ein großes Unternehmen. Wir beschlossen, unser Unternehmen zu vierteln und die vier kleineren Einheiten den entsprechenden Tierproduktionsbetrieben zuzuteilen.

Die umfassenden Strukturmaßnahmen wirkten sich auch auf die Personalsituation aus. Die Arbeitskräfte, beziehungsweise die Mitglieder, wurden ihrem Wohnterritorium und den dortigen Unternehmen zugeordnet. Für mich hieß das, in Bibra, im Reinstädter Grund, zu arbeiten. Hier war auch die Leitung angesiedelt. Da die Führungsebene überaltert war und viele die neuen Altersübergangs- und Vorruhestandsregelungen nutzten, entstand ein Führungsvakuum.

Man überzeugte mich, eine verantwortliche Position zu übernehmen. Ich wurde Vorsitzender der LPG Reinstädt und war federführend an der Umwandlung in die Agrargenossenschaft Reinstädt beteiligt.

Dieser Prozess musste 1991 abgeschlossen werden, sonst wären wir entsprechend dem Landwirtschaftsanpassungsgesetz zwangsliquidiert worden. In umfassenden basisdemokratischen Prozessen – wir führten in vielen Orten des Reinstädter Grundes Versammlungen mit den LPG-Mitgliedern durch – diskutierten wir, wie eine Umwandlung funktionieren könne und welche Konsequenzen sie mit sich bringen würde. Ein wichtiger Punkt war in diesem Zusammenhang die sogenannte Vermögensauseinandersetzung, bei der das LPG-Vermögen bewertet und jedem LPG-Mitglied ein Anteil an diesem Vermögen zugeordnet wurde.

Die Anpassung der Landwirtschaft kostete viele Arbeitsplätze

Die Landwirtschaft stand unter erheblichem ökonomischen Anpassungsdruck. Verglichen mit der bundesdeutschen Landwirtschaft waren wir vollkommen anders aufgestellt. Die Arbeitskräfte waren bei uns billig, das Material wie Ersatzteile, Dünge- und Pflanzenschutzmittel relativ teuer. Wir waren unwirtschaftlich, weil wir zu viele Menschen beschäftigten. Das musste sich schleunigst ändern, um auf dem Markt bestehen zu können.

Unrentable Produktionsstätten mit großem manuellen Arbeitsaufwand wurden also geschlossen, Arbeitsplätze abgebaut. Das traf insbesondere Frauen, die im Feldbau arbeiteten. Dort wurde viel in Handarbeit gemacht, die wir uns nicht mehr leisten konnten. Im Bereich der Tierproduktion wurden kleinere, unproduktive Ställe geschlossen. Auch dort fielen Arbeitsplätze weg. Wir versuchten die Streichung von Arbeitsplätzen durch Übergangs-, Altersübergangs- und Vorruhestandsregeln abzufedern. Das half vielen, aber nicht allen. Einige fielen in ein Loch.

Bis Mitte der Neunzigerjahre waren wir mit dem Rückbau und der Schließung von Produktionsstätten beschäftigt. Ab dann investierten wir und begannen, das Unternehmen aufzubauen. Wir modernisierten die Ställe für Rinder und Schweine, schafften neue Traktoren und Maschinen für Aussaat und Ernte an.

Neue Herausforderungen

Nach einer Phase der Stabilisierung und Entwicklung, in der wir optimistisch in die Zukunft blickten, sind wir heute wieder pessimistischer. Die gesetzlichen Rahmenbedingungen für die Landwirtschaft wie das Umweltrecht oder die Regelungen zur Nutztierhaltung werden immer enger. Zudem hat die gesellschaftliche Akzeptanz der Landwirtschaft erheblich gelitten. Unserem Image schaden die „schwarzen Schafe", die Umwelt- und Tierhaltungsregelungen umgehen. Wir werden oft als Subventionsempfänger und Umweltzerstörer dargestellt. Die Gesellschaft ist zunehmend von der landwirtschaftlichen Produktion entfremdet. Zudem beschäftigt uns der Klimawandel: Er beeinflusst unsere Erträge. Wir haben das dritte Trockenjahr hinter uns. Die Ernte fiel in diesem Jahr zwar etwas besser aus, aber sie

ermöglicht uns keine wirtschaftliche Stabilität. In der gesamten wirtschaftlichen Wertschöpfungskette ist unsere Position zu schwach, wodurch sich unsere Einkommenssituation zunehmend verschlechtert. Die Probleme, die uns heute beschäftigen, sind zwar nicht so gravierend wie zur Wendezeit, aber sie werden größer.

Hofleben in dritter Generation: Landwirtin mit Leib und Seele

***Nicole Baumann** aus Gablenz, geboren 1978, ist ausgebildete Landwirtin und schloss 2001 die Höhere Landbauschule in Zwickau als staatlich geprüfte Landwirtin ab. Sie arbeitet in dritter Generation im Familienbetrieb Möckel und setzt sich dafür ein, dass mehr Menschen das Hofleben kennen und die Leistungen der Bauern schätzen lernen.*

Ich bin auf einem Bauernhof in Gablenz aufgewachsen, einer Gemeinde im Landkreis Stollberg im Erzgebirge. Mein Opa, mein Vater und mein Bruder arbeiteten zu DDR-Zeiten für die LPG, die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft im Ort. Opa hatte auf unserem Hof zwanzig Kühe, die er für die Genossenschaft molk. Vater war im Pflanzenbau tätig und mein Bruder, gelernter Schmied, arbeitete als Schlosser.

Nach der Wende blieb mein Vater zunächst in der LPG, doch wir begannen bereits, Kartoffeln auf unserem Hof zu verkaufen. Dabei half ich als Zwölfjährige. Die Kartoffeln kauften wir der LPG ab und verkauften sie direkt an unsere Kunden. Neben den Kartoffeln boten wir Obst, Gemüse und Südfrüchte an, denn Supermärkte gab es anfangs noch nicht bei uns.

Landwirt ist eine Berufung

1991 beschloss mein Vater, den Hof privat zu betreiben. Da wir keine geeigneten Stallungen besaßen, stellte uns unser Nachbar seinen Stall für unsere 22 Milchkühe zur Verfügung. Wir bauten zudem Getreide und Futter für unser Vieh an. Weil wir kein Startkapital besaßen, strukturierten wir den Betrieb so, dass wir möglichst wenig Kosten hatten. Unsere Technik war veraltet, doch es musste irgendwie gehen.

Die Wendezeit war chaotisch, keiner wusste, wie es weitergehen würde. Man erstellte Betriebsentwicklungspläne, Förderprogramme wurden aufgelegt. Dann setzte Aufschwung ein, Investieren war angesagt. Das wurde auch meinem Vater klar. 1993 investierten wir – unerfahren wie wir waren – in einen Neubau auf der grünen Wiese. Mein Vater und mein Bruder, der auch in den Betrieb eingestiegen war, gründeten eine GbR. Sie bauten 1994 einen Stall für 120 Milchkühe plus Nachzucht.

Nachdem ich die Schule abgeschlossen hatte, trat ich in die Fußstapfen meines Opas und machte praktischerweise meine Lehre zur Landwirtin in unserem Familienbetrieb. Es herrschte Aufbruchstimmung. Eine schöne Zeit. Anders als heute.

Wir erweiterten den Hof und bauten eine Mehrzweckhalle. Wir nahmen einen Kredit von knapp zwei Millionen D-Mark auf, ohne zu ahnen, wie schwer es würde, ihn abzuzahlen. Denn in der Zwischenzeit änderten sich die Bedingungen.

Zwei Jahre nachdem ich meine Lehre beendet hatte, besuchte ich die Höhere Landbauschule in Zwickau und schloss sie 2001 als staatlich geprüfter Wirtschafter für Landwirtschaft und staatlich geprüfter Landwirt ab. Mit diesen Abschlüssen kann ich Lehrlinge ausbilden. Noch fanden wir junge Leute, die diesen Beruf erlernen wollten. Bis 2013 bildete ich bei uns fünf Lehrlinge aus. Ich fand es toll, mein Wissen sowie die Liebe zur Natur und zu den Tieren weiterzugeben. Heute bilde ich wegen der schwierigen wirtschaftlichen Lage und weil es kaum Bewerber gibt, nicht mehr aus.

Die Landwirtschaft ist sehr arbeitsreich, vor allem in einem Familienbetrieb. Wir arbeiten 365 Tage im Jahr, siebzig Stunden in der Woche, bei einem geringen Verdienst. Landwirtschaft betreibt man nicht fürs Geld. Es ist eine Berufung. Meine beiden Söhne traten in unsere Fußstapfen und ergriffen landwirtschaftliche Berufe. Sie arbeiten in Genossenschaften, helfen aber, wenn Not am Mann ist, auch zuhause.

Früher wusste jedes Kind, wo die Lebensmittel herkommen

Seit der Jahrtausendwende steigen die Kosten Jahr für Jahr und die Einnahmen sinken. Wir Bauern haben keinen Einfluss auf den Milchpreis. Wir müssen akzeptieren, was uns vorgegeben wird. Die Supermärkte und Lebensmitteldiscounter üben mit ihrer Dumpingpreispolitik einen immensen Druck aus. Die Molkereien nehmen sich das, was sie brauchen, und wir Bauern bekommen das, was übrigbleibt. Für viele rechnet es sich nicht mehr. Entweder man gibt auf oder man fährt die Leistung hoch und arbeitet noch mehr.

Hinzu kommt: Die Gesellschaft verlangt immer mehr Tierwohl und Naturschutz. Natürlich wollen auch wir Landwirte, dass es den Tieren so gut wie möglich geht. Doch mehr Tierwohl ist mit mehr Kosten verbunden. Wir können immer noch etwas verbessern. Aber das kostet Geld und viele Verbraucher sind nicht bereit, es zu bezahlen. Doch die Verbraucher sind nicht unser größtes Problem: Das liegt bei den Molkereien und Supermärkten, die die Preise bestimmen.

Zudem haben wir ein schlechtes Image: Der Bauer wird in den Medien oft als Tierquäler und Umweltverschmutzer dargestellt. Dabei wissen die meisten Journalisten nicht, wie es auf einem Hof aussieht. Wer sieht, was wir leisten und wie viel Arbeit in so einer Landwirtschaft steckt, hat eine andere Meinung.

Heute sind nur noch 1,5 Prozent der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft tätig. Früher wussten die Menschen, wo die Nahrung herkommt. Das wurde den Kindern in der Schule vermittelt. Die Schüler

besuchten Bauernhöfe, gingen mit aufs Feld und arbeiteten dort. Es wurde vermittelt, wie viel Liebe, Zeit und Arbeit in einem Bauernhof stecken.

Hofbesuche ermöglichen mehr Verständnis für die Bauern

2016 errichten wir eine Milchtankstelle, also einen Milchautomaten, an dem man rund um die Uhr Milch direkt vom Erzeuger kaufen kann. Das wird gut angenommen. Mir liegt es am Herzen, Beziehungen zum Verbraucher aufzubauen. Ich möchte, dass die Menschen zu uns kommen, sich den Hof anschauen und so Vorurteile abbauen.

Ich nahm auch an den Bauerndemonstrationen im Herbst 2019 in Berlin, Dresden und Chemnitz teil, bei denen wir gegen die neu geplanten Auflagen für Landwirte auf die Straße gingen. Diese Vorgaben werden von Politikern gemacht, die von der Landwirtschaft keine Ahnung haben. Der Preisdruck auf uns Bauern und unser Arbeitspensum sind enorm.

Dennoch möchte ich keine andere Arbeit machen. Investieren würde ich aber nicht mehr so viel in einen Familienbetrieb, denn damit wird man abhängig – von den Banken. Heute bewirtschaften wir zweihundert Hektar, bauen immer noch unser Futter fürs Vieh selbst an und versuchen, im kleinen Stil weiterzumachen, im Kleinen Dinge zu verändern.

Zukunft für den Konsum in Bad Schlema

***Marion Thomas**, geboren 1956, lebt in Wildbach, einem Ortsteil von Aue-Bad Schlema. Die ausgebildete Chemielaborantin und Textil-Facharbeiterin machte sich 1990 mit einem Reformhausladen selbständig. Sie bildete sich weiter zur Ernährungs-, Diät- und Naturarzneiberaterin. Ehrenamtlich ist sie im Vorstand des Bürgerkonsums Frischemarkt engagiert, den sie 2006 mitgründete. Seit 2013 ist sie die Vorsitzende.*

Ich komme aus Wildbach, einem Dorf mit zirka fünfhundert Einwohnern. Wildbach gehörte schon zu DDR-Zeiten der Gemeinde Schlema an, dem „Tal des Todes", wie es von Menschen aus den alten Bundesländern genannt wurde. Hier baute die Wismut AG – seit 1953 ein volkseigener Betrieb – Uran ab. Wir wussten nicht, dass ganze Landstriche verseucht waren, doch wir sahen, wie es hier aussah: eine Ödnis wie auf dem Mond. Aber es gab Arbeitsplätze. Nach der Wende wurde der Uran-Bergbau stillgelegt. Unser Bürgermeister Konrad Barth hatte Mut: Er setzte sich ein, damit das alte und ehemals stärkste Radon-Bad Europas wiederaufgebaut wurde. Mit Erfolg: 1998 wurden die radonhaltigen Quellen staatlich anerkannt und Bad Schlema bekam das Prädikat „Ort mit Heilquellenkurbetrieb". 2004 wurde der Ort offiziell „Radonheilbad".

Bis zur Wende hatte es in Wildbach eine Post, eine Sparkasse, ein Textilgeschäft, Bäcker, Fleischer, zwei Konsums und eine HO gegeben. Es waren kleine Geschäfte mit einer Größe von dreißig bis vierzig Quadratmetern. Die Bewohner fanden alles, was sie zum täglichen Leben benötigten und kauften hier ein.

Ich arbeitete im Konsum als Verkäuferin. Nach der Währungsunion musste ich die Ware neu auszeichnen. Jetzt kostete eine Postkarte nicht mehr zwanzig Pfennig, sondern zwei D-Mark. Dinge, die aus der DDR kamen, wie Eimer, Kübel, Wannen, die vorher vielleicht 7,50 Mark gekostet hatten, wurden nun auf eine D-Mark reduziert. Ostware war nicht mehr gefragt und musste weg. Die Menschen wollten nur noch Westprodukte. Plötzlich gab es Kiwis für 1,50 Mark das Stück.

Noch während ich im Konsum arbeitete, machte ich mich 1990 selbstständig, 1992 wurde der Konsum-Laden geschlossen, 1999 eröffnete ich gegenüber des Bades mein Reformhaus.

Nach der Wende geht es bergauf – für kurze Zeit

In Bad Schlema gab es nach der Wende einen regelrechten Aufschwung: Viele gründeten eigene Geschäfte. Wir bekamen einen Baumarkt, ein Café, einen Schuhladen und einen Supermarkt. In unserer Marktpassage war Getümmel.

Dann wurden die Betriebe in der Region geschlossen und die Menschen arbeitslos. Es gab keine Ausbildungsplätze mehr, die jungen Leute zogen weg. Die Kaufkraft schwand und mit ihr die Geschäfte. Der Baumarkt machte dicht, darauf folgten das Schuhgeschäft und schließlich auch der Supermarkt in der Ortsmitte. Es gab keine Einkaufmöglichkeiten mehr. Die Supermärkte in der Region waren zu Fuß schwer erreichbar. Gerade für die älteren Menschen war das problematisch, zumal der Bus nur noch zu Schulzeiten fuhr. Die Einwohner und die Touristen in den Ferienwohnungen oder Pensionen konnten sich im Ort nicht mehr selbst versorgen. Dabei haben wir einen Zeltplatz, der gut angenommen wird.

Wir wollen einen Bürgerkonsum

Dann kam im Fernsehen ein Bericht über Paunzhausen, einen kleinen Ort in Oberbayern, in dem die Bürger einen Konsum gegründet hatten, der die Menschen mit dem Nötigsten versorgt. Einige aus unserer Gemeinde fuhren dorthin und schauten sich an, wie der Konsum funktionierte. „Das machen wir nach. Wir wollen auch einen Bürgerkonsum!“, beschlossen sie.

Inzwischen war Jens Müller unser Bürgermeister. Er setzte sich für die Idee ein. Im Mai 2006 gab es eine Veranstaltung zum Konsum. Viele Bürger, darunter zahlreiche Senioren, erwarben Genossenschaftsanteile, um den Start zu finanzieren. Im Oktober 2006 konnten wir den ersten Bürgerkonsum Sachsens mit über hundert Mitgliedern eröffnen. Ich ließ mich in den Vorstand wählen.

Doch wir waren naiv. Uns war die Konkurrenz der großen Märkte nicht bewusst, wir hatten auch zu wenig Startkapital. Wir wollten etwas Gutes tun, waren aber nicht geschäftstüchtig genug und mussten über die Bürgschaftsbank einen Kredit aufnehmen. Die Sparkasse half uns dabei.

Von Beginn an mussten wir um unsere Existenz kämpfen. Die Lohnkosten waren immens und stiegen. Wir sahen schließlich ein, dass die Schulden größer wurden und das, was wir erwirtschafteten, nicht ausreichte, um sie abzutragen. Überlebensfähig waren wir so nicht.

Anfang September 2015 trafen wir die bittere Entscheidung, Insolvenz anzumelden. Am folgenden Montag wollten wir zum Gericht gehen. Doch am Wochenende war ich in Heidelberg bei einer Firma eingeladen, die mein Reformhaus belieferte. Sie feierten ihr 120-jähriges Firmenjubiläum. Die Geschäftsführung und der Inhaber hielten Glückwunschreden und so erfuhr ich, dass die Firma auch schwere Zeiten erlebt, sich aber durch eigene Kraft aus Krisen herausgearbeitet hatte. Das inspirierte mich, auf der Heimfahrt noch einmal über unseren Konsum nachzudenken. Vielleicht gab es doch eine Möglichkeit, unseren Markt zu erhalten? Hatten wir schon alles versucht?

Ich sprach mit dem Aufsichtsratsvorsitzenden. Wir wollten gemeinsam für den Erhalt unseres Konsums kämpfen. Am Montag begannen wir, die Lieferanten anzurufen. Wir baten sie, unsere Schulden zu stunden und uns zu unterstützen. Wir sprachen noch einmal mit der Sparkasse und dem Genossen-

schaftsverband. Weil wir die Voraussetzungen erfüllten, konnte uns der Genossenschaftsverband eine positive Fortführungsprognose ausstellen. Unser neues Konzept der engen Zusammenarbeit mit der BELA-Handelsgesellschaft und die Unterstützung unserer Lieferanten überzeugte sie. Das war 2015.

Inzwischen schreibt unser Frischemarkt seit drei Jahren schwarze Zahlen und wir sind im Plus! Wir haben tolle Mitarbeiter, die sich jetzt in Corona-Zeiten unglaublich einsetzen. Unsere Kunden waren und sind glücklich, dass wir einen eignen Markt im Ort haben. Unser Konsum funktioniert, weil die Menschen bei uns einkaufen. Viele sind sich mittlerweile bewusst, dass das Motto „geiz ist geil" keine Perspektive hat. Wenn ich nur noch im Internet bestelle, muss ich mich nicht wundern, dass die Läden in der Stadt schließen.

Versorgung im Lockdown

Als der Lockdown kam, inzwischen gehören wir zu Aue und heißen Aue-Bad Schlema, gab der Bürgermeister der Wohnungsgenossenschaft den Rat, die Einwohner bei der Versorgung zu unterstützen. Man fragte uns, ob wir die Produkte bereitstellen. Das war kein Problem. Die Mitarbeiterinnen packten Taschen mit Waren und die Hausmeister der Wohnungsgenossenschaft brachte sie zu den Menschen nach Hause. So konnten wir unsere Senioren gut versorgen. Die Bürger waren begeistert, wie gut die Zusammenarbeit und die Versorgung klappt.

Was den Konsum, das Konsumieren, angeht, brauchen wir heute eine neue Wende – hin zu einem anderen Leben, bei dem es nicht darum geht, immer mehr und immer schneller Neues zu produzieren. Es kann nicht nur um Wachstum gehen. Es ist Zeit nachzudenken, ob wir alles benötigen, was produziert wird. Kommen wir nicht auch mit weniger aus und sind trotzdem glücklich?

Vielfalt in der Brandenburger Provinz: Eisenbahner, Bürgermeister, Ziegen-Landwirt

Michael Rubin *aus Zollbrücke, geboren 1959 und aufgewachsen im Oderbruch. Er machte seinen Schulabschluss an der polytechnischen Oberschule, absolvierte eine Lehre bei der Bahn, arbeitete bei der Armee und ging 1986 zurück in seine Heimat. Er war zur Wende Bürgermeister von Güstebieser Loose und ist es heute wieder. Seit zwanzig Jahren betreibt er einen Ziegenhof.*

Meine Kindheit und Jugend verbrachte ich im Oderbruch. In den ersten beiden Schuljahren besuchte ich die Schule im Dorf, in den Klassen drei und vier die Schule im Nachbarort Neulietzegöricke, und bis zur 10. Klasse ging ich dann auf die Polytechnische Oberschule in Altreetz. Ich fand es auf dem Land wunderbar. Mit meinen Freunden rauchte ich heimlich die ersten Zigaretten hinter den Sträuchern, wir angelten in den Gräben, fingen Aale und räucherten sie. Wir stromerten durch die Gegend ohne Aufsicht der Erwachsenen bis in den Abend und manchmal auch darüber hinaus. Uns war nie langweilig.

Auf dem Land war alles ein bisschen ruhiger

Von den Ereignissen in Berlin bekamen wir lange Zeit gar nichts mit. Hier bei uns war alles ein bisschen ruhiger. Nach der Schule lernte ich einen Beruf bei der Bahn, im Reichsbahnausbesserungswerk RAW „8. Mai“ in Eberswalde. Danach ging ich zur Armee. Da ich gutes Geld verdiente, verlor ich das Interesse zu studieren und blieb länger beim Militär. Inzwischen verheiratet und Eltern eines Sohnes, zog es meine Frau und mich nach dem Tod meines Großvaters 1985 zurück nach Zollbrücke.

Doch in die Landwirtschaft wollte ich nicht. Die Ländereien, die ich später übernahm, gehörten laut Grundbuch uns, wir durften sie, bis auf zwei Morgen für den Eigenbedarf, aber nicht bewirtschaften. Die Familie hatte immer Kaninchen, Enten, Schweine und Rinder gehabt und damit nebenbei ein bisschen Geld verdient. Zudem gab es einen Garten, in dem Gemüse angebaut wurde. Schon als Kind hatte ich hier den Großeltern geholfen.

In dem alten Gebäude wollten wir nicht wohnen und bauten ein Eigenheim, in das wir 1988 einzogen. Alles wurde mit Hilfe der Nachbarschaft selbst gemacht. Jedes Wochenende standen wir auf dem Bau. Auf der Suche nach Baumaterial fuhren wir den gesamten Bezirk Frankfurt ab.

Der große Umbruch

Am 3. September 1986, wurde ich Bürgermeister von Güstebieser Loose. Geplant war das nicht, aber die Partei hatte mich darum gebeten. So nahm ich das Amt an. Eine richtige Entscheidung!

Bei den ersten freien Wahlen vier Jahre später wurde ich wiedergewählt. Im Grunde wollte ich nicht zur Wahl antreten, doch die Bürger unseres Ortes drängten mich: „Mach dit noch mal!", hieß es.

Es war eine wilde Zeit, keiner wusste, wo es hingeht, weder politisch noch wirtschaftlich. Wir hatten auch Angst, beispielsweise um die Zukunft unserer Kinder. Das Schulsystem wurde auf den Kopf gestellt. Von heute auf morgen gab es die Schule unseres Sohnes nicht mehr. Für alle Eltern war das schwierig. Welche Schule sollten wir nun für unsere Kinder wählen? Gesamtschule, Realschule? Schließlich eröffnete die „Realschule des Ländlichen Raumes" in Neutrebbin.

Politisch wurde alles neu gestaltet, unsere alten Gemeinden verloren ihre hoheitlichen Aufgaben. Verwaltungsgemeinschaften wurden gegründet und später Ämter gebildet. Ständig gab es neue Festlegungen, vieles war nicht nachvollziehbar. Berater aus den alten Bundesländern kamen zu uns, immer wieder standen neue Leute vor der Tür. Das wollte ich nicht mehr mitmachen und gab 1995 mein Amt als Bürgermeister auf. Ich orientierte mich beruflich neu. Ein paar Jahre arbeitete ich als Prokurist in einer großen Abfallwirtschaft und war verantwortlich für 150 Mitarbeiter.

1997 kam der große Einschnitt mit dem Oderhochwasser. Wir wohnten nur zweihundert Meter Luftlinie von der Oder entfernt. Das Wasser stieg und stieg. Meine Familie gehörte zu den Deichläufern, im Zwölf-Stunden-Dienst liefen wir die Oder hinauf und hinunter und beobachteten das Wasser. Wir konnten sehen, wie der Deich arbeitete und hofften, dass er halten würde. Anderenfalls wäre unser Haus komplett überschwemmt worden. Wir hatten große Angst. Die Tiere im Oderbruch waren bereits weggebracht worden, dann begann man, die Menschen zu evakuieren. Vier Wochen lang dauerte es bis zur Entwarnung. Vorbei war damit aber nichts. Jetzt begannen die Aufräumarbeiten. Es war eine harte Zeit für die gesamte Region.

Ein neues Abenteuer

Kaum hatten wir die Flut überstanden, wurde 1998 mein Arbeitsplatz überflüssig. Was tun? Uns kam die Idee, etwas mit Ziegen zu machen. Schafe, Rinder und Schweine gab es schon in der Umgebung, aber noch keine Ziegen. In meiner Kindheit hatten wir auf Opas Hof immer eine Ziege gehabt. Warum sollten wir das nicht ausprobieren? Ich fuhr nach Polen und in die Tschechoslowakei bis zur ukrainischen Grenze und schaute mir Ziegenhöfe an. Als ich zurück war, rechneten wir alles durch und kamen zu dem Entschluss, das Abenteuer zu wagen. Meine Frau sollte und wollte allerdings in ihrem Beruf weiterarbeiten und nicht auf dem Hof. Doch das passte gut.

Dann kam die erste Hürde: Ich war gelernter Fahrzeugschlosser und kein Landwirt. Für den Gewerbeschein musste ich noch einmal die Schulbank drücken und meinen Facharbeiter für Landwirtschaft über eine Erwachsenenqualifizierung in Seelow machen. Dann ging es endlich los. Nebenbei studierte ich drei Jahre lang Betriebswirtschaft, im Abendstudium an der Viadrina in Frankfurt/Oder. Auch die Meisterprüfung als Landwirtschaftsmeister legte ich ab.

Stück für Stück bauten wir den Ziegenhof auf. Am 18. November 1999 holten wir 74 tragende Ziegen und einen Bock aus der Tschechei, denn in der näheren Umgebung hatten wir keine zusammenhängende Herde bekommen können. Die Jahrtausendwende feierten wir mit Bekannten im Stall und begrüßten unser erstes kleines Zicklein, das in dieser Nacht auf die Welt kam.

Anfangs versuchten wir unser Geschäft mit Ziegenmilch zu machen. Das funktionierte nicht gut. Die Milchpreise waren einfach zu schlecht. Dann begannen wir ganz behutsam, den Hof fürs Publikum zu öffnen. Wir eröffneten einen Hofladen, in dem wir unsere Produkte verkauften. Anfangs auch „fremden" Käse. Seit 2006 stellen wir unseren eigenen Käse her.

Zurzeit haben wir 120 Ziegen und rund siebzehn Hektar überwiegend Weideland. Damit können wir gut leben. Bei uns läuft nichts über „Leistung", sondern alles funktioniert so, wie die Natur es vorsieht. Dennoch sind unsere Ziegen Nutztiere: Sie werden geschlachtet und das Fleisch verwertet. Wir schlachten zurzeit nur die Böcke, die Ziegen halten wir zur Nachzucht. Seit vielen Jahren verkaufen wir auch Ziegenmilcheis, da es viele Kuhmilch-Allergiker gibt. Auch das ist etwas, was wir gelernt haben.

Neben mir beschäftigen wir zwei Mitarbeiter auf dem Hof auf eineinhalb Stellen. Wir kommen mit dem, was wir haben zurecht. Für uns passt es, so wie es ist. Mit 61 Jahren stehe ich auch schon auf der Zielgeraden und es ist schade, dass ein Nachfolger nicht in Sicht ist. Unser Sohn geht seine eigenen Wege, das ist auch gut. Doch es würde uns freuen, wenn jemand den Hof weiterbetreiben würde.

Früher lieferten wir unsere Produkte bis nach Berlin. Aber seit die Discounter auch „gute" Produkte in ihrem Sortiment haben, diese aber viel zu billig „verschleudern", sind uns die Kunden weggebrochen. Andererseits profitieren wir davon, dass sich immer mehr Menschen rückbesinnen und aufs Land fahren, sich für die Haltung und Produkte der Höfe interessieren und direkt beim Bauern einkaufen.

Heute gibt es viele Möglichkeiten, sich zu entwickeln. Doch dabei müssen alle zusammenarbeiten. Im Oderbruch paddelt das Theater am Rand immer vorneweg und wir hinterher. Das gibt zwar auch Reibungspunkte, doch wenn man vernünftig miteinander redet – und das machen wir – lässt sich alles klären.

Das Theater am Rand: auf dem Land und mittendrin

Tobias Morgenstern *aus Zollbrücke, geboren 1960, ist Musiker und Komponist. Er wuchs in Dresden auf, studierte in Weimar Musik und arbeitete von 1982 bis 1986 als Musikdramaturg beim Erich-Weinert-Ensemble in Berlin, einem Künstlerensemble der NVA. Abends schrieb er Musik für die kritische Kunstszene der DDR. Morgenstern gründete die Gruppe „L'art de passage", mit der er ab 1987 auch im Westen auftrat. 1998 zog es ihn ins Oderbruch. Er gründete später zusammen mit Thomas Rühmann das „Theater am Rand". Morgenstern arbeitet als Intendant an seinem Theater und ist als freischaffender Künstler an unterschiedlichen Projekten beteiligt. Er wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.*

Lange Zeit wusste ich nicht, dass das Oderbruch existiert. Erst 1986 kam ich zum ersten Mal hierher, um eine Freundin zu besuchen. Eine Kollegin hatte mich auf diesen Landstrich aufmerksam gemacht.

Bis dahin lebte ich in Berlin, wohin ich 1982 von Weimar aus gezogen war. Als Musikdramaturg beim Erich-Weinert-Ensemble der NVA stellte ich für die Bigband und für das Symphonieorchester das Programm zusammen, komponierte und schrieb Arrangements, die natürlich zum Programm eines Armee-Ensembles passen mussten. Abends schrieb ich Arrangements für Barbara Thalheim und arbeitete mit Künstlern wie Hans-Eckhardt Wenzel oder Gerhard Schöne zusammen. Hier bekam ich Kontakt in die kritische Kunstszene. Es war eine interessante Zeit, in der ich die Gesellschaft aus mehreren Perspektiven kennenlernte und eine sehr kritische Einstellung zur DDR entwickelte.

Nachdem ich sozusagen meinen „Militärdienst" im Ensemble abgeleistet hatte, gründete ich die Gruppe „L'art de passage". Wir waren schnell erfolgreich, galten als die ostdeutschen Erfinder der Weltmusik und hatten das Privileg, auch im Westen auftreten zu dürfen. Wir waren häufig auf Tournee und bekamen das Geschehen im eigenen Land oft nur aus der Ferne mit.

Anfang Oktober 1989 waren wir in der Schweiz. In einer Konzertpause setzten wir uns ins Auto, versuchten übers Autoradio die Rede von Egon Krenz zu hören und aus den Nachrichten zu erfahren, was zu Hause gerade passierte. Rechtzeitig zur großen Demonstration auf dem Alexanderplatz am 4. November waren wir wieder zurück und nahmen daran teil. Es war sehr beeindruckend.

Ein neues System

Die Wende brachte im künstlerischen Bereich unübersehbare Veränderungen. Hatten wir zu DDR-Zeiten viele Angebote auch im Westen zu spielen, nahmen sie nun deutlich ab. Wir lösten uns zwar nicht auf,

doch es gab nicht mehr so große Konzerttourneen. Vieles veränderte sich. Bisher hatten wir uns um die Vermarktung unserer Musik nicht kümmern müssen, nun waren wir für alles verantwortlich.

Das Westsystem funktionierte ganz anders als das, was wir kannten. In der DDR hatten wir als Künstler unser Handwerk gelernt und waren gut ausgebildet worden. Ich konnte allein von meiner Arbeit leben und musste nicht irgendwelche Dinge tun, um Geld zu verdienen. Bei uns stand das künstlerische Schaffen im Mittelpunkt. Jetzt ging es nicht nur um die Qualität der künstlerischen Arbeit, sondern man musste viel Energie in die Vermarktung, Promotion und Ausstrahlung stecken.

Schließlich gründeten wir mit Kollegen ein Schallplattenlabel in der Schweiz und eins in Berlin. Wir machten die Erfahrung, dass ein guter Künstler nicht unbedingt auch ein guter Manager, Verlagsdirektor oder Marketingexperte ist. Doch bald kamen wir mit dem neuen System klar und produzierten Platten, auch mit Gastkünstlern.

Zu dieser Zeit wurde Berlin als Stadt immer stressiger, so nahm ich es wahr. Überall wuchsen Baustellen aus dem Boden, die Stadt entwickelte sich rasant, und mir kam immer öfter der Gedanke, aus der Stadt wegzuziehen. Ich erinnerte mich an das idyllische Landleben, das ich in meiner Kindheit erlebt hatte. Als ich Mitte der Neunzigerjahre eine Kollegin in Zollbrücke im Oderbruch besuchte, war ich beeindruckt. Die Häuser am Deich befanden sich noch immer in einem Zustand, wie wir es aus der DDR gewohnt waren, sie waren dabei aber unheimlich charmant. Sonst gab es weit und breit nichts. Es sah hier aus wie 1910. Mir gefiel Zollbrücke auf Anhieb. Als dann kurze Zeit später das Fachwerkhaus an der Ecke zum Verkauf stand, kaufte ich es, ohne groß zu überlegen.

Ein Theater im Wohnzimmer: das Theater am Rand

Anfangs nutzte ich es als Wochenendhaus. Als ich feststellte, dass ich hier viel konzentrierter arbeiten konnte, blieb ich immer öfter und länger. Ich begann das Haus zu renovieren und auszubauen. Thomas Rühmann, Schauspieler und Kollege, besuchte mich und erzählte mir von einem Stück, das er mit mir auf die Bühne bringen wollte. Als sich herausstellte, dass es wegen der Rechte Probleme geben könnte, das Stück „offiziell" aufzuführen, erklärte ich: „Dann spielen wir es einfach hier in meinem Wohnzimmer. Da merkt es keiner". Damit war der Grundstein für das „Theater am Rand" gelegt, auch wenn uns das zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar war.

Zuerst kamen Freunde und Bekannte. Erst fünf, dann dreizehn, dann dreißig. Und es wurden immer mehr. Wir benötigten mehr Platz, für die Zuschauer und für unsere Ideen. Immer wieder kam etwas hinzu. Es verging kaum ein Jahr, ohne dass wir etwas um-, an- oder neu bauten. Ich schuf für alle Gebäude, also für Theater, Künstlerhaus, Restaurant und Sitzgradin, die architektonischen Entwürfe. So wuchsen die ungewöhnlichen Gebäude, die das Theater heute sind. Gleichzeitig entwickelte sich das Theater zu einer Art Kulturhaus und zu einem Unternehmen. Wir hatten für uns einen Ort gefunden, an dem wir unsere Geschichten erzählen können, auf unsere Art und Weise.

Die Stoffe sucht natürlich Rühmann aus, schlägt sie mir vor, und dann diskutieren wir darüber, ob und wie wir sie erzählen wollen. Anfangs war unsere Spielfrequenz nicht hoch: Wir spielten einmal im Monat, im nächsten Jahr an zwei Wochenenden im Monat, dann immer häufiger. Das Theater am Rand ist ein gutes Beispiel für eine organische Entwicklung, sowohl im künstlerischen Bereich als auch bei den Zuschauerzahlen und den baulichen Veränderungen.

Das Theater gehört zum Oderbruch

Zuerst konzentrierten wir uns komplett auf uns und das Theater, dann stellten wir fest, dass es auch eine Nachbarschaft gibt – sowohl an Menschen als auch an Natur. Ich entwickelte Interesse an Ökologie und am Stoffkreislauf. Daraus entstanden neue Projekte wie beispielsweise die Trockentrenntoiletten. Ich entschied einfach, dass wir das so machen und begann, meine Idee umzusetzen. Hätte ich vorher alles genau durchgeplant, besprochen und genehmigen lassen, wäre vieles gar nicht erst entstanden.

Für mich war es eine große Freiheit, zu tun, was ich wollte. Diese Nähe zum vorauseilenden Ungehorsam steckt in unserem gesamten Unternehmen. Das ist unsere DNA, auch wenn es mit manchen Ämtern und Behörden mal Probleme gab. Letztlich vertraue ich darauf: Solange man miteinander redet und alles besprechen kann, lässt sich das Meiste regeln. Manchmal muss man Kompromisse eingehen und etwas zurückrudern. Aber das gehört auch dazu.

So nahm das Theater am Rand in den letzten 22 Jahren seine sonderbare Entwicklung. Damit, dass bei uns alles ein bisschen anders angelegt ist, sind wir gut zurechtgekommen. Man hat uns nie größere Steine in den Weg gelegt. Das funktionierte aber nur, weil wir immer wieder forderten, vorausgingen und einfach machten.

Das Theater ist heute, was es ist, weil ich hervorragende Partnerschaften im Oderbruch fand und weil sich in den einzelnen Entwicklungsphasen immer wieder Künstler hier ansiedelten. Ohne Menschen wie Veit Templin oder Holger Rüdrich würde das Theater nicht existieren. Das Theater braucht zwar jemanden, der an vorderster Front steht und sich den Wind um die Nase wehen lässt, aber genauso wichtig sind diejenigen, die hinter einem stehen. Diese Kombination gibt es bei uns im künstlerischen Bereich, aber auch in allen anderen Bereichen vom Bau bis zur Geschäftsführung. Bei uns arbeiten 15 bis zwanzig Menschen zusammen und es passt ausgezeichnet.

Mittlerweile gehört das Theater wirklich zum Oderbruch. So, wie es heute dasteht, ist es das Ergebnis einer glücklichen Fügung von Menschen, Interessen und von Sinnlichkeit an diesem Ort. Dabei geht es schon lange nicht mehr allein um das Theater. Die Menschen kommen auch wegen des Ortes hierher, weil das Oderbruch so einzigartig ist. Wenn es nun noch gelingt, eine Brücke zwischen all dem, was es hier gibt, zu bauen, zwischen den Restaurants, dem Ziegenhof und dem Theater, dann heben wir den Ort noch einmal auf ein höheres Niveau. Dann könnten wir die Probleme lösen, die es natürlicherweise

auch gibt, wie Parkplätze und Besucherströme. Das ist eine große Aufgabe, die keiner allein bewältigt, sondern die wir nur zusammen schaffen können.

KAPITEL 9

Wir kamen vom Westen in den Osten

(M)eine große Ost-West-Familie oder: Zwischen allen Stühlen

***Matthias Berg**, geboren 1960 in Frankfurt am Main, verbrachte seine Kindheit und Jugend in Schwaben, Hessen und der Lausitz. Er ist Creative Consultant und leitet seit 2010 nebenberuflich eine Berufsfachschule für Texter und Konzeptioner, die Hamburg School of Ideas. Als Berater politischer Organisationen, Stiftungen und Parteien entwickelt er Narrative, Konzepte und Kampagnen, um Bürger für die politische Teilhabe zu begeistern. Heute lebt der Vater zweier erwachsener Söhne in Hamburg.*

Ich bin eines von 35 Enkelkindern eines Dorfschullehrers aus Kotten bei Wittichenau, im ehemaligen Kreis Hoyerswerda – dem Tal der Ahnungslosen oder Dunkeldeutschland, wie wir im Westen das Gebiet früher bezeichneten. Es ist da, wo alle Schilder in Deutsch und Sorbisch beschriftet sind und die Osterreiter herkommen.

Unsere große katholische Familie hielt während der Zeit der deutschen Teilung zusammen – auch wenn das vom DDR-Staat nicht gern gesehen wurde. Vor dem Mauerbau waren meine Mutter und vier weitere der insgesamt acht Geschwister in den Westen gegangen, eine von ihnen nach Wien. Weil sie noch keine Kinder hatten, war es für sie, anders als für die übrigen Geschwister, leichter, vor der neuen Diktatur zu fliehen.

Meine Mutter heiratete einen jungen Ingenieur aus Frankfurt am Main, und sie bekamen vier Kinder. Von klein auf lernten wir, dass wir eine Familie in Ost *und* West sind. Meine Eltern legten großen Wert auf den Zusammenhalt mit der Verwandtschaft im Osten. Wir alle, wir Onkel und Tanten im Westen und deren Kinder, fuhren ständig „nach drüben", manchmal dreimal im Jahr. Als Jugendlicher reiste ich öfter allein zu den Verwandten, präpariert mit Spiegel-Ausgaben, Stones-Kassetten, Versandhauskatalogen, Kaffee und Wrigley's-Kaugummis. Damit zahlte ich beispielsweise die Reparatur der MZ meines Cousins, die ich unter einen Heuwagen gejagt hatte.

Ständiger Vergleich West und Ost

Der Systemvergleich zwischen Demokratie und Diktatur begleitete mein Leben als Heranwachsender und junger Erwachsener als eine Art Grundrauschen. Es gab so viele Unterschiede: hier die Vierzylinder, da die knatternden und stinkenden Zweitakter, es gab im Osten Pferdewagen und Kopfsteinpflaster, die Bahngleise waren nicht geschweißt, sondern verschraubt, die Häuser waren grau und es roch anders, vor allem wegen der Braunkohle. Ich erinnere mich auch noch an das Papier, es war holzhaltiger. Die Bücher mochte ich. Das erste, dass ich las, war eine winterliche Kindererzählung von Tolstoi und stammte aus einem Leipziger Verlag.

In der Diktatur gab es nicht nur andere Geräusche, andere Gerüche und weniger Farben. Die Menschen verhielten sich anders: Wir hatten das Gefühl, dass sie verschlossener waren als wir. Doch sobald man die Fenster zumachte, wurden die Witze besser und es wurde lauter gelacht.

Im Osten war ich zum ersten Mal betrunken und zum ersten Mal verliebt. Die Eintrittskarte, die ich dafür zu lösen hatte: Ich musste mich im Zug an der Grenze vor dicken Grenzkontrolleurinnen ausziehen.

Ein „gallisches Dorf" in der DDR und wir mittendrin

Wittichenau, das kleine Städtchen im Kreis Hoyerswerda, war ein Sonderfall. Wenn ich im Zug Mitreisenden erzählte, dass ich dorthin fuhr, nickte man sich vielsagend zu. Der Ort war im Grunde eine Art „gallisches Dorf" – eine katholische Enklave. Die Kommunalpolitik wurde vor allem im Karnevalsverein gemacht. Heute würde ich sagen, es handelte sich um eine Art Mikro-Demokratie mitten in Dunkeldeutschland.

Meine dort lebende, sehr katholische Verwandtschaft verweigerte sich der Jugendweihe mit den entsprechenden Konsequenzen. So mussten sie, ehe sie studieren durften, erst einmal zum Straßenbau. Mein Groß-Onkel Hugo, der Bruder meines Opas, jagte die „SED-Schergen" mit der Mistgabel vom Hof, wenn sie ihn zur Wahl abholen wollten. Das machte seiner Tochter und seinen Enkelinnen, meinen Großcousinen, das Leben nicht leichter. Wenn wir zu Besuch waren, gingen wir zusammen in die Kirche, ich mit meinem Lieblingscousin gern in die sorbische Messe: Sie war kürzer.

Der Zusammenhalt im Städtchen war enorm, viel größer, als wir das im Westen kannten. Man half sich gegenseitig beim Hausbau, bei der Ernte oder auch bei der Versorgung mit Lebensmitteln. Nicht alle hatten Autos oder Traktoren. Meine Westverwandten und Eltern halfen mit kleinen Geldscheinen nach. Für zehn Westmark konnte man schon mal ein Waschbecken klarmachen.

Wir diskutierten im Osten mehr als im Westen. Wir blieben dabei meist unter uns. Wenn Nichtfamilienmitglieder anwesend waren, durften nur die Erwachsenen reden.

Es gab eine riesige Sehnsucht nach Freiheit. Soweit ich mich erinnere, ging es dabei um Reisefreiheit, nicht um eine endgültige Ausreise oder eine Flucht. Vor allem aber erinnere ich mich an die Wut über die vielen Gängeleien und Unfreiheiten im Alltag. Dass man nie sagen durfte, was man meinte, dass man sich, je nachdem, wo man war, völlig anders verhalten musste. Ich denke, dass sich unsere Ostverwandten auch deshalb auf unsere Besuche freuten, weil sie dann mal ordentlich Dampf ablassen konnten.

Endlich Freiheit und Demokratie für alle

Als die Montagsdemos erst in Leipzig und dann in Dresden begannen, rief eine meiner Cousinen aus Dresden an: „Kommt schnell, jetzt wird Geschichte geschrieben. Ihr müsst dabei sein!"

Wir fuhren sofort nach Dresden. Natürlich nahmen wir an einer Montagsdemonstration teil, meine Frau und ich mit unserem einjährigen Sohn im Kinderwagen. Wir waren besoffen von Glück. Wie alle anderen riefen wir: „Wir sind das Volk!" Es war eine Art Erlösungsparole unserer Sippe – unserer Ost-West-Familie. Wir hatten so viel getan, damit sich die Familie nicht verliert. Und es war nicht umsonst gewesen.

Wir verfolgten die Ereignisse im Fernsehen. In den Oststädten bildeten sich „Runde Tische", eine Form der Bürgerbeteiligung, bei der alle Kräfte des gesellschaftlichen Lebens sowie Organisationen, Vereine und politischen Parteien zusammenkamen und debattierten, wie sie sich die Zukunft wünschten, oft moderiert von Kirchenvertretern. Im Fernsehen sah ich überraschend einen meiner Cousins an einem Tisch in Potsdam sitzen. Er nahm für den „Demokratischen Aufbruch" teil.

Ich arbeitete zu der Zeit beim Verlag Gruner + Jahr für den Berliner Verlag und hatte den Auftrag, für die Wochenpost, die ehemals auflagenstärksten Wochenzeitung der DDR, eine Kampagne zu entwickeln, um den Abonnentenschwund zu stoppen. Es gab bereits eine Ost-West-gemischte Redaktion in der Mauerstraße am Checkpoint Charly. Ständig wurde diskutiert und gestritten, was die Wahrheit sei und was in die Zeitung kam. Mittendrin der Chefredakteur Mathias Grefrath und der Verlagsleiter Bernd Klosterfelde. Für mich war es irritierend, sollte ich doch Werbung für das Blatt machen. Ich produzierte dann eine Plakatkampagne mit Zitaten aus der Zeitung und dem Slogan „Wochenpost. Wir sind das Blatt".

Von den Redakteuren der Zeitung wurde ich zu Veranstaltungen eingeladen, unter anderem zu einer Podiumsdiskussion mit Jens Reich und Gregor Gysi. Ich drehte einen Wochenpost-Werbespot mit Wolfgang Thierse. Er formulierte die Aufgabe dieser Zeitung so: „Der Osten muss dem Westen seine Geschichten erzählen und der Westen dem Osten." Mir wurde sofort klar, dass wir das in unserer Familie schon seit Jahrzehnten praktiziert hatten. Vielleicht war es auch das Rezept unseres Zusammenhalts und unseres Verständnisses füreinander.

Die Mauer war der Kitt unsere Ost-West-Familie

Nach dem Mauerfall folgte eine Zeit des Aufbruchs und der Euphorie. Wir fanden es großartig und dachten: Das ist Demokratie für alle.

Viel später erst merkte ich: Wir fuhren nicht mehr so oft in den Osten. Und unsere Ostfamilie kam auch

nicht so oft zu Besuch. Nicht einmal im Urlaub. Den verbrachten sie in Italien, in Frankreich und später noch weiter weg. Ich musste feststellen: Unsere Mission, die Familie zusammenzuhalten, war mit dem Mauerfall beendet. Wir verloren uns etwas aus den Augen.

Ich begriff allmählich, dass die sogenannte Wiedervereinigung keine Wiedervereinigung gewesen war, auch kein Beitritt der DDR zum Westen, sondern eine Übernahme. In der Wirtschaft nennt man es *Takeover*. Ein Volk gekauft mit Begrüßungsgeld, so kam es mir vor. Das bemerkte ich nun auch im Umgang mit meinen Verwandten. Sie freuten sich zwar sehr über die gewonnene Reisefreiheit, bestimmt auch über die neue Redefreiheit, aber sie waren auch unzufrieden. Weil es zu langsam voranging, sie selbst nicht vorankamen oder ihre Lebensläufe entwertet wurden. Bis zur Wende waren sie für uns die Eingesperrten gewesen. Jetzt waren sie die Benachteiligten.

Davon hatten wir nicht geträumt: Turbo-Kapitalismus statt Diktatur

Diese Zweiklassen-Gesellschaft blieb lange erhalten. Selbst heute, nach dreißig Jahren, taucht sie immer wieder auf. Ich habe Verständnis für den Frust und die Bitterkeit im Osten. Aus „Demokratie für alle" wurde Kapitalismus für alle. Das war nicht die Idee, von der wir bei der Wochenpost gesprochen hatten – und auch nicht die meiner Familie.

Die Zwänge eines Systems wurden vom Stress eines anderen Systems abgelöst. Während die Diktatur meine Verwandten drangsaliert hatte, war es nun ein völlig durchgeknallter, ungezügelter Turbo-Kapitalismus. Und der trifft uns alle. Heute ist es schwierig, in einer Großstadt vernünftig von eigener Hände Arbeit zu leben. Die Zukunfts- und Planungssicherheit aus dem Osten gibt es nicht mehr. Ich erinnere mich an Diskussionen in der Verwandtschaft aus der Vorwendezeit, bei denen es selbstbewusst hieß: „Um unsere Jobs müssen wir uns in der DDR keine Sorgen machen. Wir wissen, was wir tun und wie wir alt werden." Wir im Westen kannten das nicht. Aber wir waren optimistisch und fühlten uns frei.

Heute unterstütze ich mehrere Demokratie-Initiativen, etwa Mehr Demokratie e.V., Democracy International und Lernende Demokratie. Ich habe das Gefühl, die gesamte Entwicklung unserer Gesellschaft ist ein brutales Missverständnis. Was man ändern muss? Ich engagiere mich, weil es mir um Teilhabe und Partizipation für alle geht. Die Wachstumsdoktrin funktioniert nicht. Sie ignoriert völlig, dass die Welt endlich ist. Die Allgemeinheit und das Allgemeinwesen werden in diesem System immer schwächer zugunsten einiger weniger Superreicher. Das zerstört unsere Demokratie. Und je länger wir warten, desto undemokratischer müssen die Maßnahmen werden, mit denen wir unsere Demokratie retten.

Der Familienkreis schließt sich

Zehn, 15 Jahre mussten nach der Wende vergehen, bis in unserer Familie das Bedürfnis aufkam, sich wieder regelmäßig zu treffen. Dafür mieten wir schon mal eine komplette Jugendherberge an. Wir treffen uns nicht nur, weil wir die liebgewonnene Gemeinschaft vermissen, sondern auch wegen der zunehmend schwierigeren Lebensumstände um uns herum. Wir werden uns wohl in Zukunft wieder mehr brauchen. Damit schließt sich der Kreis für unsere Familie, was schön ist. Unser erneutes Zusammenwachsen ist allerdings auch – so haben wir es schon vor der Wende gelernt – ein Zeichen für eine kriselnde Gesellschaft um uns herum.

Der Osten ist spannender: Eine Künstlerin entdeckt gesamtdeutsche Geschichte(n)

***Renate Schürmeyer**, geboren 1957 in Ost-Berlin, lebt in Jeese bei Grevesmühlen. Ihre Mutter verließ mit ihren Kindern 1960 den Osten und zog nach Schleswig-Holstein. Renate Schürmeyer studierte an der Hochschule für Künste im Sozialen (Ottersberg). Seit 2003 lebt sie als freiberufliche Künstlerin in Mecklenburg und gestaltet seither viele Projekte zur jüngeren deutschen Geschichte. Seit 2015 realisiert sie partizipative Kunstprojekte mit Geflüchteten im ländlichen Raum.*

Meine Mutter zog mit uns drei Kindern 1960 von Ost-Berlin nach Schleswig-Holstein. Wir hatten „rüber gemacht", wie das damals hieß. Es gab noch keine Mauer und man konnte den Osten verlassen, obwohl das nicht gern gesehen war. Doch von alldem bekam ich als Dreijährige nichts mit. Dennoch spürte ich in meiner Kindheit, dass mit der DDR Angst und Unsicherheit verbunden waren. So flog meine ältere Schwester zu einer Klassenfahrt nach West-Berlin mit dem Flugzeug. Über die Transitstrecke hätte meine Mutter sie nie fahren lassen.

Wir wollten mit der DDR nichts zu tun haben

Meine Tante Ilse war in Ost-Berlin geblieben und kam jedes Jahr für vier Wochen zu Besuch. Als Rentnerin durfte sie ausreisen. Meine Mutter bot ihr immer wieder an, bei uns zu bleiben. Doch das wollte sie nicht. Sie glaubte an die Wiedervereinigung und wollte sich bis dahin um unser Haus in Ost-Berlin kümmern. Irgendwann sollten wir Kinder es wiederbekommen.

Anfang der Achtzigerjahre fuhr ich in die DDR und besuchte meine Tante. Für mich war es eine fremde Welt, ich konnte mich an nichts erinnern. Als meine Tante 1985 verstarb, verkauften meine Geschwister und ich das Haus zu einem sehr niedrigen Preis. An eine Wiedervereinigung glaubten wir nicht, sie war nicht absehbar. Wir wollten mit der DDR nichts zu tun haben und dort keine Hausbesitzer sein. Wir hatten zudem Angst, dass wir verpflichtet werden könnten, viel Geld in die Renovierung stecken zu müssen.

Als im Sommer 1989 die ersten DDR-Bürger über Ungarn flüchteten, konnten wir es nicht fassen. Ebenso wenig das, was am 9. November 1989 geschah. Anders die Älteren in meiner Familie: Sie hatten nie aufgehört, an die Wiedervereinigung zu glauben.

Rückkehr in den Osten

Im Winter 1990/91 fuhr ich zum ersten Mal mit meinem Man nach Schwerin, aus reiner Neugierde. Wir kamen dort an einem grauen, regnerischen Tag an. Es roch nach meiner Tante: Da war der gleiche Geruch, den sie immer aus Ost-Berlin mitgebracht hatte, der Geruch nach Kohleheizung.

Ich arbeitete zu diesem Zeitpunkt bereits als Künstlerin, und mein Mann und ich suchten eine größere Wohnung oder ein Haus im Umkreis von Lübeck. Eines Tages, im Frühjahr 1994, fand ich eine Anzeige in den Lübecker Nachrichten. Eine Schmiede in Nordwestmecklenburg, in Jeese bei Grevesmühlen, stand zum Verkauf.

Wir fuhren hin und schauten sie uns an. Es war ein Wirtschaftsgebäude, 1880 oder 1890 gebaut, das zu DDR-Zeiten anfangs als Schmiede genutzt worden war, ab den Siebzigerjahren aber leer stand. Wir planten, es in Eigenleistung zu einem Wohn- und Arbeitsraum umzubauen.

1994 kauften wir das Anwesen, konnten es aber unglücklicherweise nicht im Grundbuch auf unseren Namen umschreiben lassen, da in der Wendezeit die Eigentümer öfter gewechselt hatten und der Grundbucheintrag fehlte. Als wir im Jahr 2000 endlich ins Grundbuch eingetragen waren, wollten wir die Schmiede wieder verkaufen, da sich zwischenzeitlich vieles für uns verändert hatte. Wir fanden jedoch keinen Käufer. So entschlossen wir uns, die Schmiede nun doch in Eigenleistung herzurichten. 2003 zogen wir nach Mecklenburg. In den ersten Jahren fuhr ich noch häufig nach Schleswig-Holstein, um meine Mutter zu besuchen und überquerte dabei immer wieder die nicht mehr vorhandene Grenze, sah die stetigen Veränderungen.

2008 erhielt ich eine Einladung, an einer Gruppenausstellung in einem leerstehenden Altstadthaus in Wismar teilzunehmen. Jeder Künstler, jede Künstlerin konnte sich einen Raum aussuchen. Ich nahm spontan die Küche. Für die Ausstellung entwickelte ich eine kleine Reihe von Arbeiten mit Fotos in Würfelform. Die Bilder zeigten drei ältere Damen, die im Juni 1961 an den Gardasee gefahren waren – also kurz vor dem Mauerbau, als es noch möglich gewesen wäre, von Wismar aus zu reisen. Die Fotos kaschierte ich auf Würfel und überzog sie mit Zucker. Es sah aus wie rosarote, hellblaue, gelb überzuckerte Erinnerungsfotos.

Grenzkunst in Ost und West

Ich begann mich mehr für unsere deutsch-deutsche Geschichte zu interessieren und sie mit meiner Kunst zu verbinden. 2009 erhielt ich eine Einladung zu dem Projekt „Grenzraum 09/10", das das DDR-Sperrgebiet zum Thema hatte. Zum ersten Mal setzte ich mich intensiv mit der DDR auseinander. Ich wollte mit Zeitzeugen sprechen und fuhr an den Ratzeburger See, wo ich eine Frau traf, die schon lange im ehemaligen Sperrgebiet lebte. Als sie mir die Tür öffnete, sagte ich: „Sie wohnen mit Blick auf den

Ratzeburger See unheimlich schön." Sie antwortete: „Jetzt ja. Aber damals konnten wir das Wasser vom See riechen, kamen aber nicht hin." Sie erzählte mir, wie die Grenzanlagen aufgebaut worden waren: Zuerst wurde nur geharkt, dann ein Zaun gebaut. Sie ging mit mir die Wege ab und zeigte mir, wo sie schwimmen gelernt hatte. Ihre Geschichte berührte mich sehr: dieses Wasser riechen und nicht hinkönnen. Ich assoziierte damit das Gefühl zu verdursten.

Ich überlegte, wie ich die Erfahrung der Grenze, dieses Gefühl, sich nicht bewegen zu können, „zu verdursten", darstellen könnte. Ich fing an, Kleidung zu betonieren. Über die Ostseezeitung versuchte ich, mit Menschen ins Gespräch zu kommen und suchte gleichzeitig Kleidung aus den Jahren vor 1989. Die Tochter eines ehemaligen Grenzbeamten brachte mir seine Uniformen, doch sie wollte mit der Geschichte nichts zu tun haben. Ich erklärte immer, was ich mit der Kleidung vorhabe und worum es mir ging, doch sie war nur froh, die Kleidung los zu werden.

Im Laufe meiner Recherchen spürte ich: Ich muss das Ganze auch in Lübeck-Schlutup machen, weil eine Grenze immer zwei Seiten hat. Auch in Lübeck-Schlutup fragte ich nach Kleidung, doch die Resonanz war wesentlich geringer. Insgesamt stellte ich sieben oder acht betonierte Kleidungsstücke in Lübeck-Schlutup und in Schlagsdorf, einem Ort im ehemaligen Sperrgebiet aus. Vor dem Grenzhus, dem Informationszentrum zur innerdeutschen Grenze, in Schlagsdorf stellte ich die Stücke vereinzelt und weit voneinander entfernt auf, weil das dem Gefühl entsprach, dass man einander nicht trauen konnte. In Lübeck-Schlutup richtete ich die Stücke vor der Grenzdokumentationsstätte so aus, dass sie nach Osten oder nach Westen schauten.

Bei den Ausstellungen kam es zu vielen Gesprächen und Diskussionen. In Schlagsdorf malte man große rote Fragezeichen auf die Ausstellungsstücke, in Lübeck-Schlutup besprühte man sie mit Graffitis. Die roten Fragezeichen übermalte dann jemand mit grauer Farbe. In beiden Fällen erstattete ich Anzeige gegen unbekannt. Die recht jungen Beamten der Schweriner Polizei kamen zum ersten Mal ins Grenzhus und sahen sich die Außenanlage mit den Sperrelementen der ehemaligen Grenze an. Wenn Kunst bewirkt, dass sich die Beamten heute ansehen, wie es in früheren Jahren war, hat sie in meinen Augen schon etwas bewirkt.

Während sich in Lübeck kaum jemand für meine Arbeit interessierte, wurde ich in Schlagsdorf zu Diskussionsrunden eingeladen. Einige erzählten mir, eine Mauer hätte es hier nie gegeben, sondern nur einen Zaun. Doch dieser war ebenso lebensgefährlich und kaum überwindbar gewesen. Ich merkte, wie wichtig es war, mit den Menschen ins Gespräch zu kommen.

Ostseefluchten

2010 erstellte ich eine Arbeit zu den Ostseefluchten. Über fünftausend Menschen hatten versucht, über die Ostsee aus der DDR zu fliehen – neunhundert schafften es, 189 ertranken auf der Flucht. Für

sie erstellte ich eine weitere künstlerische Arbeit. Ich fotografierte die Ostsee 189-mal. Zudem erhielt ich über den Verein *Über die Ostsee in die Freiheit e.V.* die Daten, wann wer ertrunken war. In meiner Arbeit stempelte ich diese Daten auf die Fotos. Die 189 Fotoarbeiten präsentierte ich auf einem über zehn Meter langen Tisch. Die Zahl 189, die allein viel zu abstrakt ist, nahmen die Betrachter auf diese Weise ganz anders wahr.

Ich führte viele Gespräche mit Zeitzeugen und schrieb auf, was sie mir erzählten. 2012 recherchierte ich drei Monate in der ehemaligen Untersuchungshaftanstalt der Stasi in Rostock. Hier wurden Menschen untergebracht, die bei ihrem Fluchtversuch über die Ostsee aufgegriffen worden waren. Jeden Tag nahm ich an den Führungen teil. Bei ehemaligen Inhaftierten spürte ich, wie ihre Erinnerungen zurückkamen. Eine Zeitzeugin erzählte mir, dass sie mit 18 Jahren inhaftiert worden war; ich versuchte, ihre Wege nachzuzeichnen. Ich erstellte Fotoreihen, bei denen innen alles unscharf war, grau und braun. Sie sollen ausdrücken, dass man sich auf nichts verlassen konnte. Die Inhaftierten wussten nicht, wohin sie gebracht wurden, ob es zum Duschen ging, auf den Freihof oder zum Verhör. Im ehemaligen Freihof fotografierte ich den spitzen Winkel der Gebäude, so dass neben dem massiven Betonbau nur ein Stück Himmel zu sehen war. Der Himmel war ein Symbol für ein Stück Außenwelt, ein Stück Freiheit.

Woran erinnern wir uns? Was erzählen wir?

Immer wieder befragte ich in späteren Projekten Menschen aus Ost und West zum Thema Grenze. Ich kam mit ihnen über die Vergangenheit und ihre Erlebnisse ins Gespräch, sammelte Zitate, die ich auf kleine Tafeln tippte und in Kirchen wie Gesangbücher auslegte, so in Hamburg-Horn, in Benz auf Usedom oder in Brüsewitz. Woran erinnern wir uns, was erzählen wir, was geben wir weiter?

Ich merkte, wie notwendig ein Raum ist, in dem man frei und ohne Wertung erzählen darf. Im Jahr 2015 baute ich mit meinem Mann vor dem Grenzhus in Schlagsdorf einen SCHUTZRAUM ERINNERN. Es handelte sich um eine große rote Kiste, die auf dem Parkplatz stand, und in die sich Besucher hineinsetzen, ihre Erinnerungen aufschreiben und dann in einen Briefkasten legen konnten. Ich war häufig selbst dort. Noch beim Aufbau begegnete ich zwei Frauen, eine von ihnen sagte mir: „So etwas brauchen wir nicht. Bei uns in der DDR war alles gut." Das Projekt sei völlig unnötig, man solle das Geld doch besser für etwas Anderes verwenden. Drei Tage später hatte ich einen Brief von der jüngeren der beiden Frauen im Briefkasten, in dem sie schrieb, dass sie adoptiert worden war und ihre Eltern möglicherweise geflüchtet seien. Sie hatte nie herausfinden können, wer ihre Eltern sind und große Probleme, ihre eigene Geschichte zu erfahren.

Erfahrungen verschiedener Kulturen zusammenführen

Im Herbst 2015, während unser SCHUTZRAUM ERINNERN lief, sahen wir die Bilder der Flüchtlinge, die über Ungarn in München ankamen. Sie glichen den Bildern von 1989. Die Flüchtlingssituation war oft Thema im SCHUTZRAUM. Ich begann in diesem Herbst, verschiedene Projekte mit Geflüchteten aufzubauen, um Möglichkeiten zum Austausch über verschiedene Kulturen zu schaffen. Wer sind wir? Wer bringt welche Erfahrung mit und wie kann man alles Verstehen ohne es direkt zu bewerten?

Mit meinem Mann schaffte ich 2017 einen offenen Kunstraum, DAS ECK in Grevesmühlen, der seither mindestens einmal in der Woche öffnet und in dem wir Workshops anbieten. Er ist für jeden offen, der kommen mag. Und er wird wunderbar besucht. In diesem Raum kommen Jung und Alt aus den verschiedensten Kulturen zusammen und führen die unterschiedlichsten Diskussionen, teilweise sehr heftig. Es geht uns darum zu akzeptieren, was jeder mitbringt, und zu überlegen, wie wir gut zusammenleben können.

Wäre ich nicht nach Mecklenburg gezogen, hätte ich vieles nicht mitbekommen. Ich lebe hier, habe Freunde gefunden und bin dankbar, dass ich hier das machen kann, was ich mache.

Das einfache Haus: Wie das typische DDR-Eigenheim auf Reisen ging

***Ton Matton**, geboren 1964, lebt in Wendorf bei Schwerin. Der gebürtige Niederländer ist Stadtplaner, Künstler und lehrt an Universitäten. Er zog von Rotterdam nach Wendorf in die ehemalige Grundschule, die Basis von „Matton Office" und der Wendorf Academy. Hier sind seine Werkstätten und Gastateliers untergebracht. Ton Matton war mit seinen Projekten unter anderem am Royal Institute of British Architects in London beteiligt, in der Architekturgalerie Aedes in Berlin und am GEM in Den Haag. Er wurde mehrfach ausgezeichnet.*

Ich gehöre zu denjenigen, die 1989 nach Berlin fuhren, um sich ein Stück aus der Mauer zu brechen. Später wohnte ich ein paar Jahre in der Stadt. In dieser Zeit verbrachte ich einen Urlaub auf dem Land in Mecklenburg. Ich war überrascht von der Ruhe und der Leere. Es gefiel mir dort ausgezeichnet.

Von Rotterdam nach Mecklenburg

Von Berlin ging ich nach Rotterdam, wo ich viele Jahre lebte, studierte und arbeitete. Bereits während meines Studiums hatte ich einen Schrebergarten, was sehr uncool war. Aber mir gefiel es gut – auch der Kontrast zum Stadtleben. Mit der Zeit entstand die Idee, aufs Land zu ziehen. Da erinnerte ich mich an den Urlaub in Mecklenburg und wie wunderschön es dort gewesen war. Ich machte mich also auf die Suche nach einem Ort, an dem ich leben wollte.

Nach zwei Jahren fand ich die alte Schule und zog nach Wendorf. Der erste Schock: Der große Unterschied zwischen Stadt und Land. Der zweite Schock: der Unterschied zwischen Holland und Deutschland. Und der dritte Schock: der Unterschied von West und Ost, obwohl es ja schon keinen Osten mehr gab. Zu sehen, wie viele Menschen hier keine Arbeit hatten und wie verlassen die Dörfer waren, schockierte mich. Dennoch kamen die Menschen über die Runden. Wenn jemand Kirschen im Überfluss hatte, schenkte er dem Nachbarn einfach einen Eimer davon. Trotz Arbeitslosigkeit und Armut. Es ging nicht ums Geld. Er hätte sich auch an die Straße stellen und die Kirschen verkaufen können. Vor zwanzig Jahren handelten die Menschen aus Respekt und aus Solidarität so. Vielleicht sehe ich das aber auch zu romantisch.

Der Umzug aufs Land war die beste Entscheidung meines Lebens. Ich finde es in Mecklenburg immer noch wunderschön. Wenn mich Leute fragen, wieso Mecklenburg, denke ich: Waren sie etwa noch nie hier? Haben sie sich hier noch nie genau umgeschaut? Ich habe sechzigmal so viel Platz wie in meinem Haus in Rotterdam und zahle dafür viel weniger Geld. Aber es ist nicht nur der Platz, sondern die gesamte Umgebung, die mich hier reizt.

Der Wettbewerb: Das einfache Haus

In Mecklenburg bekam ich per E-Mail aus Holland die Einladung, an einem Wettbewerb für den Entwurf eines einfachen Hauses teilzunehmen. Die Aufgabe bestand darin, ein möglichst einfaches Haus in Almere, einer neuen Vorstadt von Amsterdam, zu bauen.

Gemeinsam mit meinem Praktikanten, der bei mir arbeitete, überlegte ich, was „einfaches Haus" bedeuten soll. Wir lebten hier bereits in einem einfachen Haus. Das musste man doch nicht neu erfinden! Hier in Mecklenburg gab es nur einfache Häuser, in der Fachsprache Typ EW 58, also ein Standardhaus der DDR mit quadratischem Bau, Giebeldach, Keller und zwei Stockwerken. Vermutlich ist das EW 58 eines der am meisten gebauten Einfamilienhäuser in Deutschland, vielleicht sogar in der Welt.

Wir schauten uns in unserer Straße um, machten ein paar Fotos und reichten sie ein. Wir wunderten uns über die Aufgabenstellung, ein einfaches Haus zu entwerfen, wo es doch schon so viele gab. Außerdem hatte ich in der Zeitung gelesen, dass die Chinesen im Ruhrgebiet Stahlwerke abbauen, sie in Containern nach China transportieren und dort aufbauen. Und ich wusste von ostdeutschen Bauarbeitern, die in Rotterdam Häuser verputzten. Diese Art der Globalisierung wollten wir in unsere Bewerbung einbauen.

Da es den Typ EW 58 schon gab, nannten wir unser Modell Typ EW 58/08 und machten daraus ein Jubiläumsmodell – fünfzig Jahre später. In die Bewerbung schrieben wir, dass wir so ein Haus hier von Chinesen abbauen lassen, nach dem Vorbild der Stahlwerke im Ruhrgebiet, alles in Container verpacken und per polnischem LKW nach Almere bringen, wo es von den dort arbeitenden ostdeutschen Bauarbeitern wieder aufgebaut werden könne, da sie sich mit dem Haustyp bestens auskennen. Im Grunde war es unsere Kritik an der merkwürdigen Aufgabenstellung, ein einfaches Haus zu bauen, das es doch längst gab.

Die Antwort kam wie ein Boomerang zurück: Wir gewannen den Wettbewerb und die Jury schrieb uns, dass sie gespannt seien, wie wir diese verrückte Idee umsetzen würden. Dann kam die Finanzkrise und die Baubranche lag am Boden, sodass das Projekt einige Jahre auf Eis lag.

Die Geschichte des einfachen Hauses

Diese Zeit nutzten wir zur Recherche, kamen mit den Menschen ins Gespräch und entdeckten spannende Geschichten rund um das Haus Typ EW 58. In einem Archiv in Berlin fanden wir die Originalzeichnungen des Haustyps. Sie stammten von Wilfried Stallknecht. Ich hatte noch nie von dem Mann gehört. Wir suchten im Berliner Telefonbuch und fanden zwei Einträge mit dem Namen. Schon beim ersten Anruf hatte ich Glück. Tatsächlich hatte ich *den* Willfried Stallknecht am Telefon. Er hatte den Typ EW 58 und weitere Modelle entworfen darunter BWS 70 und 72. Wir besuchten den Architekten in Berlin

und sprachen mit ihm über seine Ideen und die Umsetzung in der DDR. Wir beschäftigten uns zudem mit der Geschichte rund um den Hausbau. Später gaben wir in Holland ein Buch darüber heraus mit dem Titel „Type EW 58/08 – ein einfaches Haus in Almere", auch mit einem Interview, das wir mit Willfried Stallknecht führten. Leider ist er im vergangenen Jahr im Alter von neunzig Jahren gestorben.

Wir fanden bei unseren Recherchen heraus, dass das Haus in der DDR von 1958 bis 1989 rund eine halbe Million Mal gebaut worden war: mit und ohne Dachgauben, Vorhäuschen und Terrasse, als Einfamilien- und Doppelhaus. Manchmal steht es auf einem Sockel, im Keller gab es häufig einen Hobbyraum oder die beliebte Kellerbar. Trotz des „Einheitsentwurfs" war jedes Haus ein Unikat. Das hing auch damit zusammen, dass nicht immer alle Baumaterialien in ausreichendem Maße zur Verfügung standen und die meisten Menschen das Haus selbst bauten mit Unterstützung von Freunden, Familie und Nachbarschaft.

Man setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um sich den Traum vom Eigenheim zu erfüllen. Die Baugenehmigung und der Erwerb eines Grundstücks waren dabei die kleinsten Hürden. Baumaterial war viel schwieriger zu bekommen. Manchmal gab es keine Fenster, dafür aber jede Menge Dachziegel. Dann nahm man die Dachziegel, ging damit zum Jäger und tauschte sie gegen ein Schwein, das er gerade geschossen hatte. Das Tier wurde weiter getauscht und irgendwann kam man zu seinen Fenstern. So ein Hausbau war ein großes Tauschgeschäft. Die Menschen waren verständlicherweise ziemlich stolz auf ihr EW 58.

Wir haben jemanden gefunden, der das Haus bauen möchte!

Wir begannen ebenfalls, Baumaterialien zu sammeln. In Ostdeutschland wurde vieles Alte weggeworfen: Man tauschte den alten Kachelofen gegen eine neue Ölheizung, die DDR-Tür gegen eine Baumarkt-Tür. Wir sammelten alles: Türklinken, Lichtschalter, Türen, Rohre.

Dann kam der Anruf aus Almere: Wir haben jemanden gefunden, der das Haus bauen und bewohnen möchte. Zufällig war es meine Kusine, die allerdings nicht wusste, dass es mein Projekt war. Wir packten alle unsere gesammelten Materialien auf einen Lkw und brachten sie nach Holland. Nur Backsteine wollte meine Kusine nicht haben. Sie entschied sich, das Haus aus Strohballen zu bauen. So war es viel einfacher, Freunde und Verwandte zu animieren, ihr beim Hausbau zu helfen: Strohballen hin und her zu schleppen und zu stapeln, um daraus ein Haus zu bauen, erschien den meisten romantisch und machbar. Ziegel zu schleppen, zu mauern und zu verputzen, dafür hätte sie wohl niemanden begeistern können. So entstand ihr Haus wie früher in der DDR: im Eigenbau. Was für eine Parallele.

Es dauerte einige Jahre, bis es endlich fertiggestellt wurde. Viele der alten Materialien waren nicht mehr zugelassen. Man musste Alternativen finden für Strom- und Wasserleitungen. Das Haus ist also keine 1:1-Kopie. Auch die Decken in Holland sind zwanzig Zentimeter höher als in den Häusern in der

DDR. So mussten wir alle Innentüren um zwanzig Zentimetern verlängern. Neue Türen zu kaufen, wäre sicher günstiger gewesen.

Inzwischen ist das Haus fertig und meine Cousine die glücklichste Frau, die ich kenne. Sie ist stolz auf ihr Haus, auch weil sie es selbst gebaut hat.

In Ostdeutschland fühle ich mich als Ingenieurin anerkannt: von China über Nordrhein-Westfalen nach Thüringen

Hong Wang *lebt mit ihrem Mann und drei Kindern in Jena. Sie wurde 1970 in Peking als Kind einer Chemikerin und eines Bauingenieurs geboren. Ende der Achtzigerjahre nahm sie an den Studentenprotesten teil und ging anschließend nach Deutschland, wo sie in Aachen, Ilmenau und Jena Elektrotechnik studierte. Zusammen mit ihrem Mann gründete sie in Jena das Unternehmen Magnetworld AG. Sie setzt sich für gegenseitigen Kulturaustausch ein und hält das Miteinanderreden für immens wichtig.*

Ich kam im Mai 1990 zum Studium nach Deutschland. Schon als Schülerin hatte ich das Land in den Achtzigerjahren durch meine Eltern kennengelernt. Sie arbeiteten mehrere Jahre als Wissenschaftler in Jülich und Karlsruhe in verschiedenen Forschungsprojekten und pflegten seitdem Kontakte zu den deutschen Kollegen. Dadurch hatte ich Brieffreundinnen und bekam Geschenke, die meine Eltern mir aus Westdeutschland mitbrachten.

Ich lernte auch ein bisschen Deutsch, obwohl ich die Aussprache sehr schwierig fand. Fast zeitgleich mit dem Mauerfall in der DDR begannen in China die Studentenproteste, aus denen sich Proteste im ganzen Land entwickelten. Ich beteiligte mich daran und ging auf den Platz des Himmlischen Friedens.

Nach dem Massaker in Peking, der Stadt in der ich aufgewachsen war, wollte ich nur noch raus aus China. Da wir viele Kontakte in Deutschland hatten, war es für mich relativ leicht, mich für einen Studienplatz am Studienkolleg der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen (RWTH Aachen) zu bewerben. Ich wurde angenommen. Zur Vorbereitung auf das Studium bekam ich einen Platz am Studienkolleg in Aachen. Ich erhielt ein Studentenvisum und konnte damit ausreisen.

Ankommen in Westdeutschland

Im Mai 1990 fuhr ich mit der Transsibirischen Eisenbahn von Peking über Ulan Bator, Moskau und Polen nach Ost-Berlin. Durch die noch existierende DDR konnte ich nur mit einem Transitvisum reisen, das ich in Peking bekommen hatte. Von Ost-Berlin kam ich über den Grenzübergang Friedrichstraße nach West-Berlin und nahm von dort den Zug nach Aachen.

Am Studienkolleg lernte ich die deutsche Sprache und belegte unter anderem Kurse in Physik, Chemie und Mathematik. Ein Jahr später begann ich mein ingenieurwissenschaftliches Studium im Bereich Elektrotechnik an der RWTH Aachen. Ich war völlig überrascht, als ich in den riesigen Hörsaal kam. Dort

saßen sechshundert bis siebenhundert Studenten. Mir war schon klar, dass mehrheitlich junge Männer in diesem Fachbereich studieren würden. Aber dass es bis auf zehn Mädchen nur Jungen sein würden, hatte ich nicht erwartet. Bis zum Studienende blieben wir Exotinnen.

Immer wieder hörte ich von Studenten aber auch von den Professoren, dass es ungewöhnlich sei, dass ein Mädchen einen Ingenieurberuf erlernen wolle. Von manchen musste ich mir anhören, dass ich am falschen Platz sei und doch lieber heiraten und Kinder bekommen solle. Diese Vorurteile hatte ich in Deutschland nicht erwartet und die Haltung schockierte mich.

In Aachen fand ich Freunde. Wir waren ein Kreis von überwiegend ausländischen aber auch deutschen Studentinnen und Studenten, die sich zusammenschlossen, um gemeinsam zu lernen. Wir nahmen uns vor, das Studium zusammen zu schaffen. Wir wollten zeigen, dass wir das können und kämpften uns durch.

Von West nach Ost

In Aachen lernte ich meinen späteren Ehemann Minzhi Wu kennen. Er hatte ein Physikstudium an der RWTH Aachen absolviert und sich danach auf eine Promotionsstelle in Jena beworben.

Als er die Stelle annahm, schaute ich mir ein paar Städte und Universitäten in den neuen Bundesländern an, unter anderem Jena und Ilmenau. Es gefiel mir dort und so wechselte ich von der RWTH Aachen an die Technische Universität Ilmenau. Was für ein Unterschied. Von allen wurde ich warmherzig aufgenommen, von den Professoren über die Mitarbeiter bis zu meinen Kommilitonen. Alle sagten zu mir: „Unsere Tür steht immer offen für dich, wenn du Probleme hast, komm zu uns, und wir versuchen dir zu helfen." Das war für mich ausschlaggebend, in Ilmenau zu bleiben.

Es machte mir viel Spaß an der Technischen Universität. Dort wurde ich nicht ständig gefragt, warum ich als Frau solch ein Fach studiere. So erhielt ich in den neuen Bundesländern die Bestätigung, dass Frauen sehr wohl ein Ingenieurstudium absolvieren und einen Ingenieurberuf ausüben können. Es war beruhigend zu merken, dass ich nichts falsch gemacht hatte.

Nach meinem Studium arbeitete ich zunächst am wissenschaftlichen Institut und danach als Ingenieurin in einer Softwarefirma. Mein Mann gründete nach seiner Promotion seine eigene Firma B&W Technology and Trade GmbH, später die Magnetworld AG. Nachdem unsere Kinder auf der Welt waren, entschloss ich mich, auch in der Firma zu arbeiten. Seither führen wir unseren kleinen Betrieb gemeinsam. Wir beschäftigen zwölf Mitarbeiter, und zwei bis drei Masterstudenten arbeiten bei uns. Wir haben ein sehr gutes Team und alle fühlen sich wohl.

Chinesen sind gar nicht so anders als wir

In den neuen Bundesländern fühle ich mich wohl. Die Menschen, die ich hier treffe sind meist sehr sympathisch. Damit will ich nicht sagen, dass es in Westdeutschland keine sympathischen Menschen gibt. Vielleicht fühle ich mich im Osten besser verstanden, weil wir eine ähnliche Geschichte und eine sozialistische Vergangenheit haben. Die Menschen hier vermitteln mir das Gefühl, dass sie mich eher als sympathisch und nicht als fremd wahrnehmen.

Mein Mann und ich haben drei wunderbare Kinder. Mittlerweile sind sie fast erwachsen. Der Älteste ist 21, die Jüngste ist 14 Jahre alt. Sie sind alle in Jena geboren und sagen von sich: „Wir sind Jenenser." Darauf erwidere ich: „Da habt ihr Recht. Und wir sind Neu-Jenaer", so nennt man die Zugezogenen. Anders als ich sind unsere Kinder mit der deutschen Sprache und Kultur aufgewachsen. Deutsch ist ihre Muttersprache und sie fühlen sich hier zuhause.

Dennoch stellen wir immer wieder fest, dass es noch viele Vorurteile gibt. Kinder werden in der Schule oder im Kindergarten gehänselt und gemobbt, weil sie anders aussehen und aus einer anderen Kultur kommen. Dagegen muss man unbedingt etwas tun. Einmal fragte mich ein drei- oder vierjähriges Kind: „Du kommst sicherlich nicht aus Deutschland?" Ich antwortete: „Nein, ich bin nicht aus Deutschland." Darauf sagte das Mädchen: „Dann solltest du zurückgehen, wo du hergekommen bist." Ich war schockiert. Ein kleines Kind und dann diese Sätze. Vor allem in den letzten Jahren, seit die AfD große Zugewinne bei den Wahlen erhalten hat, hört man solche Sätze in Ostdeutschland öfter.

Das muss man offen ansprechen. Wir müssen mit den Menschen reden, die so etwas sagen. Über die Kommunikation und den Austausch merken sie vielleicht, dass wir nicht anders sind als sie. Wir sprechen vielleicht mit einem Akzent und sehen etwas anders aus, aber im Grunde sind alle Menschen gleich. Deshalb unterstütze ich, dass die verschiedenen Völker in Deutschland zusammenkommen.

Gemeinsam mit Freunden gründeten wir 2011 die Deutsch-Chinesische Gesellschaft in Jena. Wir organisierten ein deutsch-chinesisches Kulturprogramm, bei dem wir die chinesische Kultur präsentieren. Wir organisieren Konzerte, Festivals, Ausstellungen und Lesungen, aber auch Sportveranstaltungen mit Jugendlichen aus China und Deutschland. Für Hobbyköche gibt es jährliche Treffen mit gemeinsamen Koch- und Genussstunden aus beiden Kulturen. Außerdem unterstützen wir aktiv die Zusammenarbeit zwischen deutschen und chinesischen Regionen auf städtischer und Landesebene. Unser Programm richten wir nicht nur an deutsche Mitbürgerinnen und Mitbürger, sondern an alle, auch an die in Jena und Umgebung lebenden Chinesen und andere Asiaten. Das funktioniert ganz wunderbar. Viele nehmen an unserem Programm und den Festivals teil. Wir hören häufig: „Das ist so toll, wir haben gar nicht gewusst, was Chinesen alles machen und wie sie denken." Manche Besucher sind überrascht und sagen: „Wir wussten nicht, dass Chinesen gar nicht so anders sind als wir." Um solche Sätze zu hören, sollte in unserer Gesellschaft noch viel mehr getan werden.

Entscheidend ist, dass wir einander zuhören

***Tobias Jacobs**, geboren 1962, stammt aus Norddeutschland, wohnte in Göttingen, Essen und Hamburg und kam der Liebe wegen 1994 nach Droyßig in den Burgenlandkreis. Der Diplom-Geograph baute hier ein erfolgreiches Unternehmen auf, das unter anderem strategische Standort-, Stadtentwicklungs- und Wohnungsmarktkonzepte erstellt.*

Ich komme *nicht* aus dem Westen, sondern aus Norddeutschland. Das habe ich früher betont, um zu verdeutlichen, dass Friesland ganz anders ist als Bayern. Aber das hat kaum jemand verstanden. Mittlerweile lebe ich fast mein halbes Leben in Droyßig und kann sagen, dass ich mich hier etabliert habe, dass ich hier zuhause bin. Ich empfinde die ostdeutschen Bundesländer bis heute als sehr spannend.

Rasanter Wandel

Im Osten erlebte ich, wie sich Städte und Regionen komplett veränderten. Es war nicht immer nur ein Auf, sondern auch ein Ab. Die wirtschaftliche Entwicklung, gerade in unserer Zeitzer Ecke des Burgenlandkreises, war einerseits stark vom Niedergang geprägt. Andererseits gab es Aufbruch. Hier fand beides gleichzeitig statt.

Die Neunzigerjahre waren geprägt von einer enormen Spannung, von einem Kommen und Gehen. Das zeigte sich selbst bei Kleinigkeiten wie der Telefonzelle: Die uralte Telefonzelle auf dem Marktplatz wurde durch eine neue ersetzt, aber kaum hatte man sich an sie gewöhnt, war sie auch schon wieder verschwunden, abgelöst vom allgegenwärtigen Handy. Das ist nur ein kleines Beispiel für den rasanten Wandel, der seit Jahren stattfindet. Hier war und ist immer etwas los.

1990 lebte ich in Essen und schrieb meine Diplomarbeit über den Strukturwandel im Ruhrgebiet. Es gab viele Ähnlichkeiten mit der Situation im Osten: der wirtschaftliche Niedergang und wie es danach weitergeht.

1994 kam ich meiner Frau zuliebe nach Droyßig. Vom Burgenlandkreis hatte ich zuvor noch nie gehört. Doch ich fand es hier auf Anhieb extrem spannend. Auf der einen Seite gibt es die liebliche Seite mit dem Saale-Unstrut-Gebiet, Naumburg und dem Wein, auf der anderen Seite gibt es rund um Zeitz, Hohenmölsen und Weißenfels das Industriegebiet mit dem Kohlebergbau. Neben dem politischen Wandel vollzog und vollzieht sich hier ein ganz anderer drastischer Wandel: Kohle wird weggebaggert und Seen entstehen.

Spannende Zeiten mit Auf und Abs

Droyßig hat zwar nur zweitausend Einwohner, es ist aber ein Ort des stetigen Zu- und Wegzugs, vor allem wegen der Schule. Diese spielte für das Dorfleben eine große Rolle, nicht nur wegen der Gebäude, die das Ortsbild prägen. Gegründet vor 160 Jahren als königliche Lehranstalt von reichsweitem Einfluss, bekam sie als Zentralinstitut der Pionierleiter große Bedeutung. Heute ist sie christliches Gymnasium und Gemeinschaftsschule mit einem großen Einzugsbereich. Durch die Schule war und ist das Leben in Droyßig ganz anders, als man es sich gemeinhin für ein Dorf vorstellt. Die Menschen kommen von außen, fassen hier Fuß oder ziehen wieder weiter.

Als wir ankamen, fanden wir schnell Freunde, viele von ihnen waren ebenfalls zugezogen. Nicht nur aus Westdeutschland, sondern auch aus dem Osten. Das verband uns: Wir alle standen vor der Frage, wie man in der Dorfgemeinschaft Fuß fasst. Wir hatten keine Ahnung, wie die Menschen hier ticken. Uns interessierte, warum jeder Einzelne hergekommen war und welche Ideen er hatte. Wir diskutierten und feierten – eine tolle und spannende Zeit.

Wir hörten die Lebensgeschichten der unterschiedlichen Menschen, ob einheimisch oder zugezogen, wir unterhielten uns, tauschten uns aus. Wenn wir die Geschichten verschiedenster Umbrüche hörten, fühlte es sich ein bisschen so an, als wäre man ins Ausland gezogen. Unter den Freunden gab es den ehemaligen Stasi-Mitarbeiter ebenso wie die Kirchenmitarbeiterin, die von der Staatssicherheit beobachtet worden war. Alle kamen hier zusammen: die Profiteure des alten Regimes, die Gewinner der neuen Situation und auch die Verlierer des Strukturwandels. Wie begegnet man sich, wie spricht man miteinander?

Die Chancen, die sich bieten, nutzen

Der Niedergang der DDR war spannend, denn daraus entstand viel Neues. Viele nutzten ihre Chancen. Andreas Weitze beispielsweise gründete den Zeitzer Pub und entwickelte ihn zur besten Whiskey-Bar Deutschlands. Das verdient alle Achtung. Er ist ein sehr kommunikativer und offener Mensch und bewegt die gesamte Region. Solchen Typen zu begegnen, macht großen Spaß. Zu ihnen gehören auch Bekannte von mir aus Halle, Reinhard und Renate Ast, die in einem staatlichen Kinderheim tätig waren. Nach der Wende gründeten sie den Clara-Zetkin-Verein sowie – mit der Unterstützung vieler Freunde und nach eigenen Vorstellungen – ein Kinderheim und zwei Kindergärten, die in Halle mittlerweile eine herausragende Institution sind.

Auch im Bauausschuss, in dem ich mehrere Jahre als Gemeinderatsmitglied saß, konnten wir gemeinsam viel bewegen. Ganz unterschiedliche Menschen waren dabei und arbeiteten gut zusammen: an der Entwicklung des Schlossparks, der Gestaltung des Marktplatzes und einigem mehr. Wir hatten Freiraum, viel mehr als im Westen, und nutzten die Chancen, die sich uns boten. Das war meine wichtigste

Erfahrung neben der Begegnung und Zusammenarbeit mit den interessanten Menschen, die etwas bewegen wollen.

1995 war meine Schwägerin zu Besuch. Sie war überrascht, wie es in Droyßig aussah und wollte mich wohl aufmuntern, als sie sagte: „Ach, das wird hier auch bald so sein wie bei uns." Spontan entgegnete ich: „Das hoffe ich nicht." Ich bin doch nicht in den Osten gezogen, damit er so wird wie der Westen. Es war für mich vollkommen absurd, so zu denken und einfach dem Osten den Westen überzustülpen. Es ging uns darum, etwas Neues zu machen.

In solchen Situationen verteidigte ich plötzlich den Osten gegenüber den anderen Wessis und musste ihnen erklären, wie es bei uns wirklich ist. Das fand ich immer schwierig.

Auch mit der Sprache im Osten musste ich mich auseinandersetzen. Das Sächsische hatte ich lediglich aus Begegnungen an der Grenze auf der Transitstrecke gekannt – und die waren allesamt negativ besetzt. Inzwischen hat sich mein Blick auf die Sprache geändert.

In Droyßig spricht man kein richtiges Sächsisch, sondern ein Sprachgemisch aus Thüringisch, Sächsisch und Anhaltisch. Für mich war es wichtig, erst einmal reinzuhören, herauszufinden, was das für eine Sprache ist und wie die Dinge ausgedrückt werden.

Mittlerweile kann ich die Versuche von Westdeutschen nicht mehr hören, wenn sie im Fernsehen und Radio versuchen, das Sächsische nachzumachen. Das soll witzig sein? Mich regt es auf, weil sie der Sprache und damit ja auch der Kultur nicht gerecht werden.

Dabei besitzen die Sachsen solch einen Wortwitz und können sich sehr gut selbst auf die Schippe nehmen. Sächsisch ist eine unglaublich freundliche Sprache, auch wenn ich sie selber wohl nie richtig sprechen werde.

Keine Ossis und Wessis mehr

Trotz meiner 25 Jahre im Burgenlandkreis werde ich noch oft als der Zugezogene behandelt. Bei Begegnungen kommt manchmal der Spruch: „Sie sind doch nicht von hier." Damit wird einem abgesprochen, dass man Dinge wissen oder beurteilen könne und man eigentlich auch nichts mitzuentscheiden hätte.

Genauso frappierend finde ich den Satz: „Sie sind doch gar kein richtiger Wessi." Unsere ehemalige Bürgermeisterin sagte immer gern, wenn sie mich vorstellte: „Herr Jacobs kommt zwar aus dem Westen, aber der ist gar kein richtiger Wessi." Was soll dieser Satz eigentlich aussagen?

In der Ost-West-Diskussion geht es oft nur um die Bestätigung von vorhandenen Bildern. Das ist schade. Die Menschen werden in Schubladen gesteckt – immer noch. Dabei gibt es nicht nur *den* Wessi und

den Ossi, sondern ganz viele verschiedene Wessis und Ossis. Aber viele nutzen die Chance nicht, ihr Bild zu korrigieren oder zu erweitern.

Ich denke, es müssen mehr Geschichten aus dem Leben erzählt werden. Entscheidend ist dabei, einander zuzuhören, zu verstehen und aufzuhören, alles und alle in Ost-West-Schubladen zu stecken. Nur so wird der Blick frei auf das tatsächliche, vielfältige Leben, das ich hier seit 1994 erfahre. Ich möchte, dass wir diesem Leben wieder mehr Raum geben.

Abkürzungsverzeichnis

ABF	Arbeiter- und Bauernfakultät
ABM	Arbeitsbeschaffungsmaßnahme
AG	Arbeitsgemeinschaft
ASK	Armeesportklub
BGL	Betriebsgewerkschaftsleitung
EDV	Elektronische Datenverarbeitung
EOS	Erweiterte Oberschule
FDGB	Freier Deutscher Gewerkschaftsbund
FDJ	Freie Deutsche Jugend
FH	Fachhochschule
HO	Handelsorganisation
LPG	Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft
MfS	Ministerium für Staatssicherheit
MZ	Motorradwerke Zschopau (die Abkürzung bezeichnet eine Motorradmarke des VEB Motorradwerke Zschopau)
NSW	Nicht-Sozialistisches Wirtschaftsgebiet
NVA	Nationale Volksarmee
PDS	Partei des Demokratischen Sozialismus
PGH	Produktionsgenossenschaft des Handwerks

POS	Polytechnische Oberschule
RAW	Reichsbahnausbesserungswerk
RGW	Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe
SED	Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands
SPK	Staatlichen Plankommission
Stasi	umgangssprachlich für Ministerium für Staatssicherheit (MfS)
VEB	Volkseigener Betrieb

Die Erzählerinnen und Erzähler des Projekts „30 Jahre Deutsche Einheit: Deine Geschichte – Unsere Zukunft“

Digitaler Erzählsalon Arbeit vom 16. Juni 2020

Olaf Forner (*1965) aus Berlin

Roland Walter (*1963) aus Berlin

Dagmar Möbius (*1965) aus Berlin

Antje Remke (*1968) aus Berlin

Barbara Staib (*1951) aus Berlin

Freimut Aurich (*1953) aus Chemnitz (Sachsen)

Uwe Friemel (*1984) aus Augustusburg (Sachsen)

Lars Müller (*1999) aus Chemnitz (Sachsen)

Marion Zosel-Mohr (*1956) aus Stendal (Sachsen-Anhalt)

Digitaler Erzählsalon Gesundheit vom 23. Juni 2020

Claudia Menzel (*1973) aus Weimar (Thüringen)

Volkmar Lischka (*1941) aus Stendal (Sachsen-Anhalt)

Brigitte Böttcher (*1943) aus Bannewitz (Sachsen)

Bettina Berger (*1967) aus Herdecke (Nordrhein-Westfalen)

Heinrich Niemann (*1944) aus Berlin

Digitaler Erzählsalon Mecklenburgischen Seenplatte vom 25. Juni 2020

Stephanie Maluschak (*1975) aus Waren (Müritz) (Mecklenburg-Vorpommern)

Thomas Winkler (*1975) Volksdorf (Mecklenburg-Vorpommern)

Anna Maria Mader (*1956) aus Krukow (Mecklenburg-Vorpommern)

Neda Nouri-Fritsche (*1984) aus Bollewick (Mecklenburg-Vorpommern)

Bertold Meyer (*1956) aus Bollewick (Mecklenburg-Vorpommern)

Nadine Julitz (*1990) aus Waren (Müritz) (Mecklenburg-Vorpommern)

Kathrin Grumbach (*1964) aus Röbel (Mecklenburg-Vorpommern)

Digitaler Erzählsalon Bildung vom 30. Juni 2020

Astrid Weiß (*1960) aus Penkun (Mecklenburg-Vorpommern)

Michael Weiß (*1960) aus Penkun (Mecklenburg-Vorpommern)

Eckhard Netzmann (*1938) aus Berlin

Elisabeth Stauß (*1945) aus Radeberg (Sachsen)

Steffen Palm (*1962) aus Pößneck (Thüringen)

Dorothea Breuer (*1970) aus Idstein (Hessen)

Ute Schmerbauch (*1978) aus Torgau (Sachsen)

Susanne Borkowski (*1972) aus Lüderitz (Sachsen-Anhalt)

Digitaler Erzählsalon Thüringer Wald vom 2. Juli 2020

Marcus Clauder (*1983) aus Suhl (Thüringen)

Hans Rinn (*1953) aus Ilmenau (Thüringen)

Norbert Wagner (*1957) aus Ilmenau (Thüringen)

Matthias Prediger (*1955) aus Ilmenau (Thüringen)

Denny Conrad (*1977) aus Nauheim (Hessen)

Leon Schwalbe (*2004) Saalfeld/Saale (Thüringen)

Werner Thomas (*1953) aus Rudolstadt (Thüringen)

Digitaler Erzählsalon Frauen vom 7. Juli 2020

Dr. Gabriela Ivan (*1951) aus Berlin

Christa Bertag (*1942) aus Berlin

Karin Dalhus (*1951) aus Berlin

Sabine Ascui (*1962) aus Berlin

Alexandra Jelitte (*1969) aus Berlin

Eva Niehoff (*1965) aus Kiel (Schleswig-Holstein)

Manuela Vogt (*1977) aus Jena (Thüringen)

Dr. Mandy Tröger (*1980) aus München (Bayern)

Digitaler Erzählsalon Brandenburgische Lausitz vom 9. Juli 2020

Ines Krause (*1985) aus Cottbus (Brandenburg)

Katharina König (*1990) aus Cottbus (Brandenburg)

Lothar Judith (*1957) aus Cottbus (Brandenburg)

Ramona Gemeiner (*1972) aus Gallinchen (Brandenburg)

Gerold Schellstede (*1939) aus Großräschen (Brandenburg)

Thomas Zenker (*1961) aus Großräschen (Brandenburg)

Juliane Marko (*1986) aus Altdöbern (Brandenburg)

Digitaler Erzählsalon Soziale Marktwirtschaft vom 14. Juli 2020

Ingo Kaufmann (*1969) aus Meerane (Sachsen)

Hubert Getzin (*1942) aus Plau am See (Mecklenburg-Vorpommern)

Tobias Nendel (*1985) aus München (Bayern)

Monique Herrmann (*1944) aus Riesa (Sachsen)

Wolfgang Dübel (*1941) aus Bernau (Brandenburg)

Detlef Jank (*1938) aus Berlin

Rolf Sukowski (*1948) aus Berlin

Digitaler Erzählsalon Oderbruch vom 16. Juli 2020

Ulrich Edelmann (*1965) aus Siehdichum (Brandenburg)

Martin Podoll (*1978) aus Bad Freienwalde (Brandenburg)

Michael Rubin (*1959) aus Zollbrücke (Brandenburg)

Tobias Morgenstern (*1960) aus Zollbrücke (Brandenburg)

Digitaler Erzählsalon Konsum vom 21. Juli 2020

Karin Weitze (*1951) aus Cottbus (Brandenburg)

Uwe Trostel (*1941) aus Berlin

Marlies Ameling (*1952) aus Wernigerode (Sachsen-Anhalt)

Helmut Meyer (*1935) aus Berlin

Bernd Sauer (*1946) aus Steinach (Thüringen)

Michael Rahnfeld (*1985) aus Erfurt (Thüringen)

Marion Thomas (*1956) aus Wildbach (Sachsen)

Digitaler Erzählsalon Burgenlandkreis vom 23. Juli 2020

Irmgard Petzold (*1930) aus Droyßig (Sachsen-Anhalt)

Susan Teßner (*1972) aus Zangenberg (Sachsen-Anhalt)

Johanna Butting (*1961) aus Droyßig (Sachsen-Anhalt)

Tobias Jacobs (*1962) aus Droyßig (Sachsen-Anhalt)

Leonie Türpe (*1985) aus Naumburg (Sachsen-Anhalt)

Lukas Herzer (*1996) aus Naumburg (Sachsen-Anhalt)

Andy Haugk (*1973) aus Hohenmölsen (Sachsen-Anhalt)

Digitaler Erzählsalon Migration vom 28. Juli 2020

Omar Kassab (*1984) aus Großräschen (Brandenburg)

Olly Bond (*1971) aus Dornburg-Camburg (Thüringen)

Virgilio Uamusse (*1967) aus Burbach/Siegerland (Nordrhein-Westfalen)

Annette Berger (*1968) aus Pechau (Sachsen-Anhalt)

Hong Wang (*1971) aus Jena (Thüringen)

Jochen Oltmer (*1965) aus Bad Essen (Niedersachsen)

José Paca (*1961) aus Erfurt (Thüringen)

Digitaler Erzählsalon Altmark vom 30. Juli 2020

Julia Seyer (*1989) aus Magdeburg (Sachsen-Anhalt)

Michael Hentschel (*1943) aus Stendal (Sachsen-Anhalt)

Bernd Zürcher (*1954) aus Tangerhütte (Sachsen-Anhalt)

Juliane Kleemann (*1970) aus Stendal (Sachsen-Anhalt)

Hannes Rühlmann (*1956) aus Rochau (Sachsen-Anhalt)

Janet Gellert-Kricheldorf (*1980) aus Brewitz (Sachsen-Anhalt)

Digitaler Erzählsalon Altenpflege vom 4. August 2020

Uta Sadowski-Lehmann (*1967) aus Berlin

Tobias Ittner (*1993) aus Jena (Thüringen)

Heinz Birch (*1927) aus Berlin

Luiz Ramalho (*1952) aus Berlin

Ulla Fischer (*1937) aus Eisenach (Thüringen)

Sarah Bertram (*1991) aus Chemnitz (Sachsen)

Digitaler Erzählsalon Nordwestmecklenburg vom 6. August 2020

Gerdt Puchta (*1951) aus Rostock (Mecklenburg-Vorpommern)

Jens Krause (*1964) aus Dorf Mecklenburg (Mecklenburg-Vorpommern)

Barbara Borchardt (*1956) aus Barnin (Mecklenburg-Vorpommern)

Renate Schürmeyer (*1957) aus Jeese (Mecklenburg-Vorpommern)

Ton Matton (*1964 in den Niederlanden) aus Wendorf (Mecklenburg-Vorpommern)

Susanne Gabler (*1978) aus Wismar (Mecklenburg-Vorpommern)

Digitaler Erzählsalon Familie vom 11. August 2020

Ania Remis (*1983) aus Berlin

Anna Biermann (*1975) aus Berlin

Knut Harnisch (*1958) aus Berlin

Heidi Heine (*1955) aus Riesa (Sachsen)

Bernd Havenstein (*1952) aus Berlin

Heinz Pfaff (*1946) aus Halle (Saale) (Sachsen-Anhalt)

Janine Berg-Peer (*1944) aus Berlin

Diana Sommer (*1986) aus Dornburg-Camburg (Thüringen)

Digitaler Erzählsalon Erzgebirge vom 13. August 2020

Angela Klier (*1961) aus Aue-Bad Schlema (Sachsen)

Michael Theß (*1969) aus Berlin

Udo Mauersberger (*1951) aus Mildenau (Sachsen)

Nicole Baumann (*1978) aus Gablenz (Sachsen)

Robert Häußler (*1970) aus Lößnitz (Sachsen)

Konrad Barth (*1939) aus Bad Schlema (Sachsen)

Otfried Frenzel (*1938) aus Chemnitz (Sachsen)

Digitaler Erzählsalon Demokratie vom 18. August 2020

Kerstin Lindner (*1955) aus Braunschweig (Niedersachsen)

Alexander Schmejkal (*1943) aus Neuenhagen (Brandenburg)

Eveline Lämmer (*1953) aus Berlin

Wolf-Rüdiger Hegerding (*1951) aus Berlin

Christiane Ziller (*1963) aus Zühlsdorf (Brandenburg)

Sylvia Otto (*1949) aus Lindig (Thüringen)

Matthias Berg (*1960) aus Hamburg

Steffi Wecke (*1972) aus Osterburg (Sachsen-Anhalt)

Digitaler Erzählsalon Saale-Holzland-Kreis vom 20. August 2020

Lydia Keller (*1989) aus Dornburg-Camburg (Thüringen)

Carla Meierl (*1963) aus Thierschneck (Thüringen)

Udo Große (*1961) aus Reinstädt (Thüringen)

Ortrud Büschel (*1957) aus Bibra (Thüringen)

Günther Klüger (*1953) aus Kahla (Thüringen)

Michael Greßler (*1966) aus Leislau (Sachsen-Anhalt)

Digitaler Erzählsalon Vogtland vom 27. August 2020

Dr. Werner Hager (*1943) aus Plauen (Sachsen)

Gerhard Armbruster (*1934) aus Netzschkau (Sachsen)

Simone Heilmann (*1960) aus Plauen (Sachsen)

Erika Volkmann (*1958) aus Plauen (Sachsen)

Lars Buchmann (*1979) aus Plauen (Sachsen)

Yvonne Scharnagl (*1981) aus Plauen (Sachsen)

Bernd Müller (*1957) aus Markneukirchen (Sachsen)

Ekkard Seidl (*1963) aus Markneukirchen (Sachsen)

Karl Robert Schnick (*1937) aus Plauen (Sachsen)